Münchhausen in Amerika.

ALOIS REICHMANN
BUCHHANDLUNG
Wien, IV., Hauptstr. 18.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/mnchhauseninamer01clar

ps. for Clark, Chas. Heber

Münchhausen in Amerika.

Ein Potpourri schnurriger Geschichten

nebst

einer philosophischen Abhandlung

über

„Ellbogen-Raum."

Nach dem Amerikanischen des Max Adeler

von

Heichen-Abenheim.

Stuttgart.

Verlag von Aug. Berth. Auerbach.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

RBR
Jantz
#1614

Mitte April empfingen wir das nachstehende Schreiben, d. d. Blechlingen, 1. April 1877.

„Hochzuverehrende Herren!

Zu dem Buche, welches ich Ihnen im Laufe des vergangenen Monats durch meinen Freund, Herrn Max Adeler, in täglich zwölf Druckseiten per Kabel habe telegraphiren lassen, möchte ich Ihnen im Gegenwärtigen noch eine kleine Vorrede senden, damit Ihre Leser meinen Beitrag zur Geschichte der Gegenwart nach jeder Richtung hin zu würdigen vermögen.

Zuvörderst mag es angezeigt sein zu bemerken, daß ich in directer Linie von dem Ihren Lesern ohne Zweifel bekannten Historiker Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen abstamme, welcher mein Urgroßvater gewesen ist. Die Einzelheiten meines Stammbaums aufzuführen unterlasse ich, da dies von keiner historischen Bedeutung ist. Nur soviel will ich bemerken, daß schon mein Vater Wunibald Gustav von Münchhausen, welcher verschiedene Ehrenämter in Amerika bekleidet hat und wegen seiner Verdienste auf dem Gebiete der vergleichenden Statistik von mehreren Universitäten zum Doctor horroris causa ernannt worden ist, das „von" vor seinem Namen als eines amerikanischen Bürgers nicht würdig abgelegt und uns Kindern immer eingeprägt hat, daß der

angestammte Wahrheitssinn der Münchhausen und die große Naturanlage für Geschichtschreibung, welche die Abkömmlinge dieses Geschlechts auszeichnet, ihre kostbarste Mitgabe bilde.

Mein Vater starb früh in Folge einer Anekdote, welche er durch widrige Umstände verhindert wurde zu erzählen und die ihm nun in der Kehle stecken blieb, von da weiter zurückschlug und seinem Leben durch einen Lungenkrampf ein Ende machte. An seinem Sterbebette gelobte ich, sein Andenken und den alten Ruhm der Münchhausen neu zu verherrlichen, sobald mir die Umstände eine günstige Gelegenheit dazu verstatten würden.

Diese meine Absicht frühzeitig auszuführen, wurde ich durch die Stürme des amerikanischen Bürgerkriegs verhindert, an welchem ich in allen seinen wechselvollen Stadien einen hervorragenden Antheil nahm. Der kühne Reitermarsch, welchen ich nach Verabredung mit meinem Freunde Sheridan im Rücken der Lee'schen Armee ausführte, entschied das Schicksal des Schlachttags bei Five Forks und damit den Ausgang des Secessions-Krieges. Ich allein machte an jenem denkwürdigen Tage nahe an 5000 Gefangene. Leider mußte ich auch Zeuge des unglückseligen Vorfalles sein, welcher die Union ihres unvergeßlichen Präsidenten Lincoln, der ein persönlicher Bekannter von mir war, beraubte. Zum Unglück — wer weiß, wie es sonst anders gegangen wäre — hatte ich mich an jenem Abend etwas verspätet, und die Vorstellung hatte schon seit einiger Zeit begonnen, als ich durch die Seitenthür, deren ich mich gewöhnlich bediente, in's Schauspielhaus trat. In dem Augenblick da ich die Thüre öffnete, stürzte ein Mann auf mich nieder, indem er mich durch die Wucht seines Falles mit sich zu Boden riß. Ergrimmt fuhr ich auf und faßte halb bewußtlos vor Schmerz einen schwarzen Gegenstand, welcher über mir lag. Im nächsten Augenblick fühlte ich einen heftigen Ruck, der Gegen-

stand, welchen ich in der Hand hielt, gab nach und ich fand mich im Besitze eines Rockschooßes, in dessen Tasche das Manuscript der Rolle des Verrina im „Fiesco“ und drei Pfandleih-Billete staken. Noch ehe ich recht wußte, was nur das Alles bedeuten sollte, (denn ich hatte starke Quetschungen erlitten) kam es brüllend und tosend die Treppe herunter und von allen Seiten umgab mich eine wüthende Menschenmenge, die unter den Zeichen der schrecklichsten Erregung auf mich eindrang. ‚Packt ihn!‘ ‚Der ist es!‘ ‚Hängt ihn!‘ ‚Lyncht ihn!‘ so tobte es rings um mich und ich wundere mich heute noch, wie ich der Volkswuth an jenem Abend entgangen bin. Ich wurde verhaftet und es dauerte geraume Zeit, ehe ich meine Unschuld documentiren und meine Freiheit wiedererlangen konnte.

Eine nicht minder große Gefahr, welcher ich aber gleichfalls glücklich entging, bestand ich, als ich in einer Special-Mission der Vereinigten Staaten die Vermessungen leitete, welche aus Veranlassung der damals bestehenden Absicht, den Isthmus von Panama zu durchstechen, ausgeführt wurden. Es gab nämlich zu jener Zeit eine Partei-Gruppe in den Vereinigten Staaten (zu derselben gehörten namentlich die gegen England in Folge der damals gerade anhängigen Alabama-Streitsache unversöhnlich Gestimmten), welche den Plan unterhielt, mittelst Durchbohrung der genannten Landenge und der hieraus nach dem Ausspruch von Fachmännern resultirenden Veränderung der Richtung des Golf-Stromes das europäische Klima mit einem Schlag zu ändern und dadurch an England sowohl als an Frankreich die empfindlichste Rache zu üben. Jene Vermessungen machten es unter Anderem nöthig, daß ich eine sehr beträchtliche Strecke des caraibischen Meeres durchschwimmen mußte, und hiebei ich in eine sehr gefährliche Collision mit einem Haifisch gerieth, welcher es augenscheinlich darauf abgesehen hatte, meine Beine an sich zu

bringen. Glücklicherweise hatte ich mich nicht nur mit dem Schwimm-Apparat versehen, zu welchem ich kurze Zeit zuvor dem Capitän Boyton die Anleitung gegeben hatte und welchen dieser inzwischen durch einige nebensächliche Zuthaten vervollkommnet hat, sondern ich hatte auch die neueste Sorte von Torpedos, wie sie in Blechlingen unter meiner persönlichen Inspection fabricirt werden, in ziemlich beträchtlicher Anzahl mitgenommen. Dies kam mir jetzt gut zu Statten, denn es gelang mir im entscheidenden Momente, wenn gleich erst nach einigen qualvollen Augenblicken, da mir in letzter Minute mehrere naß gewordene Zündhölzchen versagten — das gefräßige Ungethüm zu erlegen. Da ich die Interessen der präcisen Wissenschaft bei Allem was ich thue immer zu fördern suche und mir kein Fall bekannt war, daß ein Haifisch — wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten — scientifisch secirt worden, so entschloß ich mich, nachdem der erste Schreck vorübergegangen war, das Thier regelrecht zu seciren. Die dabei gewonnenen Resultate schrieb ich beim Nachhauseschwimmen auf und sandte sie später an meinen Freund Agassiz, welcher daraus eines der lehrreichsten Capitel seines berühmten naturgeschichtlichen Werkes gebildet hat.

Seitdem bin ich nur einmal wieder in allgemein nationalen Angelegenheiten in die Oeffentlichkeit getreten, nämlich bei der Sprengung des Ihnen ohne Zweifel bekannten Hell-Gate zu New-York im November 1876.

Man hatte mich, da meine Gewandtheit in der Schilderung historischer Episoden bekannt ist, ersucht, bei dieser hochwichtigen Veranlassung als Berichterstatter anwesend zu sein, eine Aufforderung welcher ich mich nicht entziehen konnte. Um die Sprengung der Minen genau beobachten zu können, hatte ich mir einen kleinen Spiegel mitgenommen und auf mechanischem Wege eine künstliche Armverlängerung construirt, womit ich denselben weit genug weghalten konnte. Unglück-

licherweise traf ein Felsblock diesen Apparat und riß ihn mit sich fort, so daß ich den weiteren Verlauf des Vorgangs nur unvollkommen beobachten konnte. Wie ich aus den Zeitungen ersehe, ist Arm und Spiegel in Europa auf der Insel Milo an's Land gespült worden, und es mag gut sein, die öffentliche Meinung in dieser Hinsicht richtig zu stellen, da, wie es scheint, mein Apparat irrigerweise für das fehlende Glied der Venus von Milo gehalten wird.

Im Ganzen aber lebe ich schon seit einer Reihe von Jahren still und zurückgezogen in dem deutsch-amerikanischen Städtchen Blechlingen, auf dessen Entwicklungsgeschichte ich von wesentlichem Einfluß gewesen bin. Der Geist, welcher dieses zukunftsreiche Gemeinwesen erfüllt, ist zum große Theile mein Werk, indem ich keine Gelegenheit versäume, der Bevölkerung klar zu machen, daß unsere Zeit Neues verlangt und daß es Amerika vorbehalten ist, durch hervorragende Erfindungen die Probleme der menschlichen Gesellschaft zu lösen. Der Wunsch, meinem geliebten Blechlingen auch außerhalb Amerika's denjenigen Ruf zu verschaffen, welchen die Thatkraft seiner Bürger verdient, ist es, was mich veranlaßt hat, eine Chronik unseres Blechlinger Gemeinwesens zu verfassen und durch Herrn Max Adeler, meinen langjährigen Freund und Mitarbeiter, in Buchform bringen zu lassen. Um dem europäischen Verleger seine Aufgabe zu erleichtern, habe ich mich verbindlich gemacht, die erste Auflage des Werkes für Blechlingen zu übernehmen, so daß Sie für das jenseitige Publicum eine zweite unveränderte Auflage zu drucken haben werden.

Es soll mich freuen, wenn meine Schilderungen auch in Europa Anklang finden, obwohl ich die Möglichkeit nicht leugnen will, daß die ernste Auffassung, welche wir hier vom Leben haben, in Ihrem Lande nicht voll nach Verdienst gewürdigt werden könnte. Beifügen muß ich noch, daß der

Prolog, den Herr Adeler aus eigener Initiative beizufügen für gut befunden hat und welcher in einem „Ellbogen-Raum" betitelten philosophischen Beitrag zur Sociologie besteht, nicht mein Werk ist und daß ich die Verantwortlichkeit hiefür genanntem Herrn überlasse, da Betrachtungen philosophischer Natur niemals eine Schwäche der Münchhausen gewesen sind.

Ich hoffe, hochzuverehrende Herren, daß Sie es verstehen werden, durch jene kleine Zuthaten, welche Sache des Herausgebers sind, meinem Werke die gebührende Anerkennung Seitens des deutschen Publicums zu verschaffen, und bin nicht abgeneigt, Ihnen in diesem Falle später weitere Erzeugnisse meiner ernsten Muse auf dem gleichen Wege zukommen zu lassen.

In Hochachtung

Ihr

Hans Hieronymus Munchhousen."

Wir übergeben unsererseits die nachfolgenden Aufzeichnungen dem verehrlichen Publicum mit der freundlichen Bitte, dieselben als Vorbereitung für die nicht minder wahrheitsgetreuen Berichte, welche vom russisch-türkischen Kriegsschauplatz demnächst zu gewärtigen sind, gütig aufnehmen zu wollen.

Stuttgart, am 10. Mai 1877.

Leopold Abenheim.

Paul Heichen.

Hans Hieronymus Munchhousen's

Chronik von Blechlingen.

Zweite unveränderte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Aug. Berth. Auerbach.

Inhalts-Uebersicht.

Seite

Erstes Capitel. Prolog. Was „Ellbogen-Raum" ist und werth ist 1

Die Großstädtler-Uniform. — Der Popanz „Qu'en pensera-t-on?". — Menschennatur in Hemdärmeln. — Lachen ein Privilegium des Menschen. — Der Schauplatz unserer Erzählung. — Die Umgegend von Blechlingen. — Blechlingen selbst.

Zweites Capitel, in welchem der erschreckliche Unfall berichtet wird, so des Herrn Schmalz zartem Säugling zustieß 9

Herr und Frau Schmalz. — Herr Schmalz magnetisirt seinen Sprößling. — Herr Schmalz wird unruhig. — Schmälzlein's Zukunft gefährdet. — Frau Schmalz ängstigt sich. — Schmalz in extremis. — Schmälzlein's Rettung durch Doctor Braun. — Sturm im Schmalz'schen Ehehafen. — Frau Trine Schmalzens Scheidungsklage. — Frau Schmalz beschwert sich über ihres Gatten Flöte. — Eheliche Missethaten des Leberecht Schmalz. — Papa Schmalz als Pädagog und Mäusefänger. — Der vorläufige Abschluß von Schmalzens Leiden.

Drittes Capitel, so von Binnen-Schifffahrt handelt und den Leser mit gar vielen lehrreichen Erfindungen bekannt macht. 22

Blechlingen und seine Binnen-Schifffahrt. — Capitän Rohrdommel's verbesserte Eseltreiber-Methode. — Galvanisirte Maulesel. — Canalschifffahrts-Verbesserungspläne. — Maßelgruber. Piepenbrink.

Seite

— Purzpichler. Wunderlich. — Linsenmeier. — Schwänzlein. Schummler. Abele. Specht. — Piepenbrink's „Unverderbliche Armee-Patent-Wurst." — Wurst oder Revolver? — Piepenbrink vor dem Repräsentanten-Haus. — Commissions-Erfund der Armee-Patent-Wurst. — Piepenbrink wird abschlägig beschieden. — Dunkle Machinationen in Europa.

Viertes Capitel, berichtet gar mancherlei schlimme Erfahrungen, so Herr Baldamus Bohnenstengel als Pferdebesitzer gemacht hat 35

Bohnenstengel's Lungenpfeifer. — Das ideale Roß. — Schönheitssinn und Gaulsknochen. — Drehkrankheit und Bremsenwürmer. — Das magnum bonum eines richtigen Pferdes. — Schön-Baldamus und Süß-Eulalia. — Was der Jokel meinte. — Ein Pferd, das ‚Liebe zu Kindern' hat. — Eine Morphium-Einspritzung per Zwickbohrer. — Amyntor's Leiden. — Amyntor lauscht geweihten Klängen. — Eine theure Erinnerung. — Herr und Frau Lilienstengel. — Nehemias Lilienstengel's Häuslichkeit. — Eine Erzählung mit Hindernissen. — Minne in der Praxis. — Sturm im Kalender. — Aghil Aga's lose Streiche. — Eine Niederlage zu Wasser. — Sanfte Heilmittel. — Aghil Aga's tragisches Ende.

Fünftes Capitel, sothanes Capitel bemerkenswerth ist ob gewisser Vorgänge, die auf Pädagogik Bezug haben . 57

Schulwesen in Blechlingen. — Amadeus Watschler. — Herodot mit Eigelb. — Die Wüste Sara. — Frau Irma Watschler löst das Mißverständniß. — Magister Placidus Klopfer. — Die Schlacht bei Cannä im Schulzimmer. — Eine harmlose Kriegsbeute. — Folgen der Schlacht bei Cannä. — Paul Schulze junior. — Was Paul Schulze selbst erlebt hat. — Ein Schwein comme il faut. — Paul Schulze und die Tochter des Häuptlings. — Eine Frosch-Geschichte. — Klopfer's Leiden. — Eine unangenehme innere Stimme. — Der Quaker in der Kirche. — Nächtliche Ständchen. — Klopfer's Mißgeschick. — Der Liebe Müh' umsonst.

Seite

Sechstes Capitel. Der Leser macht die Bekanntschaft des Herrn Typophil Griesgram und lernt die mannigfachen Unannehmlichkeiten im Leben eines Redacteurs würdigen 77

Herr Typophil Griesgram. — Ein journalistisches Genie. — Griesgram und Schmachtlappen. — Trauerweiden und Cypressen auf Seite 797. — Marco und Uglunde. — Roman-Liebchen der Zukunft. — Die kinderlose Frau Stark und ihr Enkelsohn. — Schmachtlappen geht in sein Kämmerlein. — „Ich, mein Herr, bin Stankewitz." — Ansteckung durch Stiefel. — Nasen-Schützer. — Neue häusliche Bequemlichkeiten. — Stankewitz zieht ab.

Siebentes Capitel. Selbiges handelt von Landwirthschaft und Gärtnerei und mag dem Leser allerlei nützliche Winke geben 90

Piepenbrink's Garten- und Feldbau-Intendant. — Ein Schütze eigener Art. — Maßlieb's Hunde-Theorie. — Höhere Landwirthschaft. — Eine Garten-Gründung. — Baumpfahl öffnet Piepenbrink die Augen. — Zustände nach der Gründung. — Klauber furioso. — Piepenbrink's Rasenmäher. — Waizenfelder's Trauer und Landwirthschaft. — Ein Unfall auf dem Nesensippi. — Rasender Rasenmäher-Begehr in Blechlingen.

Achtes Capitel. Eine veritable Wanderkirche 103

Eine verfolgte Kirche. — Verwicklungen innerhalb der Kirche. — Abenteuer eines Hutes. — Kandelsieder's Zorn. — Kleine Ursachen, große Folgen. — Eine Nachwirkung der Sündfluth. — Kimmich und Ajax. — Ein aufgewühlter Frauenbusen. — Windbeutel berichtet über den Erfolg seiner Mission. — Häuptlinge und Hemden. — Afrikanische Cultur-Bestrebungen.

Neuntes Capitel. Amadeus Watschler's Kuh, eine kuh-rioſe und a-muh-ſante Geſchichte 115

Lactantius Weise. — Philosophie des Unbewässerten. — Die Wohlthaten der Pumpe. — Die Folge wässeriger Argumente. — Eine verleumdete Kuh. — Stephan Haarwachs als Experimentalist. — Ein

Seite

profitabler Tagelöhner. — Kuh-Fraßeologie. — Eine gefährliche Somnambüle.

Zehntes Capitel, welches mannigfache interessante Streiflichter auf Blechlingen's Rechts- und Verwaltungsleben wirft 126

Blechlingen's städtische Verwaltung. — Ein Diener der Aufklärung. — Gallus Schreihals läßt sich nicht irre machen. — Folgen einer Kalender-Verwechslung. — „Sie können ruhig schlafen!" — Ein fürsorglicher Nachtwächter. — Blechlinger Neueste Nachrichten. — Eine männliche Scheherzade. — Pythagoras Schafskopf. — Der falsche Joseph. — Das Auge des Gesetzes. — Ein mißverstandener Vorkämpfer. — Schafskopf's Erstaunen und Reue. — Accisor Steinborn. — Ein Besteuerungs-Genie. — Steuer auf Kinder. — Steuer auf Götzenbilder.

Elftes Capitel, in welchem über Beerdigung und Eheschließung der Betrachtungen gar viele niedergelegt sind 143

Magdalene. — Brombeeren-Müller. — Miller. — Auch ein Vorschuß-Geschäft. — Eine peinliche Interpellation. — Frau Müller-Möller-Miller-Meisel. — Gottlieb, Gottlob, Gotthold oder Gottfried? — „Vier Grabsteine, Herr Harsch!" — Ein gewichtiges Hochzeitspräsent. — Zwei und ein Achtel Frauenzimmer. — Moralische Polygamie. — Staatshilfe gegen Wittwen. — Jungfräuliches Mitgefühl. — „O diese Wittwen!" — Der Antheil von acht und einem halben Frauenzimmer. — Ein Mittel gegen zaudernde Rechtsbeistände.

Zwölftes Capitel, erzählt etwelche drollige Abenteuer, somaßen dem Herrn Florian Kandelsieder unterlaufen sind 159

Kandelsiederiana. — „Eine Maus! eine Maus!" schrie Kandelsieder. — Leonore um's Morgenroth. — Freuden eines Hausbesitzers. — Geniale Erfindungen in der Praxis. — Florian Kandelsieder's intime Geständnisse. — Auctionen und „Billige Sachen." — Ofenrohr und Pfirsichbaum. — Mamsell Mieze's Irrfahrten. — Kandelsieder als Artillerist. — Alles für die Katze. — Missethaten einer Wand-

Seite

uhr. — Folgen eines irrigen Zeitbegriffs. — Eine erhabene Kuhschelle. — Zweihundertunddreizehn Bügeleisen.

Dreizehntes Capitel, welches in höchst seltsamlicher Weise von Wettrennen und auch gar manchen anderen Dingen Kunde giebt 178

Das Wettrennen im „Teufelsgrund." — Ein durchschlagender Dichter. — Bismarck und Arnim. — Longfellow wirft Beecher-Stowe zu Boden. — Ein Eisenbahn-Mord mit Himbeersaft. — Eine Augenzeugin der That. — Der Prophet Israel's und seine Schwiegermutter. — Moses der Erste. — Lämmlein's Geduld geht zur Neige. — Frau Jethro und Frau Moses, geborene Jethro. — Petrus Lämmlein verliert seine Wette. — Ein Opfer der Wissenschaft. — Folgen einer Viehkauf-Reise. — Lämmlein als unfreiwilliger Jäger.

Vierzehntes Capitel. Seltsame Wilde 192

Abel Schnabel. — Die Ci-go-rien-Inseln. — Missionäre vom Standpunkt der Eingeborenen aus. — Gebratener Missionär mit Zwiebeln und Merrettig. — Rufus Hasenkleber. — Der Freund des Armen Rothen Mannes. — Atmosphärischer Scalp-Heber. Hasenkleber'sche Philanthropie. — Tobias Quintlein. — Karlchen's Spielbär. — Schmähliches Ende eines Jagdhunds.

Fünfzehntes Capitel, meldet gar jämmerliche Erfahrungen eines liebekranken Jünglings 205

Gracchus Zwiebel. — Hornmusik mit Schwierigkeiten. — Tante Sibbe's Ohrtrompete. — Eine wirklich drollige Geschichte. — Gracchus im Pech. — Die verzauberten Goldfische. — Ein verunglückter Taschenspieler. — Eine Wasserhose im Zimmer. — Letztwillige Verfügungen des Gracchus Zwiebel. — „Mein Herz wollt Ihr in Spiritus an meine Liebste geben!" — Zwiebel geht seinem Schicksal entgegen. — Zwiebel's Beschäftigung nach dem Selbstmord. — Gehalt-Abzug für die Dauer des Selbstmords.

Seite

Sechzehntes Capitel. Leberecht Schmalz, der Magnetiseur, als Nimrod und als Ehemann 217

Leberecht Schmalz als Schütze. — Hasenjagd mit Hindernissen. — Gescheiterte Friedens-Verhandlungen. — Wiederbeginn der „Ehe" genannten Feindseligkeiten. — Angewandte Arithmetik. — Eine unruhige Nacht. — Benjamin Franklin stellt die Ruhe her. — Ein neues Narcoticum. — Eine scientifische Wette. — Der Kater im Ballon. — Schmalz als Historiker. — Schicksale eines Thermometers.

Siebzehntes Capitel. Wie in Blechlingen eine Wahlschlacht geleitet wird 230

Blechlinger Politica. — Ein folgenschweres Mißverständniß. — Commandant Maultrommel. — „Zeigen Sie das Zwillingspaar!" — Die Folgen desavouirter Zwillinge. — Der Stadtdirector wider Willen. — Eine tendenziöse Selbstbiographie. — Senft in Nöthen. — Wie sich Senft der Wiederwahl entzieht.

Achtzehntes Capitel. Ein lustiges Histörchen vom Wecker Kikeriki 239

De Gallo. — Der bucolische Hahn. — Der Herold der Sonne. — Meister Kikeriki's Tugenden. — Der Hahn als Familienvater. — Unliebsame Concurrenz. — Ein verunglückter Vortrag. — Lilienstengel's Lobrede. — Mißbrauch väterlicher Wärme. Fortschrittliche Hahnen-Ideen. — Schöner Enthusiasmus einer Hahnen-Seele. — Gluck und Hähndel.

Neunzehntes Capitel, enthält allerlei Unsinn — womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß in den vorhergegangenen Capiteln nicht auch Unsinn enthalten gewesen . . . 250

Eine Gasrechnung-Explosion. — „Der Gasmesser kann nicht lügen." — Schreckliches Ende eines Gasometers. — Ein überquellender Humorist. — Magistrats-Rath Knödler. — Aurora Brinz, geb. Gans. — Zwei Strophen auf ihr Auge. — Besondere Kennzeichen. — Ein musterhafter Gatte nach dem Tode.

Seite

Zwanzigstes Capitel, erzählt vom König Johann Butterweck und wie es dem armen Trompeter Säuseler ergangen, sowie des ehrsamen Habakuk Purzpichler grausiges Mißgeschick beim Zahn-Ausziehen 260

Butterweck und Säuseler. — Folgen eines Fliegenstichs. — Der Trompeter von Blechlingen. — Habakuk Purzpichler's Zahnschmerzen. — Zahnarzt Dr. Quirl. — Experimental-Zahn-Technik. — Purzpichler farà da se. — Wirkung auf Martin Specht. — Eine Bereicherung der chirurgischen Empirie. — Purzpichler muß flüchten.

Einundzwanzigstes Capitel. Eine Gespenster-Geschichte . . 270

Der Friedhof zu Blechlingen. — Der ruhelose Todte. — Eine unterirdische Contremine. — „Gestern Abend hat man Sie begraben!" — Nutzbarmachung eines Sarges.

Zweiundzwanzigstes Capitel. Eine Scene im Schwurgerichts-Saal und allerlei Enthüllungen eines privatisirenden Zuchthäuslers 274

Eine schlimme Verwechslung. — „Hut ab im Gerichtssaal!" — Eine kostspielige Kopfbedeckung. — Der lackirte Schöffe. — Gefängniß-Verwaltung zu Blechlingen. — Unberechtigte Zusperrung des Zuchthauses. — Verstoßene Sträflinge. — Herr und Frau Schwadekrach. — Der privatisirende Zuchthäusler.

Dreiundzwanzigstes Capitel. Ein Hunde-Capitel 284

Bohnenstengel's Bullenbeißer. — Belagerung vom 12. Juni bis 2. Juli. — Fortgesetzte Tendenz, „auf den Hund zu kommen." — Streitfall Ziegele versus Abele. — Amputation durch Gracchus Zwiebel. — Ziegele's Schweifspitzenhälfte. — Ein neuer Salomo. — Pfummel versus Rummel. — Die Macht des menschlichen Geistes. — „Verstehst du jetzt den Rummel?" — Zwei Stützen des Blechlinger Gemeinwesens. — Ein Hunde-Verkäufer quand même. — „Der Mann in dem Hause dort drüben." — „Herein!" — Schwere Zeiten.

Seite

Vierundzwanzigstes Capitel, in welchem Griesgram's Leiden zum andern Mal Erwähnung finden . . . . . .

Griesgram's Leiden. — Verleumdung eines vielgeprüften Mannes. — Wurster-Höllenstein. — Gendarm Gimpel's Ansicht. — „Die Quelle seiner Lieder." — Mistische Strophen. — Incluſive Leichenstein. — Scenen im Sanctum eines Redacteurs. — Machilo. — Eine epochemachende Erfindung. — Der „Sommersonnenhitzeverminderungsapparat." — „Bu-u-u-um! bum! bum!" — Ein unverbesserlicher Erfinder. — Der „Ewige Jude" auf Besuch in Blechlingen. — Giftmichel interviewt den „Ewigen Juden." — Eine Mobilmachung im Vesuv. — Der einzige Trost des „Ewigen Juden." — Ein Engros-Gedächtniß.

Fünfundzwanzigstes Capitel. Wie man in Blechlingen einem Charlatan heimleuchtet 317

Dr. Ferblantier. — Ein anstößiger Schwiegersohn. — Dr. Ferblantier's „Haar-Beleber." — Ein folgenschwerer Etikette-Fehler. — Dankbare Kunden. — Ueberraschende Curen. — „Fleuch! o Blechschmied!"

Sechsundzwanzigstes Capitel, worin des Blechlinger Milizen-Generals Löwentritt erstaunliche Kriegsfahrten bei Friedenszeiten vermeldet werden 324

Eine gelehrte Anmerkung. — Hecht und Lachs. — Löwentritt um Mitternacht. — Rückzug via Wasserrinne. — Major Nestküken. — Zarte Andeutungen. — Ein reducirter Gatte. — Nestküken's letzte Worte. — Unerwartete Heimkehr. — Eine ergreifende Episode. — Ein bedenkliches da capo. — Schlimme Folgen einer Verspätung.

Siebenundzwanzigstes Capitel. Mancherlei geniale Erfindungen des Hans Linsenmeier 336

Hans Linsenmeier. — Linsenmeier's Wetterprophezeihungen. — Linsenmeier's selbstschaukelnde Wiege. — Erste Erfahrungen eines amerikanischen Säuglings. — Linsenmeier's Wasser-Perambulator. — Extra-Blatt und Ende.

Erstes Capitel.

Prolog.

Was „Ellbogen-Raum“ ist und werth ist.

Die Professoren der Sociologie haben sich bei Erforschung der Mysterien der Wissenschaft vom menschlichen Zusammenleben nicht darüber geeinigt, daß das, was der Engländer und Amerikaner „Ellbogen-Raum“ nennt, eines der hauptsächlichsten Bedürfnisse der modernen civilisirten Gesellschaft ist; aber das mag daher kommen, weil sie den Dingen, welche die Geschicke dieser Welt regieren, noch nicht auf den Grund gekommen und die Ur- und Original-Wahrheit noch nicht entdeckt haben. In eng zusammengezwängten Gemeinschaften sind den Menschen allerdings Gelegenheiten zur Entwickelung nach gewissen Richtungen geboten; nach anderen aber ist ihrem Wachsthum nicht minder sicher ein Riegel vorgeschoben. Ein Mensch, welcher in einer großen Stadt wohnt, pflegt gemeinhin mit der Zeit ein Schlaukopf zu werden, denn Schleifung von Geistern schafft ebenso, wie Schleifung von Kieseln, Politur und Glanz; vielleicht

aber hindert gerade dieser Proceß die freie Entfaltung anderer Theile seines Charakters. Wenn seine Individualität nicht theilweise inmitten des Gedränges verloren geht, so ist es wahrscheinlich, daß erstens die ihm inne wohnende Nachahmungs-Fähigkeit ihn bestimmen wird, sich einem anderen als seinem eignen Muster gemäß zu formen; und daß zweitens die Furcht vor dem Aufsehen-Erregen, welches die gewisse Folge der Abweichung vom Gewöhnlichen ist, ihn bestimmen wird, jedes ihm innewohnende Streben, das ihn seinen Nebenmenschen in beträchtlicherem Grade ungleich machen könnte, zu unterdrücken.

Das Haus, in welchem er wohnt, ist fest eingezwängt in eine Reihe von Gebäuden, die nach genau dem gleichen Plane errichtet sind, so daß der Einfluß, der durch die Behausung auf ihn ausgeübt wird, bis zu einem gewissen Grade demjenigen ähnlich ist, welcher auf seine Mitmenschen einwirkt. Von beiden Seiten wird ein Druck auf ihn in seinem Hause ausgeübt; und stürzt er sich in den geschäftlichen Strudel, so findet er dort einen noch viel empfindlicheren Druck in Gestalt einer scharfen Concurrenz, die ihn in beständige Collision mit anderen Menschen bringt, und ihn entweder selbst in's Pech bringen oder ihn nöthigen wird, seinen schwächern Nachbar in's Pech zu bringen.

Der Großstädtler hängt sich gern ein Mäntelchen von Reserve und Verstellung um. Hat er eigentlich auch von Natur aus die Neigung, auf unbetretenen und abseitsliegenden Pfaden zu wandeln, so entschließt er sich doch rasch, seine geheimen Wünsche zu unterdrücken und auf dem gebahnten Wege zu schreiten. Wenn Schulze im uncultivirten Zustand sich zweifellos in einer durchaus ursprünglichen Weise aufführen würde: so fügt er sich

im cultivirten socialen Zustande einer unvermeidlichen Besorgniß, daß Müller sonderbar von seinem Verhalten denken wird, und er modelt seine Handlungen dem Plane gemäß, welchen Müller, obgleich ihm lebhafte Triebe zu ungewöhnlicher und individueller Aufführung innewohnen, adoptirt hat, weil er sich davor fürchtet, daß er, wenn er anders handelte, von Schulze für sonderbar gehalten werden würde. Und dieweil kommt Meier, der vor Verlangen brennt, muthwillig in einer von seinen Consorten durchaus verschiedenen Richtung vorzugehen, zu der Erkenntniß, daß den Theorien, die augenscheinlich Schulze'n und Müller'n zu Verfechtern haben, Trotz bieten zu wollen sich herber Kritik aussetzen hieße; demgemäß bringt Meier dem Schrecken vor Schulze's und Müller's Meinung sich zum Opfer und fügt sich der Macht ihres Beispiels.

In kleineren und weniger dicht bevölkerten Gemeinschaften ist das Gewicht der öffentlichen Meinung nur unerheblich vermindert, der Druck aber ist nicht so unmittelbar. Da ist schon mehr „Ellbogen-Raum.“ Ein Mensch, der Jedermann um sich herum kennt, mißt mit einem vernünftigen Grade von Genauigkeit die Charaktere Jener, welche ihn beurtheilen werden, und ist im Stande eine ziemlich zutreffende Schätzung des Werthes ihrer Meinungen sich zu bilden. Wer dies zu thun im Stande ist, fühlt bereits einen größern Grad von Freiheit in der Befolgung seiner natürlichen Impulse. Wenn die Menschen die Tiefen alles Wissens erforschen und mit Leichtigkeit die Geheimnisse des Universums lesen könnten, so würden sie viel von ihrer Ehrfurcht verlieren. Wenn sie den genauen Werth des Urtheils ihrer Nebenmenschen kennen, so fangen sie an, dasselbe vergleichungsweise mit Gleichgültigkeit zu betrachten. Daher kann der Einwohner in einem kleinen

Städtchen, wenn er den betretenen Pfad verlassen will, den Muth dazu mit größerer Leichtigkeit aufbringen als der Großstädtler. Wenn er hin und wieder einmal jenen Hang verspürt, sich zum Narren zu machen, — der von Zeit zu Zeit jeden Menschen befällt, — so darf er sich diesem gefährlichen Luxus ohne große Besorgniß für die Folgen überlassen. Schulze's gewöhnliche Aufführung findet, so lange sie sich in den allgemeinen Schranken bewegt, Müller's Bewunderung; läßt aber Schulze irgend einer Excentricität Lauf, zu welcher Müller keine Neigung besitzt, so ist es nur selbstverständlich, daß Müller seinerseits gewisse kleine Sonderbarkeiten, an denen er Gefallen findet, sich gestattet, ohne sich darum zu kümmern, ob Schulze damit einverstanden ist oder nicht.

In Gemeinschaften dieser Art also finden sich für denjenigen, welcher auf die Suche darnach ausgeht, die lohnendsten Exemplare jener rohen Menschennatur, die Raum gehabt hat, nach allen Seiten hin mit wenig Hinderniß oder Beschränkung zu wachsen. Wer sich die nöthige Mühe giebt, mag an solchen Orten Original-Charaktere, sonderbare Verknüpfungen von Ereignissen, überraschende Enthüllungen von individuellen und Familien-Erfahrungen und einen unbegrenzten Fond von Amüsement finden, insonderheit wenn er dazu neigt, oftmals im gleichen Augenblick, wo er der überwältigenden Ueberzeugung sich ergibt, daß alles Leben tragisch ist, jene humoristischen Phasen socialer Existenz zu erfassen und in ihrer ganzen Seltsamkeit zu beleuchten, welche im wirklichen Leben wie in den besten unserer Bühnen-Tragödien, als Folie des wahrhaft Traurigen erscheinen dürfen.

Begebenheiten zu schildern, welche einfach unterhaltend sind, mag nicht die erhabenste und die beste Thätigkeit eines Schriftstellers sein; wenn er aber einen lebhaften

Impuls fühlt, eine solche Aufgabe in den Zwischenräumen ernsterer Arbeit zu unternehmen, so ist die Ansicht gestattet, daß er hierdurch eine Pflicht erfüllt, die einleuchtender erscheint, weil Jene welche die Geschichte des menschlichen Lebens erzählen, gemeinhin das wiederzugeben geneigt sind, was traurig und schrecklich ist, und so den Leser, dessen Seele schon in sich selbst Bitterkeit genug hat, zur Betrachtung der wahren oder erdichteten Angst und Qual Anderer zu veranlassen.

Auf jeden Fall ist der Versuch, gewisse Menschen und ihre Handlungen von einem rein humoristischen Gesichtspunkte aus vorzuführen, durch die Thatumstände des menschlichen Lebens gerechtfertigt; und wenn der größte Theil der Romanliteratur tragischer Natur ist, so ist das allein schon Grund genug, weßhalb von dem Verbleibenden möglichst viel der scherzhaften Muse gewidmet werden sollte. Lachen ist eine ebenso göttliche Function als Weinen. Der Mensch, welcher nur um ein Geringes niedriger als die Engel erschaffen wurde, ist das einzige Geschöpf, welchem zu lachen vergönnt ist. Er ist der einzige irdische Erbe der Unsterblichkeit: und er lacht. Zu alledem ist der physische Proceß des Lachens für Körper und Geist gesund, denn der Mann, welcher mit Vernunft und Ueberlegung lacht, ist immer auch der freundliche, lautere, frohsinnige und glückliche Mensch. —

In einem Landstädtchen, welches dem Menschen noch „Ellbogen-Raum" zu körperlicher und geistiger Entfaltung bietet, ist es, wo der Leser sich die Scene dieses Buches und den Schauplatz der Leiden und Freuden der darin vorgeführten Personen denken mag. Es wäre zu viel gesagt, wollten wir behaupten, daß der Leser den Ort besuchen und alle jene Leute, welche in den darin geschilderten Begebenheiten eine Rolle spielen, von Angesicht zu Angesicht

gegenübertreten könne; und ebenso ungeziemend wäre es, wollten wir glauben machen, daß hier nichts als die reine Wahrheit über sie geschrieben steht. Aber man könnte vielleicht geltend machen, daß die Einzelfiguren in Wirklichkeit in weniger bestimmten und grotesken Formen existiren, und daß die ihnen zugeschobenen Thaten und Worte nicht geradezu ganz und gar unwahrscheinlich sind. Sollte es übrigens Jemand der Mühe werth erachten, noch weiter über diesen Gegenstand nachzuforschen, so mag er forschen und Umschau halten, wo sich wohl eine Gemeinschaft findet, welche in einer Localität existirt wie diejenige welche ich jetzt beschreiben will.

Ein Weiler, auf einem Hügelabhang gelegen. Oben eine luftige Erhöhung, die mit Laubwerk gekrönt ist und eine Aussicht von unvergleichlicher Schönheit bietet. Gen Westen zu, an ihrem Fuße, ein Meer von Grün, das in mächtigen Wogen dahinrollt, und hier auf seinen Kämmen ein winziges Wäldchen, ein zierliches Häuschen, eine Heerde Schafe oder Rinder trägt, und dort sich scheinbar über ein schattiges Städtchen hinwälzt, das zwischen zwei der smaragdenen Wellen eingenistet liegt. Weit, weit jenseits der Kirchthürme, welche in unbestimmten Umrissen aus der fernen Stadt emporragen, eine Hügelkette; über dieser eine leichte, duftige Bläue, die unbestimmte und nebelige Andeutung gen Himmel strebenden Gebirges.

Gen Norden zu eine liebliche Ebene, die einige Meilen entfernt zu einem langen, niedrigen Höhenzuge anwächst, der den klaren scharfbegrenzten Horizont abschließt. Gen Süden und Osten ein schmales Thal, welches wenig mehr als eine tiefe Kluft ist; die Seiten der steil ansteigenden Hügel mit Wald bedeckt bis hernieder zum Saume des Stromes, der sich in scharfen Biegungen krümmt und windet gleich einer verwundeten Schlange, und wie polirtes Silber erglänzt, wenn man seiner durch

die grünen Bäume hindurch ansichtig wird, überhaupt eine wichtige Rolle spielt in einer Landschaft, die auf kurze Entfernung so wild und menschlicher Gegenwart so unbewußt erscheint, wie wenn sie viel eher ein Theil der Wildniß von Oregon wäre, als die nächste Nachbarin eines gewerbsthätigen Städtchens, welches fortwährend den Lärm und das Treiben der nur ein Dutzend Meilen entfernten mächtigen Großstadt fühlt.

Derjenige, welcher von dem Hügel, auf dessen Höhe der Weiler liegt, herniedersteigt, geht an hübschen Wohngebäuden vorüber, die, abgesondert von ihren Nachbarn, in laubreicher, blumiger Abgeschiedenheit dastehen, in welcher sogar der ungeselligste Einsiedler „Ellbogen-Raum" genug finden würde; er wird kleine Landhäuser sehen, die näher an die Wegstraße herangebaut stehen, als ob sie die Isolirung haßten und den Wunsch empfänden, sich an dem Leben und Treiben, das die Straße vor ihnen erfüllt, zu betheiligen. Je weiter vom Berge hinab, um desto gesellschaftlicher werden die Häuser; sie kleben gruppenweise an einander und nur eine äußerst dürftige Möglichkeit bleibt ihnen, ihre Individualität zu wahren, bis endlich der Weg zu einer compacten, auf beiden Seiten dicht bestandenen Straße wird, in welcher kleine Läden überaus regsam ihren Handel treiben.

Ganz unten am Fuße des Berges, am Ufer des lieblichen und ruhigen Flusses, stehen Walzwerke und Factoreien und Schmelzöfen, deren Schornsteine zur Tageszeit riesige Säulen schwarzen Rauches ausspeien, während zur Nachtzeit lange, tiefrothe und bläuliche Flammenzungen gegen die pechschwarze Finsterniß am Himmel emporlecken. Hier eilen an den Augen des bei nächtlicher Weile im Bahnzuge Vorübersausenden rußige Männergestalten vorüber, die, nackt bis zu den Hüften, das

geschmolzene Eisen mit ihren langen Stangen rühren, oder inmitten eines Flammenregens stehen, während das gluthstrahlende Metall zwischen den Walzen, die es in die auf dem Handelsmarkte üblichen Formen bringen, auf und nieder läuft. Wer an einem Sommer-Abend in der milden, lieblichen Luft unter den rauschenden Kronen der Bäume auf der Bergeskuppe ruht, wird aus dieser düstern rußigen Schwärze der Fabriken und der Eisenbahn das Pfeifen und Seufzen der Blasbälge in den Hammerwerken, den scharfen Knall der explodirenden Gase im weißglühheißen Eisen, den schrillen Laut der Locomotiven-Dampfpfeife und die ganze Nacht hindurch das Brausen und Rattern der vorüberjagenden Bahnzüge wahrnehmen, so gedämpft jedoch durch die Entfernung, daß die rauhen Töne beinahe melodisch, beinahe so angenehm und leicht erträglich klingen wie die Stimmen der Natur.

Und wer in früher Morgenstunde aus dem Fenster seines Schlafstübchens einen Blick über die Landschaft wirft, sieht vielleicht eine Locomotive das Thal hinab um die scharfen Krümmungen sausen, die ihren weißen Dampf gleich einem langen schmalen Wimpel an den grünen Hügellehnen entlang zieht und einem schneeigen Bande gleich, das von der riesigen, über dem Stromesspiegel lagernden Nebelmasse losgeschnitten ist, sich schlängelt und windet.

Der Name dieses Städtchens inmitten der grünen Hügel lautet — nun, es hat einen allerliebsten indianischen Namen, den zu enthüllen wir aus dem Grunde unterlassen, weil man sonst meinen könnte, es solle mit zu großer Deutlichkeit auf die ehrenwerthen Leute hingewiesen werden, die auf die eine oder andere Weise in den hier folgenden Skizzen eine Rolle spielen. Das Städtchen mag in diesen Blättern „Blechlingen“ heißen, und

seine Bewohner sollen unter dem Schutze dieses zu keinen Muthmaßungen berechtigenden Namens ihre Geschichten erzählen und ihre Rollen spielen; so daß der neugierige Leser, der dem hier Erzählten nicht recht Glauben schenken mag, wenn er sich entschließen sollte, die Lage des Städtchens zu entdecken und sich über die Glaubwürdigkeit des Autors als Historikers zu erkundigen, etwelche Schwierigkeiten haben wird.

Zweites Capitel,

in welchem der erschreckliche Unfall berichtet wird, so des Herrn Schmalz zartem Säugling zustieß.

Herr und Frau Schmalz haben einen zarten Säugling, der, als er seine Zähnchen bekommen sollte, zur Nachtzeit ungeheuer viel Unruhe und Schererei verursachte. Herr Schmalz nun, der — wie aller Welt im Städtchen bekannt — ein hingebungsvoller und pflichttreuer Vater ist, pflegte einen weit größern Theil der Wartung des Kindes auf seine Schultern zu nehmen, als naturgemäß ihm zugekommen wäre; und oftmals, wenn er zum fünfzehnten oder sechzehnten Male aus dem Bette sprang und im flatternden Nachtgewande mit unbekleideten Füßen das Kindlein hin und her trug, und mit zartem Gesange in ruhigen Schlaf zu lullen bemüht war, dachte er energisch an die Wahrheit der Worte, die einst Napoleon gesprochen, daß „der einzig wirkliche Muth der Zwei-Uhr-Morgens-Muth sei." Herr Schmalz war der bescheidenen Ansicht,

er besäße einen ganz erklecklichen Theil von unverfälschtem Heldenmuthe, und — nach den obigen Worten des großen Feldherrn — mit vollem Rechte, denn er erfüllte die Functionen des Kindermädchens mit unübertrefflicher Geduld und guter Laune.

Eines Nachts jedoch war der kleine Bursche ganz ausnahmsweise unruhig, und nachdem sich der Herr Papa ein paar Stunden lang mit ihm herumgequält hatte, rief er seine ehrsame Ehehälfte und gab ihr in zarten Worten die Ansicht kund, daß es wohl gerathen sein möchte, dem Kind ein pulvis Doveri zu geben, um ihm Erleichterung von den unsäglichen Qualen, die es offenbar erleide, zu verschaffen. Die Pulver standen auf der Commode; Frau Schmalz mußte jedoch nach der eine Treppe tiefer gelegenen Speisekammer hinuntergehen, um etwas Zuckerwasser zu holen. — Während sie nun in dem dunkeln Gange umhertappte, kam Herrn Schmalz der Gedanke, daß er schon von Personen gehört habe, die durch Magnetisiren ihre Schmerzen los geworden seien. Er hatte keine Ahnung davon, daß er selbst eine derartige magnetische Kraft auszuüben vermöge. Während er indessen über den Gegenstand sann, passirte es ihm, daß er in Gedanken die Augenbrauen des Säuglings leicht mit den Fingern rieb und dann ein paar Mal mit den Händen über die kleine Stirn strich. Als Frau Schmalz sich dann endlich wieder die Treppe hinauftastete, bemerkte sie zu ihrer Verwunderung und Freude, daß das Kindlein ruhig geworden und in sanften friedlichen Schlummer gesunken war. Frau Schmalz stellte die Tasse mit dem Zuckerwasser beiseite, während ihr Gatte das Kind wieder in die Wiege legte und sorglich zudeckte. Darauf begab sich das holde Paar gleichfalls wieder zur Ruhe.

Sie wurden während dieser Nacht nicht wieder gestört,

und am nächsten Morgen schlief das Kind noch immer fest. Frau Schmalz meinte, dem armen kleinen Liebling müßte ein Zähnchen durchgebrochen sein, was ihm Linderung und Ruhe verschafft habe. Papa Schmalz versetzte: „Mag' sein, Schatz."

Eine schwache, doch finstere Ahnung stieg aber in ihm auf, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung sei.

Nach eingenommenem Frühmahl verfügte er sich hinauf in das eheliche Schlafgemach, um nachzusehen, ob das Kindchen vielleicht erwacht sei. Es schlief noch immer und Herr Schmalz, nachdem er sich über dasselbe gebeugt und dem Athemholen seines Sprößlings gelauscht hatte, schüttelte es nicht eben sanft drei bis viermal und räusperte sich in ziemlich geräuschvoller Weise. Aber der kleine Schmalz wachte nicht auf; und der große stieg, von fürchterlicher Angst befallen, die Treppe wieder hinunter, um nach seinem Hute zu greifen und sich zum Gang in's Bureau anzuschicken.

Frau Schmalz rief ihm noch nach:

„Schlag' die Hausthür nicht zu, damit das Kind nicht aufwacht!"

Herr Schmalz aber schlug die Thür mit so gewaltiger Heftigkeit zu, wie er es noch nie gethan, und pilgerte hierauf mit gramumdüsterter Seele und in der lebhaften Besorgniß, daß der zarte Liebling nie wieder aufwachen möchte, die Straße hinauf.

„Was um's Himmelswillen," sprach er unterwegs zu sich, „würden wir anfangen, wenn das Kind Jahre lang fortschlafen sollte? Angenommen, es schliefe ein halbes Jahrhundert lang in Einem fort, und wüchse heran zu einem alten Manne, ohne seinen Papa und seine Mama zu kennen, und ohne je etwas zu sehen oder zu lernen!"

Der Gedanke machte ihn rasend. Er erinnerte sich

an Rip van Winkle*); die Sieben Schläfer von Ephesus fielen ihm ein; er gedachte jener unglücklichen Frau, die er einst in einer Menagerie-Bude in einem Zustande von Verzückung gesehen, in welchem sie seit zwei Jahrzehnten in Einem fortgelegen hatte — die wenigen Augenblicke ausgenommen, wo sie aufgewacht war, um etwas Speise oder Trank zu fordern. Am Ende würde gar sein zartes Söhnchen, wenn er und Mama Schmalz das Zeitliche gesegnet, an eine Menagerie-Bude vermiethet und als Sehenswürdigkeit durch das ganze Land geschleppt! Dieser Gedanke verfolgte ihn wie ein Gespenst. Er versetzte ihn in einen jammervollen Zustand. Ein paar Stunden lang strengte er sich an mit dem Versuche, seinen Geist auf seine Comptoir-Arbeiten zu concentriren; es war ihm aber beim besten Willen nicht möglich. Endlich entschloß er sich wieder nach Hause zu gehen, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob das Kindlein zum Bewußtsein gekommen sei. Als er dort anlangte, hatte auch Frau Schmalz schon sich allerhand ängstliche Gedanken gemacht. Sie begrüßte den eintretenden Eheherrn mit der folgenden Anrede:

„Sag' mal, Leberecht, ist's nicht sonderbar, daß das Kind noch immerfort schläft? Es ist nicht ein einziges Mal bis jetzt wach geworden. Ich denke mir, es hat sich zu sehr abgeschrien, — der liebe, kleine Bengel! — aber es macht mich etwas unruhig."

Herrn Schmalz ward's grün und gelb vor den Augen.

*) Rip van Winkle ist eine in Washington Irving's Legenden vorkommende sagenhafte Persönlichkeit, die hundert Jahr im Schlafe gelegen und als alter Mann wieder erwacht ist. In den Vereinigten Staaten und auch in England des öftern dramatisirt, bildet er die Hauptrolle des bekannten Schauspielers Joe Jefferson, der sich in ihr die größten Erfolge errang. H.-A.

Er ging hinauf und stach dem Kinde behutsam, so daß seine Gattin es nicht bemerkte, mit einer Stecknadel in das Beinchen. Immerfort aber blieb es von festem Schlummer umfangen; und nachdem er das Experiment ohne auch nur den leisesten Erfolg wiederholt hatte, überließ er sich der schrankenlosesten Verzweiflung und ging nach seinem Bureau zurück, mit sich selbst nicht einig, ob er das Weite suchen oder wieder nach Hause gehen und seiner Frau die schreckliche Wahrheit bekennen sollte.

Nach Verlauf von ein paar Stunden erschien die wohledle Dame in seinem Comptoir. Sie war in tausend Aengsten und völlig außer Athem.

„Höre, Leberecht, das Kind schläft noch immer, und ich kann es nicht wach kriegen. Ich hab' es geschüttelt, ich hab' es gerufen, und hab' alles Mögliche gethan, — aber es regt und rührt sich nicht. — Was um Alles in der Welt kann denn mit ihm los sein? Ich hab' große Angst, daß ihm 'was Schreckliches passirt ist."

„Vielleicht schläft's eine Portion in Vorrath, um zur Nachtzeit wieder desto munterer zu sein," entgegnete Herr Schmalz und wagte es, über diesen Versuch zu einem Scherze schwach zu lächeln.

„Aber — Leberecht! Du solltest dich schämen, mit einer solchen Sache Scherz zu treiben! Denk' dir einmal, das Kind würde sterben, während es in diesem Zustande ist? — Mir sieht es wahrhaftig ganz so aus, als ob es sterben würde; und du mußt augenblicklich zum Doctor!"

Herr Schmalz stürzte ohne Zögern davon und kehrte nach Verlauf von einer halben Stunde in Begleitung des Doctor Roth wieder in seine Wohnung zurück. Der Arzt untersuchte das Kind sorgfältig und äußerte sich dahin, daß das ein höchst sonderbarer Fall sei, daß jedoch, nach seiner Meinung, das Kind Opium bekommen haben müsse.

„Hast du ihm etwa letzte Nacht, während ich geschlafen, ein paar Tropfen gegeben, Leberecht?“ fragte argwöhnisch und unter Thränen Frau Schmalz den gestrengen Eheherrn.

„O nein! auf mein Ehrenwort nicht!“ antwortete Schmalz, dem der kalte Schweiß auf der Stirne stand.

„Bist du auch ganz sicher, daß du ihm gar nichts gegeben hast?“ fragte die Mutter, der es plötzlich einfiel, daß das Kind während der wenigen Minuten, die sie in der vergangenen Nacht unten im Küchenraum gewesen, plötzlich ruhig geworden war.

„Aber — Trine, glaubst du denn, daß ich dich hintergehen würde?“ fragte Schmalz voll Herzensangst. „Ich will den heiligsten Eid darauf schwören, daß ich ihm nicht einen Tropfen von irgend welcher Medicin gegeben.“

„Es ist sehr auffallend — sehr auffallend,“ meinte der Arzt kopfschüttelnd. „Ich wüßte nicht, daß mir je der gleiche Fall in meiner Praxis vorgekommen wäre. Ich denk', ich werde Doctor Braun rufen und ihn über den Fall consultiren.“

Nun fing Frau Schmalz an zu schluchzen; und während sie das Kind streichelte, ging ihr Gatte, der sich schon ganz als Mörder fühlte, mit dem Arzte die Treppe hinab. Als sie auf dem Hausflur angelangt waren, zog Schmalz den Doctor auf die Seite und flüsterte ihm vertraulich zu:

„Herr Doctor, ich — ich muß Ihnen ein Geständniß machen; aber Sie müssen mir feierlich versprechen, nichts davon verlauten zu lassen.“

„Sehr wohl; — was ist's?“

„Sie versprechen mir, daß Sie's meiner Frau nicht sagen?“

„Sie können sich darauf verlassen.“

„Doctor, ich — ich — ich — weiß, was mit dem Jungen los ist.“

„Ah! so! Sie wissen's! Nun, warum haben Sie denn nicht — So sprechen Sie, was ist's mit dem Kinde?"

„Ich — ich hab's magnetisirt."

„Magnetisirt? — Sie? — Und warum wecken Sie's nicht wieder auf?"

„Ja, wenn ich nur wüßte, wie man das macht; das ist eben das Fatale dabei. Ich hab' es ganz zufällig gethan. Ich hab' dem Kind so ganz ohne Absicht auf der Stirne herumgestrichen, und mit einem Male hörte es auf zu schreien und fing an zu schlafen. Können Sie mir nicht einen Magnetiseur von Profession nachweisen, der das Kind wieder zum Bewußtsein bringt?"

„Ich weiß im Augenblick keinen — oder doch, warten Sie — ja, ich weiß einen, aber der wohnt in San Francisco, und könnte früher als in einer Woche nicht hier sein, selbst wenn wir ihn telegraphisch kommen ließen."

„Bis dorthin," stöhnte Schmalz, „ist das Kind im Sarge — und Trine im Narrenhaus! Was um's Himmels Willen sollen wir anfangen?"

„Lassen Sie uns Braun aufsuchen; vielleicht weiß der 'was."

So begaben sie sich zu Doctor Braun und entdeckten ihm das Geheimniß. Braun überlegte und meinte, daß er vielleicht etwas zu thun im Stande sei, um die Situation ihres schrecklichen Charakters zu entkleiden. Er begab sich daher mit Schmalz und Doctor Roth nach des Erstern Hause. Als sie dahin kamen, war Frau Schmalz eben damit beschäftigt, von einer Ohnmacht in die andere zu fallen. Doctor Braun legte das Kind auf das Bett, klappste dessen kleine Händchen, rieb seine Stirne und spritzte ihm kaltes Wasser in das Gesicht. In wenigen Augenblicken schlug das Kind die Augen auf, setzte sich dann plötzlich empor und fing an zu schreien. Herr

Schmalz war sonst kein Freund von diesem Geräusche, aber jetzt klang es ihm lieblicher als Musik in den Ohren. Frau Schmalz war ganz außer sich vor Freude. Sie nahm das Kind in ihre Arme und herzte und küßte es; und dann fragte sie:

„Was mag dem Kinde wohl gefehlt haben, Herr Doctor?"

„Ei, der Herr Gemahl sagt ja, er habe es magnetisirt," erwiderte der Doctor, indem er damit unvorsichtigerweise das Geheimniß bloßgab.

Da blickte Frau Schmalz den Missethäter mit Augen an, als wolle sie ihn meuchelmorden, stieß aber nur das Wort „Ungeheuer!" hervor und stürzte aus dem Zimmer. Dies hatte zur Folge, daß Herr Schmalz, als er mit den beiden Aerzten das Haus verließ, eine Miene gekränkter Unschuld annahm und zur Thür hineinrief:

„Wenn das Kind jetzt plärren will, so laß ich's plärren, und wenn sich's meinetwegen den Kopf herunterplärrt."

* * *

Diese Missethat des Papa Schmalz war es, — dem öffentlichen Gerüchte zufolge, — welche die Verhältnisse in der Familie Schmalz auf die Spitze trieb und eine bedenkliche Krisis herbeiführte. Frau Schmalz nämlich fühlte sich hierdurch veranlaßt, eine Abschüttelung der mächtigen Bürde von Leid und Kummer, die ihr durch ihren Eheherrn auferlegt worden, allen Ernstes anzustreben. Nur wenige Tage waren seit der verhängnißvollen Magnetisirung des kleinen Wesens verflossen, als das Schmalz'sche Ehepaar an der Advocatur-Kanzlei des Notar Klauber Einlaß begehrte. Als die Thüre geöffnet war, spazierten die Beiden herein, voran Frau Schmalz.

Papa Schmalz war — es dürfte Interesse für den

geneigten Leser haben, von diesem Umstande Kenntniß zu erhalten — ein unterwürfiges, schwachsichtiges und schüchternes Männchen. Er sah aus wie das Opfer fortdauernder Tyrannei — wie Jemand, der ohne Gnade und Barmherzigkeit gequält und gedrückt worden war, bis er alle Widerstandskraft verloren hatte. Und Mama Schmalz sah ganz so aus, als ob sie der Despot gewesen. Sie eröffnete die Unterredung, indem sie sich wie folgt an Doctor Klauber wandte:

„Herr Doctor! ich komme mit der Bitte zu Ihnen, mich in einer Scheidungsklage gegen Herrn Schmalz vertreten zu wollen. Ich habe den Entschluß gefaßt, mich von ihm zu trennen — die uns vereinigenden Bande zu lösen und in Zukunft gesondert zu leben!"

„Ah! was Sie sagen!" antwortete Doctor Klauber. „Es thut mir leid, das zu vernehmen. Was ist denn vorgefallen? Hat er Sie geschlagen oder schlecht behandelt?"

„Geschlagen!!" rief Frau Schmalz, mit lebhafter Entrüstung; „das wollen wir denn doch nicht sagen! Er sollte 's nur einmal versuchen!"

„Aber Trine! erlaube mir —" schaltete Papa Schmalz mit milder Stimme ein.

„Leberecht!" brauste sie auf, ihm das Wort abschneidend, „du bist jetzt still; ich werde dem Doctor Klauber den Sachverhalt schon auseinandersetzen. — Sehen Sie, Herr Doctor, mein Schmalz ist über alle Maßen absonderlich, rein als wär' er besessen — es ist gar nicht zum Aushalten mit ihm! Er geberdet sich in Einem fort auf eine Weise, die mich entschieden mit der Zeit verrückt machen wird. Ich ertrag' es nicht länger! Wir müssen auseinander. Seit Jahr und Tag, Herr Doctor, quält er sich und mich mit dem Versuch, die Flöte blasen zu lernen. Er versteht nicht mehr von Musik, als eine

Krähe; dennoch aber will er von seinen Blasestudien nicht lassen. Seit 1862 schon übt er sich auf der Flöte, und in dieser ganzen langen Zeit hat er weiter nichts gelernt, als ein kleines Stückchen von dem einzigen Liede: ‚Lott' is todt.' Er kann kaum noch blasen: ‚Lotte liegt im —', da bleibt er schon stecken. Diese sieben Noten hat er nun schon zehn Jahre lang geübt! Er spielt sie des Abends auf der Veranda; er bläst sie zum Giebelfenster heraus; er stellt sich in den Hof und pustet sie; ja, er ist schon oft des Nachts aus seinem Bette aufgestanden, hat nach seiner Flöte gegriffen und Stunden lang ‚Lott' ist todt, Lott' ist todt, Lotte liegt im —' geflötet, bis ich endlich laut aufgeschrien habe, um mir Erleichterung zu schaffen."

„Aber, Trine —" wagte Papa Schmalz wiederum geltend zu machen — „du weißt doch recht gut, daß ich bis zu — ‚wer wird denn, wer wird denn' — spielen kann, im Ganzen also zehn Noten! Ich hab' sie in der ersten Hälfte des vergangnen Juni gelernt."

„Laß das nur gut sein; das ist jetzt von keinem Belang. Unterbrich mich nicht! — Es ist jammervoll genug. Ich hab' das bisher ertragen, Herr Doctor, weil ich ihn liebte. Aber am letztvergangnen Dienstag, während ich ihn durch die Spalte in der Thür zur guten Stube im Auge behielt, hab' ich gesehen, wie er zweimal mit dem Dienstmädchen geblinzelt hat. Ich hab' es ganz deutlich gesehen."

„Trine," ächzte Papa Schmalz, „das ist doch wirklich großartig. Du weißt recht gut, daß ich an nervöser Affection der Augenlider leide."

„Wirst du wohl ruhig sein, Leberecht?! — Als ob es mit dieser Schändlichkeit noch nicht genug wäre, Herr Doctor! wird Herr Schmalz jetzt so geistesabwesend, daß

er mir das Leben zur gräßlichen Qual macht; er macht mich vollständig kopfverdreht. So hat er nun schon zum vierten Male seinen Regenschirm mit in's Bett genommen und mich damit gekratzt, indem er, die scharfen Spitzen nach mir gerichtet, im Bette damit herum manövrirte. Was um Alles in der Welt er damit gewollt hat, kann ich mir nicht erklären. Er sagt, er habe in Gedanken den Schirm für unser Jüngstes gehalten; aber das ist so abgeschmackt und albern, daß ich's ihm kaum glauben kann."

„Warum denn nicht, Trine? Erinnerst du dich denn nicht ganz genau, daß ich schon zweimal eine Flasche Milch in den Regenschirm geschüttet habe? Hätt' ich das wohl gethan, wenn ich nicht der Meinung gewesen wäre, das Kind vor mir zu haben?"

„Von dir haben wir jetzt aber genug gehört, Leberecht! Nun laß mich auch einmal zu Worte kommen! — Und, Herr Doctor, mit unserem kleinen Pusserl — mit dem richtigen Kind, Sie verstehen doch, Doctor? — geht er in der gottvergessensten Weise um. Vor ein paar Tagen hat er es ganz im Geheimen magnetisirt! — und mir dadurch einen solchen Schrecken eingejagt, daß ich noch jetzt ganz krank davon bin. Ich glaubte schon, das liebe gute Kind würde in alle Ewigkeit weiter schlafen. Und zu alledem noch muß ich, als ich am Donnerstag in die Kinderstube trete, zu meinem Entsetzen sehen, daß er dem armen Wurm das große Conversations-Lexikon (Schopenhauer bis Tintenfisch) auf den Bauch gelegt hat! Das arme Kind, es war schon nahe am Ersticken! Ich glaubte wirklich, es würde gar nicht wieder zu sich kommen."

„Trine, hab' ich dir denn nicht gesagt, daß ich dem Kinde das Buch zum Spielen in die Hand gegeben, damit es hübsch ruhig bleiben sollte?"

„Herr Leberecht Schmalz! darf ich jetzt wohl auch

einmal um's Wort bitten? Unsere größeren Kinder verdirbt er ebenfalls ganz und gar. Er lehrt ihnen die verderblichsten und anstößigsten Dinge. Vor ein paar Tagen hat er unserm Hinz vorgeredt', daß Madagascar eine Insel im peruanischen Ocean an der Küste von Mesopotamien sei, und daß das Walroß eine Art Rennpferd sei, dessen sich die Hottentotten bedienen. Und unser ältestes Mädchen hat mir erst gestern erzählt, er habe ihr gesagt, daß Polykarp die Schlacht von Waterloo geschlagen, um die Sarazenen zu vernichten."

„Nicht die Sarazenen, Trine; das Kind hat mich miß—"

„Leberecht, ich wünschte, du hieltest deinen Mund! — Die ganze Art wie er mich behandelt, ist geradezu unerhört. Er hat z. B. regelmäßig mein Zahngebiß genommen und damit auf dem Nacht-Tisch herumgeklopft, um unser Kind zu schrecken, wenn es des Nachts unruhig war; — und erst in der letztvergangnen Woche hat er das obere und untere Gebiß genommen, nachdem ich zu Bette gegangen, und hat eine Mäusefalle daraus gemacht. An dem Stückchen Käse, das er zwischen die auseinandergehaltenen Zahnreihen gesteckt hat, hatten bis zum nächsten Morgen zwei eklige Mäuse angebissen, und der als Tödtungsmaschine gebrauchte ‚Hausfreund für gebildete Stände' hat die Beester ganz breitgedrückt gehabt. Ich war so tief in meinen heiligsten Gefühlen durch dieses sein Betragen verletzt, daß ich ein paar Tropfen Laudanum genommen habe, um mich selber umzubringen; worauf der Unmensch in der Amos'schen Apotheke an der Ecke eine Magenpumpe geliehen und mich zweimal in einer so rohen Manier ausgepumpt hat, daß mir's in meinem Innern seitdem noch immer ganz hohl und leer ist."

„Ich that's aus reiner Liebe, Trine!"

„Sprich nicht von Liebe zu mir, Leberecht, nach dem, wie du dich gegen mich betragen. — Und noch Eins, Herr Doctor! An einem Abend in der letztvergangnen Woche, nachdem ich schon zu Bett gegangen war, setzte sich dieser Lümmel von einem Schmalz in das Zimmer unter unserm Schlafgemache, und läßt sich einfallen zu probiren, ob's wohl wahr sei, daß ein Licht aus einer Flinte heraus durch ein Brett geschossen werden könnte! Er steckt, mir nichts dir nichts, ein brennendes Licht in den Lauf, und natürlich explodirt die ganze Pastete! Das Licht kam durch den Fußboden hindurch und hat einen großen Fettfleck in die Decke gemacht, worüber ich mich beinah des Todes erschreckt habe, während meine Beine eine hübsche Portion Vogeldunst wegkriegten."

„Trine, ich hab' dich doch gebeten, mir zu glauben, daß ich mit keinem Athemzug daran gedacht, daß das Licht angezündet war. 's ist einzig und allein in einem Anfall von Geistesabwesenheit geschehen."

„Geh' entweder in's Nebenzimmer, Leberecht, oder halte den Schnabel! — Also, Herr Doctor, um dessentwillen will ich mich von meinem Schmalz scheiden lassen. Mit diesem Mann zu existiren bin ich nicht länger mehr im Stande. Das Leben meiner Kinder ist in Gefahr. Ich kann in solcher Sklaverei nicht länger fortleben. Können Sie mich davon erlösen?"

Doctor Klauber meinte, er wolle sich die Sache überlegen und ihr in einer Woche Bescheid sagen lassen. Seine Absicht dabei war, ihr Zeit zu geben sich eines Bessern zu besinnen.

Hierauf rief Frau Schmalz ihrem Eheherrn zu, er solle sich den Hut aufsetzen; und sobald er dieser Weisung nachgekommen, folgte er der voranschreitenden Gattin aus dem Zimmer, und Beide machten sich auf den Heimweg.

Man will übrigens im Städtchen wissen, Frau Trine habe sich schließlich doch entschlossen, es mit ihrem Schmalz noch einmal eine Weile zu versuchen.

Drittes Capitel,

so von Binnen-Schifffahrt handelt und den Leser mit gar vielen lehrreichen Erfindungen bekannt macht.

Blechlingen hat nicht nur seine Eisenbahn, die dicht an den Mauern des Städtchens vorüber braust, sondern auch seinen Schifffahrts-Canal, der von Booten und Kähnen aller Art, zu privaten und Handels-Zwecken, lebhaft befahren wird.

In jüngster Zeit nun ist in den nautischen Kreisen Blechlingen's sehr viel über die Möglichkeit, die Schifffahrt auf dem Canal zu verbessern, agitirt und debattirt worden. Die „Erste Blechlinger Canal-Navigations-Actien-Gesellschaft" hat ein Preisausschreiben erlassen und eine hohe Prämie für den besten, ihr diesbezüglich übermittelten Plan bewilligt. Eine Commission wurde eingesetzt, welche die zahlreich eingegangnen Pläne zu prüfen und über die gewonnenen Resultate zu berichten hatte.

Während die Verhandlungen über den Gegenstand noch im lebhaften Gange waren, machte einer der Boots-Eigenthümer, Capitän Rohrdommel, ein Experiment auf eigne Faust.

Die zwei Maulesel, deren er zum „Pomätschen" seines Kahnes sich bediente, waren überaus störrische

Thiere. Eines Tages nun kam ihm der Gedanke, daß sich vielleicht eine wissenschaftliche Methode ergründen lasse, durch welche die Maulesel, sobald es ihnen einfallen sollte, störrisch zu sein, zum Vorwärtsgehen angetrieben werden könnten. Beide Thiere waren von phlegmatischem Temperament; und wenn sie sich's in den Kopf gesetzt hatten, stehen zu bleiben, so blieben sie eben stehen wie festgenagelt, mochte der Treiberjunge ihnen die Peitsche auch noch so derb auf das Fell niedersausen lassen.

Capitän Rohrdommel kaufte sich also eine Zugleine, die aus drei Strängen galvanisirten Drahtes gedreht war; sodann legte er seinen zwei Mauleseln eiserne Kummte um den Nacken und befestigte das eine Ende der Kupferdraht-Leine an denselben. Hierauf verschaffte er sich eine starke galvanische Batterie, stellte sie in seiner Boot-Cajüte auf und brachte das andere Ende des Kupferdrahtes mit ihr in Verbindung. Die galvanische Kette war also hergestellt.

Das erste Mal nun, als das Maulesel-Paar wieder in tiefem Sinnen stehen blieb, entsandte Capitän Rohrdommel einen starken Strom durch den Draht. Der Leitesel, ob des ihm Widerfahrenen verwundert, zuckt leicht zusammen; dann blickt er sich nach dem am Leinpfade sitzenden Treiberjungen mit einem stillbetrübten Lächeln um, das auszudrücken scheint: „Ei du kleiner Hans-Caspar! ich möchte gerne wissen, wie du das eigentlich gemacht hast?" Still aber, ohne nur ein Glied zu rühren, blieben die Esel stehen. Darauf entsandte Capitän Rohrdommel einen noch kräftigeren Strom durch die Leitung. Jetzt scheut der Esel leicht und sieht sich den kleinen Caspar, der unbewußt am Wege sitzt und Holz schnitzelt, mit scharfem Blicke an. Capitän Rohrdommel, nun selbst verwundert, daß die Ströme seiner

Batterie gar keine Wirkung auf die Esel äußern, entsendet einen dritten, mächtigen Stoß durch das Drahtseil. Mein Esel, nun fest überzeugt, daß Caspar in irgend welcher Weise für dies geheimnißvolle Vorkommniß verantwortlich zu machen sei, beugt sich zu ihm hernieder, packt den armen Jungen mit den Zähnen an der Jacke, schüttelt ihn derb und wirft ihn dann dem hinter ihm stehenden Maulesel Nummer 2 zu, der ihn sorgfältiglich die Böschung entlang in das Canalwasser spedirt.

Die Esel waren eben dabei, sich den wunderlichen Vorfall in ihrem Maulesel-Verstand zurecht zu legen, als Capitän Rohrdommel die ganze Macht der Batterie entfaltete und Stoß um Stoß auf das Eselpaar niederdonnern ließ. Was Wunder, daß die Thiere von panischem Schrecken ergriffen wurden! Sie bäumten sich und schlugen aus; sie machten Kehrt und rannten in tollem Laufe den Leinpfad hinab dem Kahn entgegen. Nicht lange, so wurde das Drahtseil straff; dann riß es plötzlich den Kahn mit solcher Wucht herum, daß dessen Hintertheil eine schwache Stelle in der Eindämmung durchbrach, und ehe noch Capitän Rohrdommel Zeit fand, seine elektrische Batterie abzustellen, war das Maulesel-Paar schon um die vordere Ecke des Zolleinnehmer-Häuschens herumgejagt und dann, nach einer ebenso plötzlichen Schwenkung um das leichte Holzgebäude herum, die Böschung hinab in den Canal gestürzt; das Zollhaus, der Einnehmer, drei Kinderchen und ein Neger-Diener folgten ihnen: die starke Drahtleine, welche das Eselpaar in seinem wilden Laufe um das Haus geschlungen, hatte dieses mit allen seinen Insassen vom Erdboden rein weggefegt. Bis das Drahtseil durchschnitten worden und die Verunglückten gerettet werden konnten, waren die

Maulesel ertrunken und das ganze Wasser des Canals war durch den in die Eindämmung gerannten Bruch hinausgelaufen. Der Spaß kostete dem Capitän Rohrdommel dreihundert Dollars Schadenersatz; und als er die Rechnung beglichen hatte, kam er zu dem Schlusse: doch erst, bevor er sich an weitere Experimente wagen würde, den Bericht der von der „Blechlinger Canal-Navigations-Actien-Gesellschaft" eingesetzten Commission über „Verbesserung der Schifffahrt auf dem Blechlinger Binnen-Canal" abzuwarten.

Dieser Bericht wurde der Gesellschafts-Direction im Laufe des auf das Rohrdommel'sche Maulesel-Experiment folgenden Sommers vorgelegt. Es war ein umfangreiches und außerordentlich unterhaltendes Document. Die hier abgedruckten Auszüge aus demselben dürften vielleicht von einigem Interesse für den geneigten Leser sein:

Enquête-Bericht.

Heinrich Maßelgruber's Patent-Propeller.

1. Unter Bezugnahme auf den von Heinrich Maßelgruber eingereichten Plan, in welchem vorgeschlagen wird, die Boote mittelst des ‚Maßelgruber'schen Patent-Propeller' fortzubewegen, gestatten wir uns die Bemerkung, daß die Dampfmaschine, die zur Ingangsetzung besagten Propellers erforderlich ist, das Boot sinken machen würde; angenommen aber auch, dieser äußerste Fall träte nicht ein, so würden die Flügel der ‚Propeller' getauften Schraube, welche länger sind als das Canalwasser tief ist, bei jeder Umdrehung etwa fünfhundert Cubikfuß Schlamm aus dem Grunde heraufwirbeln. Als Schlammhebemaschine wird Maßelgruber's Patent-Propeller unstreitig eine Errungenschaft der Technik genannt werden dürfen; als bewegende Kraft ist er aber entschieden ein Mißgriff. Desgleichen dürfte Heinrich Maßelgruber's fernerer Vorschlag, den Treidel-

Heinrich Maßelgruber's Treidelpfad-Zertheilung.

pfad in gleiche Längenstücke zu zertheilen und, Stück neben Stück zusammengelegt, als Farm-Grundstück zu verkaufen, nach Maßgabe der Unausführlichkeit des ersten Vorschlags als nicht praktikabel fallen zu lassen sein.

Peter Piepenbrink's Loch-Kähne.

2. Der Gedanke des Peter Piepenbrink geht dahin, Löcher in den Boden des Kahnes zu bohren, durch welche man die Beine des Maulesels stecken solle, so daß dieser auf dem Canalbett entlang laufen könne, während sein Körper sicher und trocken im Innern des Kahnes ruhe. Diese Idee ist das Erzeugniß eines fruchtbaren und erfinderischen Geistes; und wenn sich das Wasser am Eindringen durch die für die Eselsfüße gebohrten Löcher verhindern läßt, so kann man sie als werthvoll in Betrachtung ziehen, vorausgesetzt daß e i n Umstand nicht wäre: es müßte nämlich erst eine neue Art von Eseln mit Beinen von über sieben Fuß Länge erfunden werden. Herrn Piepenbrink's Scharfsinn ist es bis dato nicht gelungen, eine Methode zur Erlangung eines derartig ausgestatteten Esels zu ersinnen; und so lange er nicht unsere gewöhnliche Sorte Esel dazu bringen kann, auf Stelzen zu laufen, so lange — fürchten wir annehmen zu müssen — werden die Hindernisse, welche sich einem erfolgreichen Vorgehen in dieser Richtung entgegenstellen, unüberwindlich sein.

Habakuk Purzpichler's schiefe Canal-Ebenen.

3. Herr Habakuk Purzpichler macht nachdrücklich geltend, daß sich wichtige Resultate dadurch erzielen lassen würden, wenn man den Canal zu einer schiefen Ebene gestalte, so daß, wenn ein Kahn auf dieselbe gestellt würde, er einfach, kraft des Gesetzes der Schwerkraft, bergabwärts gleite. Dies scheint uns eine herrliche Methode, den Bedürfnissen des Menschen eins der merkwürdigsten Naturgesetze anzupassen; und wir fühlten uns beinahe geneigt, Herrn Purzpichler den ersten Preis zuzuerkennen, — wenn wir nicht nach genauen Untersuchungen entdeckt hätten, daß das Wasser im Canale ebenfalls den Berg hinunter-

laufen würde, und daß etwa fünfzehn Flüsse von der Größe des Missisippi zur Deckung des Wasserbedarfes nothwendig wären. Herr Purzpichler beliebt nicht anzugeben, wo wir jene Flüsse hernehmen sollen. Er meint indessen, daß wenn es nicht gerathen erscheine, den Canal abschüssig anzulegen, man die Kähne selbst in Form von schiefen Ebenen construiren könne: so daß dieselben also auch auf einem geradflächigen Canale bergabwärts laufen würden. In diesem letztern Vorschlage liegt etwas so Tiefes, so Staunen-Erregendes, daß die von einer löblichen Direction eingesetzte Commission mehr Zeit bedarf als ihr gegenwärtig zur Verfügung steht, um ihn in seinem ganzen Wesen zu ermessen und zu überdenken.

Habakuk Purzpichler's schiefe Kahn-Ebenen.

4. Herr Fritz Wunderlich will das Wasser aus dem Canalbett leiten, Schienen über das letztere legen, sodann die Kähne auf Räder stellen und mittelst einer Locomotive translociren. Die von einer löblichen Direction eingesetzte Commission hat bei Lesung dieses Vorschlages ein lebhaftes Erstaunen gefühlt, ist aber nach sorgfältiger Ueberlegung zu dem Schlusse gekommen, daß derselbe denn doch allzu revolutionär ist. Wenn die Canalschifffahrt in dieser Weise begonnen werden würde, so dürften wir wahrscheinlich in nicht zu langer Zeit sehen, daß die Eisenbahn-Gesellschaften ihre Züge mit Hilfe von Segeln auf dem Wasser laufen lassen würden, und Postkutschen mittelst Luftballons sich durch die Luft bewegten. Derartige Neuerungen würden die Grundvesten der menschlichen Gesellschaft unterwühlen und anarchische und chaotische Zustände heraufbeschwören. Ein Canal, der kein Wasser in seinem Bette führt, ist ein ungebundner und aufwiegelischer Canal; und wir erachten, daß es in gleicher Weise unschicklich und abstoßend ist für jeden Menschen mit conservativer Gesinnung, wenn, wie Herr Fritz Wunderlich vorschlägt, die Kähne in Wannen gesetzt und diese Wannen auf Schienen fortbewegt würden.

Fritz Wunderlich's Räderkähne.

Hans Linsenmeier's Taucher-Esel.

5. Die von einer löblichen Direction eingesetzte Commission hat der Prüfung der Vorschläge des Herrn Hans Linsenmeier mit großer Aufmerksamkeit und ausdauernder Hingabe obgelegen. Herr Hans Linsenmeier schlägt vor, die Maulesel in Taucher-Ausrüstung zu stecken und auf dem Grunde des Canals entlang traben zu lassen; die nothwendige Luft solle ihnen vermittelst einer Luftpumpe zugeführt werden. In sofern die sämmtlichen Mitglieder der von einer löblichen Direction eingesetzten Commission noch nie in ihrem Leben Gelegenheit gehabt haben, einen in Taucher-Ausrüstung befindlichen Maulesel zu sehen, geschweige denn in Thätigkeit zu sehen: so sind dieselben nicht in der Lage, mit positiver Gewißheit sagen zu können, welcher Art die Aufführung eines solchen Thieres unter so bewandten Umständen sein würde. Aber die Einwendungen gegen diesen Plan sind überaus gewichtiger Natur:

a) Würde der Esel jedweder Gelegenheit, die Landschafts-Scenerie entlang dem Treidelpfade in Augenschein zu nehmen, entrückt sein — und die Commission hegt die Befürchtung, daß dieser Umstand sehr dazu angethan sein würde, dem Thiere den Muth zu benehmen.

b) Sintemalen der Esel sich zu gedachten Zwecken unter Wasser befindet, möchte er sich leicht versucht fühlen, des öftern stehen zu bleiben, um die auf seinem Wege angetroffenen Quappen und andern Fische zu benagen; — die Commission erachtet, daß hierdurch die Aufmerksamkeit des Esels in hohem Grade von seiner Arbeit abgelenkt würde.

c) Es würde immer Jemand zugegen sein müssen, der, sobald der Esel einmal den Hinterfuß über die Zugleine hinübersetzte, auf den Grund des Canals niederzutauchen hätte, um denselben wieder in die richtige Lage zu bringen.

d) Bei trübem Wasser könnte der Esel leicht den Weg verlieren und den Kahn entweder in falscher Richtung fortziehen, oder in Einem weg gegen das Ufer anrennen.

Von den verschiedenen anderen Plänen, die des Fernern noch unterbreitet worden sind, bleibt der von einer löblichen Direction eingesetzten Commission zu bemerken: daß

a) Hieronymus Schwänzlein's Vorschlag, die Boote vermittelst Segel fortzubewegen und diese Segel mit künstlichem Winde zu füllen, der durch ein auf dem Schiffe aufgestelltes Dampf-Blasewerk zu erzeugen wäre; — Hieronymus Schwänzlein's Dampf-Segel.

b) Aristides Schummler's Plan, Capitän und Mannschaft mit kleinen Fährbooten auszurüsten, welche sie sich unter die Füße zu schnallen hätten, so daß sie über Bord hinausstehen und das Schiff von hinten schieben könnten; — Aristides Schummler's Schiebemanier.

c) Kosmos Abele's Theorie, daß eine bewegende Kraft sich gewinnen lasse dadurch, daß man Störe zum Kahn-Ziehen dressire; und — Kosmos Abele's Zug-Störe.

d) Martin Specht's Ansicht, daß eine vorwärtstreibende Kraft geschaffen werden könne, wenn man eine Kanone auf dem Hinterdeck aufpflanze und diese über das Hintertheil des Schiffes hinaus losschieße, so daß der Rückschlag des Geschützes das Boot vorwärtsschiebe. — Martin Specht's Rückschlags-Theorie.

Von allen diesen Vorschlägen und Plänen hat die Commission zu bemerken, daß sie wunderbare Beweise dafür sind, was der menschliche Geist Alles zu erreichen vermag, wenn er seine Kräfte anstrengt, — daß dieselben aber nicht so sehr durch praktische Verwendbarkeit, als vielmehr durch Merkwürdigkeit hervorragend sind."

Der ausgesetzte Preis ist bis jetzt noch keinem der Concurrenten zuerkannt worden. Im Städtchen cursirt diesbezüglich die Meinung, daß wenn die „Erste Blechlinger Canal-Navigations-Actien-Gesellschaft" wirklich genau das erlangen will, was sie zu erlangen wünscht, sie den als Prämie festgesetzten Preis wird entsprechend höher normiren müssen.

* *
*

Zwischen Binnen-Canälen und Bratwürsten besteht eigentlich nichts Gemeinsames; die Erwähnung aber von Peter Piepenbrink's Namen in dem oben citirten Bericht ruft mir einen andern Bericht, in welchem dieser Name gleichfalls figurirte, in's Gedächtniß zurück. Piepenbrink ist ein mit überaus fruchtbarem Geiste ausgestatteter Erfinder, der indessen nur selten etwas zu Tage fördert, was Jedermann brauchen kann. Eine von Herrn Piepenbrink's Erfindungen, die während der letzten Kriegs-Epoche das Licht der Welt erblickte, führte den vielversprechenden Namen: „Unverderbliche Armee-Patent-Wurst." Die Idee, welche dieser Wurst zu Grunde lag, war: die Bewegungen von Truppenkörpern dadurch zu vereinfachen, daß man die schweren Proviant-Züge überflüssig mache und den Soldaten eine nahrhafte Speise in condensirter Form liefere. Die „Armee-Patent-Wurst" wurde nach streng wissenschaftlichen Principien fabricirt. Sie bestand aus Erbsen und Rindfleisch, Salz und Pfeffer, Stärke und Gummi Arabicum, welche Composition vermittelst einer Maschine in die Därme gestopft wurde, die gleichzeitig alle Luft herausdrängte, so daß die so erzeugten Würste luftdicht sein mußten. Piepenbrink behauptete, daß seine „Armee-Patent-Wurst" sich in jedem Klima trefflich conservire. Man dürfe sie auf den Aequator legen und die Tropen-Sonne auf sie niedersengen lassen, und sie würde auch dort so angenehm und frisch bleiben, wie man sie hier vor sich sehe. In Betreff der Nahrhaftigkeit behauptete Piepenbrink, daß in einem einzigen Cubikzoll seiner „Armee-Patent-Wurst" mehr Fleisch- und Muskel-bildende Stoffe enthalten seien, als in einem ganzen Mittagsmahle, das aus gebratenem Truthahn und dergleichen anderem Firlefanz bestehe.

Nachdem nun Piepenbrink eine gehörige Menge seiner

„Unverderblichen" fabricirt hatte, packte er den ganzen Kram in seine Dachkammer; dann steckte er sich eine Anzahl Probe-Würste in die Rocktasche und reiste nach der Bundeshauptstadt, um daselbst den Kriegsminister aufzusuchen und zur Einführung der „Armee-Patent-Wurst" beim Heere zu veranlassen.

Dort angekommen, begab er sich ohne Verzug nach dem Kriegs-Ministerial-Gebäude und gelangte glücklich bis in das Bureau des Ministers. Nachdem er an den Tisch, vor welchem Jener mit Schreiben beschäftigt saß, herangetreten war, langte er eine seiner „Armee-Patent-Würste" aus den Tiefen seines Rockschoßes herauf. Er schickte sich soeben an, dem hohen Staatsbeamten, während er sie ihm wie ein Pistol entgegenstreckte, die vorzüglichen Bestandtheile und Eigenschaften seiner Wurst auseinanderzusetzen, als dieser plötzlich aufblickte und sich im nämlichen Momente mit rascher Bewegung unter den Tisch duckte. Die Sache dünkte Peter Piepenbrink höchst eigenthümlich: er schritt um den Tisch herum, um nach dem Minister zu schauen, wobei er das Muster-Exemplar seiner „Unverderblichen" noch immer grade vor sich hingestreckt hielt. Jetzt machte der Minister einen kühnen Sprung nach der Thüre und stürzte hinaus. Wenige Augenblicke nachher erschienen ein paar Unter-Beamte mit Schrotflinten; Alle legten sie auf Piepenbrink an und forderten ihn auf, seine Waffe zu senken, andernfalls sie feuern würden. Dieser legte kaltlächelnd seine Patent-Wurst auf den Tisch nieder und fragte, was denn los wäre? Jetzt trat auch der Minister wieder ein und erklärte, er müsse Herrn Piepenbrink um Entschuldigung bitten, er habe nämlich seine Wurst irrthümlicherweise für einen — Revolver angesehen.

Nachdem sodann Piepenbrink den Beweggrund seines

Besuches auseinandergesetzt hatte, theilte ihm der Minister mit, daß ohne die Genehmigung des Congresses nichts zu machen sei, gab aber dem Erfinder den Rath, sich nach dem Capitol zu verfügen und dort seine Patent-Wurst in eigener Person zu lanciren.

So stellte sich denn Piepenbrink am folgenden Tage in aller Frühe, noch ehe die Sitzung des Repräsentanten-Hauses eröffnet worden, ein und legte auf eines jeden Abgeordneten Pult ein Exemplar seiner „Armee-Patent-Wurst." Als das Haus zusammengetreten war, erhob sich eine große Meinungsverschiedenheit bezüglich der Bedeutung dieser außergewöhnlichen Erscheinung. Einige Mitglieder waren geneigt, den Gegenstand für eine durch irgend welchen modernen Verschwörer eingeschmuggelte Höllenmaschine zu betrachten, während andere der Ansicht waren, eine neue, vom Ackerbau-Ministerium erzielte Bananen-Varietät vor Augen zu haben.

Nach einiger Zeit trat Piepenbrink vor die Versammlung und setzte auseinander, welch' unverderbliches Wurst-Fabrikat seinem Geiste zu ersinnen gelungen sei. Den ganzen Winter verblieb er nun in der Bundeshauptstadt zu dem Behufe, sein geliebtes Vaterland mit der „Patent-Wurst" zu beglücken. Am äußersten Schlusse der Session wurde denn auch ein Paragraph noch durchgeschmuggelt, nach welchem das Staats-Proviant- und Verpflegungs-Amt angewiesen wurde, eine Commission zur Prüfung der Piepenbrink'schen Armee-Patent-Wurst einzusetzen und an das Kriegs-Ministerium Bericht über die gewonnenen Resultate zu erstatten.

Sobald sich die Commission gebildet hatte, begab sich dieselbe in Begleitung Piepenbrink's nach dessen Heimath, um dort auf der Piepenbrink'schen Farm die neue Erfindung in Augenschein und Untersuchung zu nehmen.

Als die Gesellschaft sich dem Farmhause näherte, ward sie von einem pestilentialischen Gestanke begrüßt, der beim Eintritt in die Hausthüre nahezu unerträglich wurde. Frau Philomele Piepenbrink meinte, daß hinter der Zimmerverkleidung irgend ein thierisches Geschöpf crepirt sein müsse. Beim Hinaufgehen aber nach der Dachkammer ward die Ursache dieses Geruches offenbar. Ungefähr 10 Centner der „Unverderblichen Armee-Patent-Wurst" lagen in einem entsetzlichen Zustand von Fäulniß auf dem Boden umher. Darauf hielten sich die Herren Commissionsmitglieder die Nasen zu und entfernten sich schleunigst von dieser Stätte der Verwesung. Der Obmann der Commission aber setzte sich in sein Zimmer im Hôtel des Städtchens und berichtete, wie folgt, an das hohe Kriegsministerium:

„Nach einer sorgfältigen Prüfung von ‚Piepenbrink's Unverderblicher Armee-Patent-Wurst' sind wir zu der Erkenntniß gekommen, daß dieselbe für gewisse wohldefinirte Zwecke in ganz eminenter Weise geeignet ist. Wenn sie zum Beispiel in unserem Geschützwesen als Bombenfüllung oder als Raketen-Geschoß adoptirt würde, so dürfte mit unfehlbarer Gewißheit angenommen werden, daß eine solche Piepenbrink'sche Patent-Wurst, aus einer Kanone nach einer belagerten Stadt hineingeschleudert, die Besatzung derselben im Augenblick zur sofortigen Räumung des Platzes und zum eiligen Abzug veranlassen würde; — die Unmenschlichkeit jedoch, die darin läge, sogar einen Feind in directe Berührung mit einer Piepenbrink-Wurst zu setzen, ist so grausenhaft, daß wir davon Abstand nehmen, sie — ausgenommen höchstens in allerdringendsten Nothlagen — zu derartiger Verwendung zu empfehlen. Der Geruch, welcher dem von den Chinesen im Kriege verwendeten Stinktopfe entquillt, ist balsamisch zu nennen im Vergleich mit dem diesem Artikel anhaftenden Parfüm. Als Düngemittel für mageres Ackerland ließe sich die Piepenbrink'sche Patent-Wurst sicher auch mit großem Nutzen in Verwendung nehmen; in sehr kaltem Klima, wo die Würste immer in gefrorenem Zustande sich befinden würden, könnte man sie auch als Zeltpflock benützen.

„Als Nahrungsmittel aber lassen sich gegen die ‚Armee-Patent-Wurst' Einwendungen verschiedener Art geltend machen. Piepenbrink's Mischungsverfahren ist unter anderm so mangelhaft, daß er die eine Wurst ganz mit Erbsen, die andere ganz mit Gummi arabicum, eine dritte mit Pfeffer und eine vierte mit Rindfleisch füllt. Die Rindfleisch-Würste bringen unfehlbar Jedermann den Tod, der einen Mundvoll davon genießt — ausgenommen sie würden, von der Stunde ihrer Fertigstellung an, beständig auf Eis gehalten. Die Gummi-Arabicum-Würste dagegen sind nicht nahrhaft genug, um eine Armee zum Ueberstehen aufreibender Feldzüge zu befähigen.

„Wir sind in Ansehung dieser Resultate nicht in der Lage, dem Kriegs-Departement die Adoptirung der Piepenbrink'schen ‚Patent-Wurst' anzuempfehlen: es erscheint uns vielmehr gerathen, den genialen Herrn Erfinder in eine gewisse Anstalt zu bringen, in der man seinem geistigen Zustand eine entsprechend aufmerksame Behandlung zu Theil werden lassen kann."

Als Piepenbrink von diesem Berichte Kenntniß erhielt, fühlte er lebhafte Entrüstung; und nachdem er sich klar geworden, daß Republiken allezeit undankbar sind, sandte er je eine Kiste seiner Armee-Patent-Würste an die obersten Militär-Behörden mehrerer europäischer Staaten, unter anderen auch der Türkei, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob die Einführung derselben nicht vielleicht dort möglich wäre.

Drei Monate nach Abgang dieser Sendungen wurde bei nächtlicher Weile von einer mysteriösen Person auf Piepenbrink geschossen, — welch' dunkles Ereigniß von den Bewohnern Blechlingen's dahin erklärt wird, „daß von der einen oder der anderen der Europäischen Militär-Genie-Corps-Ober-Intendantur-Verwaltungen eigens ein Meuchelmörder gedungen und nach den Vereinigten Staaten gesandt worden sei, um den Erfinder der ‚Unverderblichen Armee-Patent-Wurst' aus dem Wege zu räumen." Welche strategischen Motive bei dieser Special-Mission maßgebend gewesen, darüber waren die

Ansichten in Blechlingen getheilt, indessen neigte sich die öffentliche Meinung dahin, daß in Europa die Befürchtung bestanden haben mochte, es liege der Erfindung ein heimtückisch republikanischer Gedanke zu Grunde, auf diesem scheinbar harmlosen Wege eine allgemeine „Abrüstung" zu veranlassen.

Seither hat Piepenbrink seine Wurstmache-Gedanken aufgegeben, und ist jetzt mit der Construction einer Waschmaschine beschäftigt, die zur Zeit so weit gediehen sein soll, daß sie beim ersten Versuch vier Hemden und einen Bett-Ueberzug in Fetzen riß.

Viertes Capitel,

berichtet gar mancherlei schlimme Erfahrungen, so Herr Baldamus Bohnenstengel als Pferdebesitzer gemacht hat.

Herr Baldamus Bohnenstengel ist kein sonderlicher Pferdekenner. Vor nicht langer Zeit aber kam ihm der Gedanke, daß es doch eine hübsche Sache sei, ein gutes Pferd zu besitzen. So begab er sich denn auf den nächsten Pferdemarkt, der in der Umgegend abgehalten wurde, und bot dort aus bis jetzt noch nicht aufgeklärten Gründen auf die baufälligste Ruine von Pferd, die jemals auf vier Beinen zu gehen versucht hat. Die Mähre wurde ihm zugeschlagen, bevor er noch Zeit fand, sich zu besinnen, und mit einem Gefühle sonderbarer Beklemmung geleitete er sie ihrer neuen Heimath zu. Diese Ankaufsgeschichte wurde in wenig Tagen der Scherz und Spott des ganzen Städtchens, und alle Welt hänselte den armen Bohnenstengel in der unbarmherzigsten Weise.

Bohnenstengel aber war geneigt, den Gegenstand von einem philosophischen Gesichtspunkte aus zu betrachten und in einem neuen und interessanten Lichte darzustellen. Als ich eines Tags der unschönen Dinge, die man sich von seinem Pferde erzählte, ihm gegenüber Erwähnung that, meinte er gelassen:

„O! ich weiß wohl, daß die Leute sagen, es hätte das Keuchen, es sei eben ein ‚Lungenpfeifer'; aber eine der Ursachen, die mich bestimmten, es anzukaufen, war gerade die, daß es so laut Athem holt. Das ist ein sichres Zeichen, daß es Luft genug hat. Nehmen Sie irgend welches gewöhnliche Pferd, und Sie können nicht einen einzigen Athemzug hören; es hat schwache Lungen und darf sie nicht vollziehen. Mein Amyntor aber füllt seine Lungen gehörig voll und bläst sie kräftiglich wieder aus. So können's die Leute denn hören, wie es die frische Luft genießt. Und jetzt will ich Ihnen ein Geheimniß mittheilen, Sie dürfen's aber nicht gleich weiter erzählen. Wenn Sie 'mal ein Pferd kaufen wollen, so stellen Sie sich eine Viertelmeile von dem Thiere entfernt auf und horchen Sie, ob Sie es sozusagen seufzen hören können. Wenn Sie es hören können, nun, dann kaufen Sie das Thier; es ist sein Gewicht in Gold werth. Aber das bleibt ganz unter uns! verstehen Sie wohl?

„Und Sie wissen ja, daß der alte Einfaltspinsel, der Kandelsieder, mich damit hat aufziehen wollen, daß das Pferd in den Knieen versprengt sei. Als ob nicht eben dies gerade die eigentliche Ursache gewesen wäre, weßhalb ich mich entschlossen, das Thier zu erwerben, selbst wenn ich hätte bis zu fünfhundert Dollars hinaufbieten müssen! Sie sind ein junger Mann, der noch keine Erfahrung in der Welt besitzt. Darum will ich Ihnen sagen, weßhalb ich solche Beine so besonders gern habe:

sie geben dem Pferde mehr Hebekraft! Verstehen Sie, was ich meine? Wenn so ein Pferdsbein gerade ist, so ist es, je mehr das Thier sich darauf stützt, desto leichter möglich, daß der Knochen gebrochen wird. Biegen Sie aber so ein Pferdsbein ein wenig nach vorn, derart daß der obere Knochen im schiefen Winkel auf dem unteren aufliegt, so ist die Drucklast vertheilt, und das Pferd hat reichlich Stützpunkt. Es ist das wohlbekannte Princip des Bogenbaues; verstehen Sie? Wenn das beim Hausbau gut ist, warum sollte es dann nicht auch bei der Construction eines Pferdes gut sein? In den Knieen versprengt! Mein Gott, Mann! ein Pferd, das nicht in den Knieen versprengt ist, ist eigentlich gar kein Pferd, sondern taugt gewissermaßen nur zu Seifenfett und Leim. Und das ist wahr, so wahr ich Baldamus Bohnenstengel heiße!

„Und was seinen Schweif anbetrifft, von dem die Leute so viel Wesens machen, so bitt' ich Sie um Alles in der Welt, wer in's Dreiteufelsnamen wird denn an einem Pferde einen langen Schwanz haben wollen! Ich habe recht wohl gewußt, daß meines Amyntor Schweif kurz ist und daß bloß sechs bis sieben Haare d'ransitzen. Aber schon die alten Römer und die alten Aegypter haben ihren Pferden die Schweife gestutzt — und weßhalb? Na, Sie sind vielleicht in der Alterthums-Geschichte nicht bewandert? So lassen Sie sich's sagen: diese alten Römer — die ein gar großes Kriegsvolk waren — haben's recht gut gewußt, daß ein Pferd mit fünfzehnzölligem Schweife mehr Fleisch an sich hat, als eins mit vierzölligem, und folge dessen auch mehr Fütterung gebraucht; — sie haben fernerhin recht gut gewußt, daß beim Wedeln eines langen Schweifes ein weit bedeutenderes Quantum von Muskelkraft in Thätigkeit tritt,

als beim Wedeln eines kurzen Stutzes, und daß Muskelkraft wieder nur durch Futter erzeugt werden kann. Darum also waren sie so weise und verschnitten ihren Rossen die Schweife, um sie auf diese Weise weniger futterbedürftig zu machen. Zu jenen Zeiten hatten die Menschen noch Gribbs im Kopfe! in dergleichen wissenschaftlichen Fragen war man sattelfest. Was wissen aber unsere Schafsköpfe hier am Orte von solchen Dingen? Mögen sie lachen! Ich für mein Theil laß' mir recht gern einen Schweif, der keiner ist, gefallen, wenn er mir im Jahr ein paar Scheffel Hafer spart! Ich gehe jede Wette mit Ihnen ein, daß hier in diesem heillosen Lande jährlich Millionen über Millionen Dollars weggeworfen — geradezu weggeschleudert werden, bloß um Pferdeschweife groß zu ziehen, die den Pferden selbst, nachdem besagte Schweife ausgewachsen, nicht den geringsten irdischen Nutzen gewähren. Darauf können Sie sich verlassen! Ich habe die statistischen Berichte unserer Staatsverwaltung verfolgt, und die sind wahrhaftig hinreichend, um einen vernünftigen Kerl weinen zu machen, wenn man mit ansehen muß, wie die Leute hier in Amerika ihr gutes Geld verschwenden!

„Und wenn die Maulaffen darüber die Nasen rümpfen, daß man bei meinem Amyntor die Rippen auf beiden Seiten so scharf und deutlich sieht, so beweisen sie dadurch nur, daß sie an einer höchst eigenthümlichen Geschmacklosigkeit leiden. Was ist denn hübscher: eine flache kahle Wand — oder eine Wand, die durch Säulen und Träger geziert ist? Nun also! wenn man ein Pferd kauft, so wird doch Niemand, der Kunstsinn besitzt, haben wollen, daß es vom Kopfe bis zum Schweife hin ganz glatt sei! Im Gegentheil — was man zu haben begehrt, ist eine hie und da Abwechselungen bietende Fläche —

ein bischen Hügel hier, ein bischen Thal dort; und darum eben wird sich jeder vernünftige Mensch ein solches Pferd kaufen, wie mein Amyntor ist. — Die meisten Pferde haben ein monotones Aussehen; man wird ihrer leicht überdrüssig. Aber — man lasse nur hübsch fein die Rippen heraustreten, und man hat ein Pferd, das immerdar dem Auge wohlthut und an die edleren Empfindungen des Geistes appellirt. Nebenbei gesagt, ist man auch dann erst vollständig sicher, daß das erworbene Pferd die richtige, ihm zugehörige Anzahl Rippen hat, und daß der Mann, von dem man es erworben, nicht einen einzigen losen Knochen für sich zurückbehält. Man weiß dann eben, daß man ein ganzes Pferd hat — und legt sich in diesem Bewußtsein Abends ruhig und befriedigt zu Bette. Aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich die Sache; und glauben Sie mir, ich bin nicht der Einzige, der solche Ansicht hat.

„Im Vertrauen — ich wünsche nicht, daß davon weiter gesprochen wird — will ich Ihnen mittheilen, daß ich einen Mann kennen lernte, der den ganzen weiten Weg vom Staate Georgia bis hierher gekommen war, um den jetzt in meinem Besitze befindlichen Amyntor für sich zu erstehen, einzig und allein aus dem Grunde, weil ihm zu Ohren gekommen war, daß an dem Gaul jede Rippe sichtbar ist. Ich aber kam ihm mit meinem Gebote zuvor, und der Aermste machte sich wieder auf die Heimreise mit einem Gesicht — mit einem Gesicht, sag' ich Ihnen, so lang wie das eines Actionärs nach der Dividenden-Erklärung.

„Und was das betrifft, daß es die Druse und Drehkrankheit und die Bremsenwürmer und aufgeschundene Schultern haben soll, so kann ich Ihnen sagen, daß bloß echte Racepferde von dergleichen Dingen befallen werden; und

ich für meine Person habe mir schon in jungen Jahren vorgenommen, daß wenn mir 'mal Jemand ein Pferd anbieten sollte, das nicht die Drehkrankheit hätte, ich's nicht geschenkt annehmen möchte! Das ist so sicher wie zweimal zwei vier ist! Der große Naturforscher, Professor Owen, sagt's auch, daß er Drusen, weit entfernt, sie als eine Krankheit anzusehen, vielmehr für das magnum bonum eines richtigen Pferdes halte und daß er die Regierung nöthigen wolle, ein Gesetz zu erlassen, nach welchem jedem Pferde Drusen eingeimpft werden sollten. Schreiben Sie 'mal an Professor Owen und fragen Sie an, ob dem nicht so ist, wie ich sage."

Und so stellte denn Baldamus Bohnenstengel sein Pferde-Phänomen „Amyntor" in den im Hintergebäude befindlichen Stall, miethete einen wackern Sohn Irlands zur Pflege und Wartung desselbigen und war fröhlich und guter Dinge. Bevor ihm aber noch Gelegenheit geworden, sich seines neu erworbenen Besitzthums nun auch in der Praxis zu erfreuen, rief ihn die Erledigung einiger geschäftlichen Angelegenheiten nach St.-Louis und hielt ihn dort etwa sechs Wochen zurück. In der Zeit seiner Abwesenheit nahm seine Gattin, Frau Eulalia Bohnenstengel, geborene Schnakenwurz, die Last der Verantwortlichkeit für die Obsorge Amyntor's auf ihre Schultern. Da nun aber die gute Dame von der Pferdepflege genau eben so viel verstand wie von der Berechnung der Himmelskörper, so war die unausbleibliche Folge, daß Herrn Bohnenstengel's Amyntor, ohne sich im Geringsten einer böswilligen Absicht bewußt zu sein, unzähliges Mißgeschick verursachte.

Als Herr Baldamus Bohnenstengel nach Abwickelung seiner Geschäfte nach Blechlingen heimgekehrt war, sein Weib Eulalia geküßt und die Geschichte der Reise, so er gethan, zum Besten gegeben hatte, entspann sich der

folgende Dialog zwischen Schön-Baldamus und Süß-Eulalia.

Frau Eulalia Bohnenstengel, geborene Schnakenwurz, hub an:

„Mein bestes Baldamuschen! über unser Pferd, den Amyntor, müssen wir nun auch ein paar Worte reden!"

„Gewiß, mein süßes Eulalchen! — was ist's mit ihm? wie geht's mit ihm?"

„Gar nicht zum Besten, Liebster, denn seit du fort gewesen, hat er 'ne ganze Masse Geld gekostet!"

„Wirklich?"

„Ja! außer dem, was er ordnungsmäßig gefressen, und was der Jokel als Lohn gekriegt hat, hab' ich seinetwegen acht bis neun unbezahlte Rechnungen im Betrage von 2000 Dollars in Händen!"

„Zwei-tau-send Dollars? — Aber, Eulalia! mach' keinen Unsinn! — Was um Alles in der Welt soll denn das heißen?"

„Mein bester Schatz! ich will dir die ganze Geschichte erzählen. Du warst kaum abgereist, als sich Amyntor schwer erkältete und infolgedessen einen fürchterlichen Husten bekam, der ihm nicht eine Minute Ruhe ließ. Man konnte das arme Thier meilenweit husten hören. Die ganze Nachbarschaft beklagte sich darüber, und Herr Kandelsieder nebenan wurde so aufgebracht, daß er viermal — ich sage: viermal! — auf unsern Amyntor geschossen hat! Jokel meinte, es sei Keuchhusten!"

„Keuchhusten, mein süßes Mätzchen? Unmöglich! ein Pferd kriegt niemals Keuchhusten."

„Der Jokel aber meinte, es wäre so. Und da ich unsern Kindern immer Dover'sche Pulver gebe, wenn sie den Husten haben, so hab' ich mir gedacht, sie möchten auch Amyntor gut thun, hab' darum einen ganzen Kübel

voll Dover'sche Pulver gekauft und sie ihm mit Zuckerwasser angerührt."

„Einen Kübel voll Dover'sche Pulver? — Aber, liebe Eulalia! Das war ja genug, um das Pferd umzubringen!"

„Der Jokel meinte, das wär' so die gewöhnliche Dosis für ein Pferd, welches wenig Bewegung hat. Und 's hat auch den Amyntor nicht umgebracht: es hat ihn bloß in Schlaf versetzt. Du wirst erstaunt sein, Liebster, wenn ich dir sage, daß unser Amyntor in Einem fort vier Wochen lang fortgeschlafen hat. Nicht ein einziges Mal ist er in der ganzen Zeit aufgewacht. Ich war schon in tausend Aengsten, — der Jokel aber meinte: daran könne man erkennen, daß Amyntor ein gutes Pferd sei. Der Original-Araber Bonifacius hätte, sagte er, sechs Monate lang in einer Tour fortgeschlafen, und Terpsichore, die englische Halbblutstute, hätte einst an einem Wettrennen theilgenommen, während sie geschlafen, und sei, ohne aufzuwachen, die Meile in 2 Minuten 15 Secunden getrabt."

„Der Jokel hat das gesagt, wie?"

„Ja; das war gegen Ende der zweiten Woche. Da aber das Pferd gar nicht munter werden wollte, kam der Jokel zu mir und sagte, daß die Dover'schen Pulver unmöglich Ursache seines so langen Schlafes sein könnten; er wolle mir etwas im Vertrauen mittheilen, aber ich solle es nicht weiter sagen; er hätte schon lange den Argwohn, daß unser Nachbar, der Leberecht Schmalz, das Pferd magnetisirt habe, denn seit der mit seiner Frau nicht mehr gut lebe, magnetisire er Alles was ihm unter die Hände komme."

„Ich habe nie in meinem Leben von einem magnetisirten Pferd gehört, mein Engel!"

„Ich auch nicht, aber der Jokel meinte, das sei bei Pferden besserer Art durchaus keine Seltenheit. Und als nun Amyntor fort und fort schlief und mir immer ängstlicher um das gute Thier wurde, da ist der Jokel zum Pferdedoctor gelaufen, und der ist dann mit einer galvanischen Batterie gekommen und hat gesagt, daß er das Thier schon aus dem Schlafe aufrütteln wolle. Und dann haben sie kupferne Drähte an seine Beine gelegt, und der Doctor hat geleiert und geleiert, bis es einen erschrecklichen Ruck gegeben hat. Davon ist der Amyntor auch richtig aufgewacht, ist in die Höhe gesprungen wie das Donnerwetter, hat vierzehn Planken aus der Stallwand geschlagen, ist dann über die Einzäunung in Herrn Kandelsieder's Garten hinübergesetzt, hat dort ein halbes Dutzend junger Ferkel todtgetreten, zwei trächtigen Kühen so heftig auf dem Bauch herumgestampft, daß ihnen Hören und Sehen vergangen, und schließlich von acht Apfelbäumen die Kronen abgebissen. Jokel sagt noch, er hätte sogar Kandelsieder's jüngstes Kind verschlucken wollen, aber das hab' ich nicht mit angesehen. Der Jokel mag wohl aufgeschnitten haben. Ich weiß das nicht; 's läßt sich doch kaum denken — nicht wahr? — daß ein Pferd versuchen sollte, ein Kind zu fressen?"

„Der Mann, der mir den Amyntor verkauft hat, hat nichts davon gesagt, daß das Pferd ‚Liebe zu Kindern' habe."

„Aber das Thier hat den Anfall überstanden. Die einzige Folge war, daß die Dover'schen Pulver, oder die Elektricität, oder Gott weiß was! seine Haare alle nach der verkehrten Richtung gedreht haben. Der Amyntor sieht dir jetzt wunderlicher aus als ein Mode-Journal, Baldamus lieb. O! aber noch Eins! auf seinen Appetit scheint die Geschichte einen riesigen Einfluß gehabt zu

haben. Der Racker schien jetzt in Einem fort hungrig zu sein. Er hat die Futter-Raufe und zwei ganze Geschirre mit Haut und Haar aufgefressen. Und in der vorigen Woche ist er bei nachtschlafender Zeit aus dem Stalle ausgebrochen und hat am ganzen Haus hinten die Thürklinken abgenagt."

„Thürklinken — Eulalia? Hat sich denn in Amyntor eine Neigung für Thürklinken entwickelt?"

„Ja! und der Lisette Gesangbuch hat er auch aufgefressen. Das dumme Ding hat's auf dem Tisch in der Veranda liegen lassen. Der Jokel meinte, er hab' in Irland einen Mann gekannt, der hab' ein Pferd gehabt, und das wäre unzählige Male Hungers gestorben, wenn man's nicht mit Büchern gefüttert hätte. Wenn es nicht ganze Bücher kriegen konnte, hat sich's mit Lieferungen oder Heften begnügt. Aber gedruckte Bücher irgend welcher Sorte hätte es bekommen müssen — sonst sei es nicht zu regieren gewesen."

„Das Pferd hätt' ich gern sehen mögen, mein Engel!"

„Da haben wir also den Pferdedoctor wiederum geholt, und der hat gemeint, daß dem armen Vieh nichts weiter fehle, als eine Morphium-Einspritzung unter die Haut, um seine Nerven zur Ruhe zu bringen. Er hat den Jokel nach seiner Wohnung geschickt, um eine Maschinerie von dort zu holen, mit der er das Morphium unter die Haut spritzen könne. Aber der Jokel hat gemeint, er könne das auch ohne die Maschine thun. Und so hat er denn eines Tags Morphium geholt, und angefangen, mit einem Zwickbohrer ein Loch in den Leib des Thieres zu bohren."

„Mit einem Zwickbohrer — Eulalia?"

„Mit einem ganz gewöhnlichen Zwickbohrer, Baldamus. Aber das schien dem Amyntor unbehaglich zu

werden, und — schwuppedipupp! — packt er den Jokel, wirft ihn zu Boden und stößt ihn mit den Füßen durch die Scheidewand hindurch, so daß dem armen Kerl drei Rippen zerbrechen. Da hab' ich denn schließlich noch selber den Pferdedoctor holen müssen und der hat dann die Einspritzung vorgenommen, wie sich's gehört; und Amyntor schien sich darnach auch ganz wohl zu befinden — ausgenommen allein, daß er, wie Jokel meinte, seit jener Zeit eine ganz merkwürdige Vorliebe an den Tag legt, auf dem Kopfe zu stehen."

„Amyntor wäre das erste Pferd, das zu so etwas Lust bezeigte, mein Schatz!"

„Jokel meinte, das sei schon öfter vorgekommen. Er hat mir von einem Mann in Großschnettern erzählt, für den er gearbeitet; der soll ein Maulesel-Gespann gehabt haben, die immer auf dem Kopfe gestanden sind, wenn sie nicht bei der Arbeit waren. Er meinte, in Großschnettern hätten das alle Maulesel so gemacht. Was also thut unser Jokel, um dem Amyntor das Kopfstehen zu vertreiben? Er bindet ihm 'en schweren Stein an den Schweif, um ihn im Gleichgewicht nnd auf den Füßen zu halten. Und diese Vorrichtung bewährte sich so vortrefflich, daß es eine wahre Lust war. Als ich aber den Sonntag drauf mit Amyntor zur Kirche fahre, beginnt er plötzlich, während eine ganze Menge Leute um ihn herumsteht und ihn angafft, als wär' er das achte Weltwunder, — beginnt er plötzlich, seinen kurzen Schwanzsturzel heftig auf und ab zu peitschen — und rennt mit dem Steine, den der Jokel ihm nicht hatte abbinden wollen, sechs Jungens — denk' dir, Baldamus! — die Hirnschale ein!"

„Was du nicht sagst, Eulalia!"

„Ja, weißt du, Baldamus! — selber geseh'n hab'

ich's nicht; aber der Jokel kam mir mit der Mittheilung entgegengestürzt, daß sie alle sechse todt wären, sowie ich aus der Kirche heraustrat. Und er erzählte mir dann auf dem Heimwege, daß der Mann in Großschnettern seine Maulesel immer dadurch bestimmt hätte, sich auf die Beine zu stellen, daß er ihnen Musik zu hören gab. Das mache sie kirre, meinte Jokel. Und so hat denn der Jokel einen von seinen Bekannten kommen lassen, der hat sich in den Pferdestall setzen und dem Amyntor auf der Harmonica vorspielen müssen."

„Und hat das unser Pferd ruhiger gemacht?"

„Anfänglich schien es so. Dann hat sich aber der Jokel eines Tags einfallen lassen, Amyntor seiner Drehkrankheit wegen zu schröpfen, und dabei muß er das arme Thier an der falschen Stelle geschnitten haben, denn mit einem Male ist es zusammengebrochen und auf den Harmonica-Spieler niedergestürzt und war crepirt, während der Musicus beinahe erstickt ist."

„Amyntor ist also todt? Hm, hm, hm! Und wo ist die Rechnung? Zeige sie mir, Eulalia!"

„Hier, mein Baldamus! — Ich will sie dir vorlesen, Herzensmännchen!"

Nota für Herrn Baldamus Bohnenstengel,
wohnhaft in Blechlingen, Ochsengasse 7.

	Dolls.	Cts.
An ärztlichen Honorarien dem Thierarzt Dagobert Flederwisch	125.	50
Dover'sche Pulver gegen Husten	80.	—
Galvanische Batterie	10.	—
Reparaturen am Pferdestall	12.	25
	227.	75

	Transport	227. 75
An Herren Florian Kiesewetter als Entschädigung gezahlt für: a) zwei todtgestoßene Kühe . . b) fünf niedergetretene Ferkel . c) acht der Kronen beraubte Apfelbäume . . . . . d) ein beinah verschlungnes Kindlein	in Summa	251. —
An Schlosser Beisele und Schreiner Zeisele für Instandsetzung abgenagter Thürklinken ꝛc. . . .		175. —
Lisettens Gesangbuch (neue Auflage)		— 25
1 Zwickbohrer und 3 Düten Morphium zu Hauteinspritzungen		15. —
Dem Jokel an Schmerzensgeld für gebrochne Rippen		120. —
Dem Doctor Flederwisch für Curirung von Jokel's gebrochnen Rippen		25. —
Dem Harmonica-Musicus Florentin Pumper an Spielhonorar		21. —
Schmerzensgeld an Florentin Pumper für zugefügten Leibesschaden		184. —
Beerdigungskosten für die sechs Knaben: Hans Wehmeier, Gottlieb Anton Traumichel, Max Nebenchari Stötterer, Phanes Ehrenfried Zuckerle, Albert Theodor Leckerle, und Nepomuk Cincinnatus Hahnenkamm		995. —
	in Summa: Dollars	2014. —

„Und das ist Alles, mein Eulalchen?"

„Ja, du liebster, bester Baldamus!"

Hierauf faltete Herr Baldamus Bohnenstengel mit erhabenem Lächeln die theure Rechnung zusammen und spazierte mit ihr nach dem Hinterhofe hinaus, um den mannigfachen, sein Hirn durchkreuzenden Gedanken freien Spielraum zu gewähren. In der Folge erzählte er mir, daß er sich darüber klar geworden sei, die noch unbezahlten Theile dieser zum mindesten sonderbaren Rechnung nicht anzuerkennen und binnen Kurzem den

Versuch zum Ankauf eines neuen bessern Pferdes zu wagen. Er sagte, vor ein paar Tagen gehört zu haben, daß Nehemias Lilienstengel, — ein Gutsbesitzer, dessen Farm nicht sehr weit von Blechlingen's Marken entfernt lag — ein Pferd habe, das er zu verkaufen wünschte, und fragte mich, ob ich wohl mit ihm, um Genaues über die Sache zu hören, auf Lilienstengel's Farm hinüberfahren wolle. Ich sagte zu; und nicht lange nachher machten wir uns auf den Weg.

An Ort und Stelle angelangt, wurden wir von Herrn Nehemias Lilienstengel ersucht, im guten Zimmer Platz zu nehmen; und während wir dort saßen, hörten wir, wie Frau Lilienstengel, mit der Zubereitung des Abendbrots beschäftigt, im Eckzimmer nebenan eifrig herumhantierte. Lilienstengel hatte keine Lust, sein Pferd zu verkaufen; aber er war sonst recht umgänglich, und nachdem wir schon eine längere Zeit geplaudert hatten, erzählte er uns:

„Meine Herren! Anno 47, da hab' ich Ihnen ein Pferd gehabt, das hat im ganzen Lande nie wieder Seinesgleichen gesehn. Und dieses Pferd hat Ihnen eines schönen Tags den allernärrischsten Streich ausgeführt, der je von einem Thier gethan worden. Es war an einem Mittwoch — ich weiß es noch wie heute — da nehm' ich den Gaul aus 'm Stalle und trolle 'nunter an den Bach mit ihm —"

In diesem Augenblicke öffnete Frau Lilienstengel die Thür und schrie mit kreischender Stimme herein: „Lilienstengel! wenn du 'was zu Abendbrot haben willst, so geh' und spalte mir etwas Holz klein!" Worauf Herr Nehemias sich zu uns wendete und sagte: „Sie entschuldigen mich wohl für ein paar Augenblicke, meine Herren!"

Und in der nächsten Minute hörten wir ihn im Kellerraum unten Holz kleinschlagen und seinem bedrückten Herzen mit nicht eben sanfter Stimme durch ein paar kräftige Verwünschungen Luft machen, deren Ziel Frau Artemisia-Lilienstengel war. Nach einer Weile kehrte Nehemias Lilienstengel in die gute Stube zurück, nahm seinen Sitz wieder ein, wischte sich die Schweißtropfen von der Stirne, legte sein Taschentuch in seinen Hut, stellte letzteren auf den Fußboden und nahm den Faden seiner Erzählung von Neuem auf:

„Also, meine Herren! wie ich schon gesagt habe, — eines schönen Tags nehm' ich dies wundernärr'sche Pferd und führe es 'nunter an den Bach; 's war Anno 47 oder 48 — ich hab' für Zahlen kein sonderlich Gedächtniß. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, ich nehm' also das Pferd und führ' es zum Bache 'nunter — und war gerade im Begriffe, um —"

Artemisia Lilienstengel (die Thür plötzlich aufreißend): „Du, Lilienstengel! 's ist nicht ein Tropfen Wasser in der Küche, und wenn nicht bald welches besorgt wird, so giebt 's in diesem Hause heute kein Abendbrot! Merk' dir das, Lilienstengel!"

Herr Nehemias Lilienstengel (mit einem Ausdruck von schmerzlicher Pein auf seinem Gesichte): „Ja doch! ja doch! — das ist zu arg! das ist zu arg! Meine Herren, nur eine Minute noch! Ich bin gleich wieder zurück. Die Alte ist heut wieder rein toll und will nicht warten!"

Dann hörten wir Nehemias sich mit dem Brunnenschwengel zu schaffen machen; und als wir unsere Blicke zum Hinterfenster hinaus richteten, sahen wir ihn mit einem großen Eimer voll Wasser herangekeucht kommen. Als er noch eine Strecke vom Hause entfernt war, trat

ihm ein Hund in den Weg; und Nehemias, um seinem schwerbedrückten Herzen Luft zu machen, gab dem unglückseligen Thier einen so derben Tritt, daß es bis über den nächsten Zaun hinüberflog. Kurz darauf kam er wieder in die gute Stube herein, wischte sich wieder den Schweiß von der Stirn, legte sein Taschentuch wieder in den Hut, stellte den Hut wieder auf den Boden und fing wieder von vorn an:

„Also, meine Herren! wie ich schon sagte, das Pferd war geradezu staunenerregend! An dem Tage also, von welchem ich spreche, reit' ich 'nunter zum Bache, dicht neben dem Maisfelde hin, und war gerade im Begriffe, den Gaul in die Schwemme zu reiten, als plötzlich mit einem Male —"

Frau Artemisia Lilienstengel (unter der Thür und mit einer Stimme, deren hohe Tonlage nicht eben den angenehmsten Eindruck machte): „Willst du dich wohl gleich sputen, Nehemias, und den Schinken aus dem Rauch-Kamin herunterholen!? Oder willst du dir's etwa einfallen lassen, da sitzen zu bleiben und zu schwatzen? Dann laß dir's aber auch gefallen, heut ohne Abendbrot schlafen zu gehen! — Lilienstengel! wenn der Schinken nicht in kürzester Zeit hier ist, so steig' ich dir auf den Pelz und werde dich Mores lehren! Hörst du, Lilienstengel?!"

Herr Nehemias Lilienstengel (mit purpurrothem Gesicht und lebhaft erregtem Wesen): „Heiliges Donnerwetter! daß dich das Mäuslein beiß'! — Wenn das nicht zum — hol' mich der und jener! — wenn das nicht geradezu — puh! — Pah! mein lieber Herr Bohnenstengel, Sie gedulden sich doch wohl noch einen kleinen Augenblick — ich bin gleich wieder bei Ihnen! Ich bin in einer Secunde wieder zurück."

Dann hörten wir Nehemias Lilienstengel, den wackern

Ehegespons, die Thür zum Rauch-Kamin aufreißen, und kurz darauf kam er mit einem Schinken in der Hand zum Vorschein, während er mit der andern eine Faust machte, die er drohend gegen die Küchenthüre hin schüttelte, als wolle er seiner gestrengen Hälfte, die ihn allerdings nicht sehen konnte, Respect einflößen.

Zum dritten Mal nun trat er wieder, einen penetranten Rauch- und Schinkengeruch verbreitend, in die gute Stube, vergaß aber diesmal in seiner Aufregung, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen und den Hut abzunehmen, warf sich auf einen Sessel, schlug die Beine übereinander und nahm seine Erzählung wieder auf, diesmal in schnellerem Redeflusse sprechend:

„Entschuldigen Sie diese kleinen Unterbrechungen, meine werthen Herren. Meine Alte ist ein etwas eigenthümliches Käuzchen, und man muß sich halb und halb nach ihren Launen richten, will man mit ihr in Ruh' und Frieden leben. Also, meine Herren, wie ich schon gesagt habe — ich reite dies wundernärr'sche Pferd 'nunter zum Bache, an jenem Tage, von dem ich spreche, und nachdem ich am Maisfeld vorüber bin, steh' ich gerad' im Begriffe, in die Schwemme mit ihm zu reiten. Da plötzlich, mit einem Male — was glauben Sie, daß das Pferd macht? — Es —"

Frau Artemisia Lilienstengel (wieder in der Thür stehend und mit nicht weniger kreischender Stimme wie vorhin): „Lilienstengel! du nichtsnutziger, fauler Tagdieb! warum gehst du denn nicht die Kühe melken?! Nicht den kleinsten Bissen Abendbrot kriegst du in deinen Mund, eh' du nicht die Kühe gemelkt hast, wie's deine verfl— Pflicht und Schuldigkeit ist. Merk' dir's, Lilienstengel, du kriegst nicht eine Brodkruste früher, oder ich will nicht mehr Artemisia Lilienstengel heißen!"

Da sprang Nehemias in einem wahrhaften Wuth-Gerase auf seine Füße und schleuderte den Stuhl, auf welchem er gesessen, mit kräftigem Stoße nach seiner holden Gattin Artemisia; worauf sich diese mit dem Schürhaken bewaffnete und mit wilder Entschlossenheit auf ihren Eheherrn Nehemias losstürzte. Wir, Baldamus Bohnenstengel und ich, machten uns bei dieser kritischen Wendung der Dinge eilig auf die Strümpfe und retirirten in den Hofraum vor dem Hause; und als dann Herr Baldamus Bohnenstengel in seinem Wagen saß und ich ihm eben dahin folgen wollte, trat Herr Nehemias Lilienstengel aus der Thüre seines Hauses mit einem de- und wehmüthigen Ausdruck auf seinem Antlitz und verabschiedete sich von uns mit den Worten: „Meine Herren! ich werd' Ihnen die Geschichte von dem Gaul ein andermal zu Ende erzählen, sobald meine Alte zu Verstand gekommen sein wird. Guten Tag für heute! Heut ist Sturm im Kalender!"

Mein Freund und Nachbar Baldamus Bohnenstengel kaufte sich später ein anderes Pferd von einem seiner zahlreichen Blechlinger Bekannten; das Thier entwickelte aber einen dermaßen ausgeprägten Hang zu Seltsamkeiten und Verkehrtheiten aller Art, daß es seiner unliebsamen Charakter-Eigenschaften wegen binnen wenigen Wochen höchst unpopulär bei den ehrsamen Bewohnern Blechlingen's wurde. Baldamus gab mir an einem regnerischen Sonntags-Nachmittag, als wir im „Erzengel" bei einem Pfeifchen Cuba II. gemüthlich beisammen saßen, diesbezüglich die folgende Erklärung:

„Ich bin wie aus den Wolken gefallen, mein lieber Freund, als ich's erste Mal mit meinem neuen Pferde ausfahre — meine gute Eulalia hat's ‚Aghil Aga' ge-

tauft, das wissen Sie ja wohl — und als ich gewahr werden muß, daß es ganz versessen darauf ist, rückwärts statt vorwärts zu laufen. Mir kam's ganz so vor, als sei ‚Aghil Aga' von dem festen Glauben durchdrungen, daß unser Schöpfer ihm die Hinterbeine vorne hingesetzt hätte und daß es, statt mit den Augen, mit dem Schwanze zu sehen vermöge. Jedes Mal, sobald ich's versucht habe mit ihm zu fahren, ist's statt vorwärts rückwärts gerannt, bis mir endlich — 's mag beim dritten oder vierten Versuche gewesen sein — der Geduldfaden riß und ich dem ‚Aghil Aga' mit meinem Peitschenstiel weidlich sein Hintervierte durchgegerbt habe. Da hat der Satan Raison angenommen und ist ein ganzes Stück lang in der regelrechten Weise entlang getrabt, bis er plötzlich wieder die alten Mucken kriegt und ganz so als ob er der festen Meinung sei, daß in dem Gefährt hinter ihm ein Mondsüchtiger sitze, der nicht wisse was er wollte und was er sollte, beinah den ganzen Weg wieder zurückjagt. Eines Tages, als ich die Ochsengasse entlangfahre, hat sich ‚Aghil Aga' von dieser vorgefaßten Meinung so weit hinreißen lassen, daß er mit einem Male stehen blieb wie angewurzelt und dann ebenso plötzlich rückwärts jagend, den ganzen Wagen durch die Spiegelscheibe im Schaufenster der Amos'schen Apotheke hindurchrannte. Nach dieser Episode hab' ich den Racker immer mit dem Kopfe gegen den Wagen zu eingespannt, und das scheint ihm besser zu gefallen; nur wird er manchmal allzu vertraulich, steckt seinen Kopf über das Spritzleder hinüber und versucht dann, an meinen Beinen zu kauen oder die Schooßdecke anzufressen.

„Nebenbei hat diese sonderbare Einspann-Manier natürlich nicht verfehlt, allerhand unliebsame Bemerkungen hervorzurufen, sobald ich mich einmal mit ‚Aghil Aga'

in den Straßen vor unseren Blechlingern zeige. Und wenn ich 'mal wo halten will und zu diesem Zwecke den Racker mit dem Schwanz an einen Pfosten oder Laternenpfahl festgebunden habe, so fällt's ihm ein, in einer mehr als häßlichen Weise mit den Hinterbeinen auszuschlagen und nach dem Trottoir hinüber zu fuchteln, so bald er irgend wen gewahr wird, den er gern mit seinen Hufen verarbeiten möchte.

„Als Reitpferd hat der ‚Aghil Aga' durchaus nicht viel getaugt; nicht etwa, als ob er's versucht hätte, seinen Reiter abzuwerfen, nein, — aber sobald man ihm einen Sattel auflegte, war's als hätt' er's Jucken im Rücken, und er ließ dann nicht ab, mit dem Sattel gegen den ersten besten Baum oder Zaun oder gegen jede Hausecke zu kratzen, die ihm in den Weg kam; und kann er bei dieser Procedur seinem Reiter das Bein aufschinden, so scheint ihm das desto größeres Vergnügen zu bereiten. Zum letzten Male hab' ich den ‚Aghil Aga' geritten an dem Tage, wo unser Nachbar Grüneberg seine Hochzeit feierte. Ich hatt' meine Sonntags-Kleider an und auf dem Wege zum Festplatze war ein kleiner Fluß zu passiren. Als der Racker von einem ‚Aghil Aga' in der Mitte des Flüßchens angelangt ist, bleibt er stehen, säuft und säuft, und wie er endlich damit fertig ist, sieht er sich die ihn umgebende Landschaft an; dann nimmt er nochmals einen Schluck und glotzt sich wiederum die Sträucher und Bäume, den Himmel und das Wasser an; dann plötzlich kriegt er den Einfall, müde zu werden und sich langen Wegs in's Wasser zu legen. Ich mußte balanciren wie ein Seiltänzer, um meine neuen Kleider nicht zu ruiniren, patschnaß wurde ich aber doch, und natürlich konnte keine Rede mehr davon sein, daß ich

auf die Hochzeit hätte gehen können, ich hätte mich nur zum Gespötte gemacht.

„Am Tage darauf ist der ‚Aghil Aga' krank geworden. Mein Jokel war der Ansicht, die Seuche hab' das Thier befallen, und mischte ihm etwas Terpentin in einen Kübel voll Kleie. In der nämlichen Nacht kriegt das Pferd Krämpfe und schlägt vier der besten Bretter aus der Stallwand. Nachbar Schulze meinte, das Pferd hätte nicht die Seuche, sondern den Rotz und Terpentin sei ein Mittel, das nur äußerlich als Einreibung zu verwenden sei, aber nicht innerlich als Medicin gereicht werden dürfe. So haben wir denn den ‚Aghil Aga' fleißig mit Terpentin eingerieben — und was war's Ende vom Liede? — am nächstfolgenden Tage hat er nicht ein einziges Haar mehr auf dem ganzen Körper.

„Notar Klauber hat mir gesagt, daß wenn ich zu wissen begehrte, was dem Thiere wirklich fehlte, so wollte er mir's sagen. Das Pferd litte an weiter nichts als an der Druse, und wenn man ihm nicht zur Ader lasse, so müsse es ohne Gnade und Barmherzigkeit eines jämmerlichen Todes sterben. Darauf hin hat's denn der Klauber, der im Schröpfen eine ganz besondere Fertigkeit hat, geschröpft. Wir haben ihm eine ganze Badewanne voll Blut abgezapft, worauf der arme ‚Aghil Aga' so schmächtig geworden ist, daß alle Rippen sichtbar wurden. Das hätte nun allerdings nach meiner Ansicht nichts zu sagen gehabt, im Gegentheil; aber durch den Vorfall mit meinem ‚Amyntor' war ich etwas ängstlich geworden und so schickte ich denn zum Pferdedoctor. Dieser meinte, das Pferd habe weiter nichts als das Keuchen. Er hat etwas Medicin verschrieben, um durch sie ‚den Wind zu reguliren.' Die Folge davon war, daß der arme ‚Aghil Aga' zwei Tage lang gehustet hat, als befinde er sich

im höheren Stadium der galoppirenden Schwindsucht, und zwischen zweien der heftigsten Husten-Anfälle hat er den Jokel gepackt und in die obersten Futterraufen hinauf spedirt, und dann unsern schwarz- und braungefleckten Dachsel, das arme Vieh, mitten entzwei gebissen.

„Ich meinerseits hab' nun gedacht, vielleicht möcht' ein wenig Bewegung dem kranken Thiere gut thun; und eines Tags bin ich denn mit ihm ausgefahren, und da hat sich's in einer so sonderbaren Weise fortbewegt, daß ich Himmel-Angst gehabt hab', der ganze ‚Aghil Aga' könne plötzlich aus dem Leime gehen und in einzelne Stücke zerfallen. Als wir auf der Spitze des ‚Weißen Kreuzbergs' angelangt waren, der sich sehr steil zur Seite der Fahrstraße erhebt, da ist der ‚Aghil Aga' mit einemmale stehen geblieben, hat ganz eigenthümlich zusammengezuckt, dann ein paarmal heftig gehustet, hat noch mit seinem Hinterfuß eine Fliege von seinem Bauche weggeschleudert und ist dann den Berg hinunter gekollert. Ich war aus dem Wagen gesprungen, bevor er umstürzte, und hab' von oben zugesehen, wie der arme Kerl, den Wagen hinter sich herschleifend, bis in das Thal hinuntergerollt ist. Als ich an die Stelle kam, wo er liegen geblieben war, rührte er kein Glied mehr; er war todt, — mausetodt; und der Besitzer von dem Grund und Boden, wo der arme ‚Aghil Aga' verschieden ist, hat gemeint, er habe die Drehkrankheit gehabt.

„Ich hab' seinen Cadaver für acht Dollars an einen Chinesen verkauft, der Messerhefte und Hosenknöpfe aus ihm verfertigen wollte. Seit jener Zeit sind wir — meine Eulalia und ich — immer auf Schusters Rappen geritten, oder wie unser gelehrter Herr Schuldirector Dr. Buddäus sich auszudrücken belieben würde, haben uns per pedes apostolorum translocirt.

„Ich denke kaum, daß ich noch ein drittes Pferd kaufen werde. Mir scheint, ich hätte 's nun zur Genüge erfahren, daß mir das Glück bei Versuchen dieser Art nicht sonderlich zu lächeln pflegt."

Damit schloß mein biederer Freund Baldamus Bohnenstengel seine Pferde-Geschichte; wir tranken noch jeder ein Gläschen, und schweigend gingen wir heim.

Fünftes Capitel,

sothanes Capitel bemerkenswerth ist ob gewisser Vorgänge die auf Pädagogik Bezug haben.

Während eines der letztverflossenen Sommer-Halbjahre ist in Blechlingen das System des öffentlichen Unterrichts neuorganisirt worden. In Folge einer namhaften Vergrößerung des einzigen Schulgebäudes und in Rücksicht auf die große Zunahme der Schülerzahl wurde bei diesem Anlaß im weisen Rathe der Väter der Stadt der löbliche Beschluß gefaßt, eine weibliche Hülfslehrerin für die Mädchen-Abtheilung zu erwerben. In Ausführung dieses Beschlusses erließ das Blechlinger Schul-Directorium ein Concurs-Ausschreiben zur „Besetzung der neu creirten Hülfslehrerin-Stelle an der Lehranstalt Blechlingen," und wurden die Reflectantinnen angewiesen, sich persönlich beim erwählten Vorsitzenden der Schul-Commission, Herrn Gerichtsrath Amadeus Watschler, zu melden.

Zufällig nun traf es sich, daß am nämlichen oder am folgenden Tage die gnädige Frau Gerichtsräthin Watschler ein Bedürfniß nach einer neuen Köchin fühlte,

dem sie flugs durch ein in fetten Lettern gedrucktes Inserat im „Blechlinger Intelligenzblatt“ gerecht zu werden sich bemühte.

Auf dieses Köchin-Inserat nun meldete sich am nämlichen Nachmittage bereits, an welchem das Zeitungsblatt publicirt worden, ein handfester Küchen-Dragoner im Watschler'schen Hause, in der Absicht sich um den vacanten Posten in der Küche der Frau Gerichtsräthin zu bewerben.

Der Herr Gerichtsrath saß, in das Lesen einer politischen Zeitung aus der Großstadt in Blechlingen's unmittelbarer Nähe vertieft, bei einem Täßchen Prima-Mokka und einem Pfeifchen Orinoko-Lux-Kanaster, in der Veranda vor seinem Wohngebäude. Herr Gerichtsrath Watschler war, abgesehen von seiner richterlichen Thätigkeit, mit Leib und Seele Pädagog und als Vorsitzender der Blechlinger Schul-Commission hatte er zur Zeit, wo der gegenwärtige Auftritt sich abspielte, kaum für etwas Anderes Sinn, als darüber nachzudenken, wie die der Commission zu Theil gewordenen Aufgaben am zweckmäßigsten gelöst werden könnten. Was Wunder also, daß der Herr Gerichtsrath, als er das große, dicke Mädchen durch das Gartenthor nach der Veranda kommen sah, in ihm die erste Lehramts-Candidatin zu erblicken wähnte, die sich auf das soeben erlassene Concurs-Ausschreiben hin zu melden käme.

„Sind Sie der ausgeschriebenen Stelle wegen hierher gekommen?“ fragte Watschler nach stattgehabter Begrüßung die Eingetretene.

„Jo, mei gnädig's Herrle!“ antworte diese in einem stark ausgeprägten dörflerischen Dialekt.

„Schön. Nehmen Sie gefälligst Platz. Ich werde mir erlauben, ein paar Fragen an Sie zu richten, um

über Ihr Lehrvermögen ein Urtheil zu gewinnen. Machen wir mit Afrika den Anfang. Bitte, bezeichnen Sie mir Afrika's Grenzen!"

„Wenn i bitten darf, mei gnädig's Herrle! i waiß nöt, wovon Sie sprecha!"

„Ich bat Sie, mir die Grenzen von Afrika zu bezeichnen."

„Grä — grä — Gränzen? Se meina wol Krainzen? Dös is a g'flocht'ner Korb, den mer bei uns zu Land' auf'm Buckel trag'n — meina Se dös? I waiß aber nöt, was der hier z'thun hot?"

„Sonderbar, sehr sonderbar!" murmelte Watschler vor sich hin. „Können Sie mir sagen," wandte er sich dann wieder laut an sein Gegenüber, „können Sie mir sagen, ob ‚amphibisch' ein Adverbium ist oder eine Präposition? Was nennt man ein Adverbium?"

„No, waiß es Gott! Se machen mi do ganz kopfverdreht! Mit so 'was hob' i in mein' letzten Posten nix z'schaffa g'hobt."

„Das muß ja ein ganz sonderbares Exemplar von Institut gewesen sein," versetzte Watschler kopfschüttelnd. „Wahrscheinlich aber können Sie mir das unregelmäßige Hülfsverbum ‚sein' durchconjugiren — und mir nebenher auch sagen, was Sie von Herodot wissen?"

„Hm, Eu'r Gnaden belieben sich a' G'spaß mit mir zu macha? No, wissa's, a Wail' loss' i mer dös schon g'falla; nu hören's aber auf dermit!"

„Haben Sie nie den Namen Herodot gehört?"

„All mei' Lebtag nöt! Macht man dös mit Eigelb an?"

„Das ist das curioseste Wesen des sexus muliebris, das mir jemals vor Augen gekommen," murmelte der Gerichtsrath. „Wie Sie den alten Griechen Herodotos und Eigelb in Verbindung bringen wollen, ist mir beim

besten Willen nicht erfindlich. Nun, vielleicht aber können Sie mir sagen, was ein Tellurium und was ein Planiglob ist?"

„Ihren Krimskrams versteh' i nöt, mei' Herr. I wasch' mei Tellern ah so und brauch' a Plahni bloß zum Wäsch-Aufhängen!"

„Dumm! fürchterlich dumm! horribile dictu!" brummte Amadeus. „So haben Sie wohl auch nie von einem Riesengebirge etwas gehört?"

„Riesengebirg'? Dös wüßt' i nöt z'sagen. A Riesendam' — jo, die hob' i schon g'sehen — nu is es aber g'nug mit Ihrem G'frag' — dächt' i wen'gstens."

„Hm! hm! versteht nicht einmal Geographie von einer Menagerie zu unterscheiden! Doch in Anbetracht dessen, daß die Meldungen nicht eben stark einlaufen werden, will ich nichts unversucht lassen," brummte Watschler vor sich hin. „Das aber werden Sie mir wohl sagen können, zwischen welchem Breitengrade die tropische Zone beginnt, und wo die Wüste Sahara liegt?"

„Sara? dös is a Schwester von mir — und die liegt bei meiner Tante in der Krautgaß', vier Treppen hoch links — dös' is Alles, wos i Ihna saga kann — und nu lassen's mi aus!"

„Eine — was?"

„Nu — a Schwester von mir! Hobn's mi denn nöt eben nach mei' Schwester, nach de' wüschte Sara g'fragt?"

„Und solch' einem Frauenzimmer sollen wir — wir Blechlinger die Erziehung unserer hoffnungsvollen Jugend anvertrauen?" brauste Amadeus Watschler auf, der am Ende seiner Geduld angelangt war. „Weib, um Christi willen — was wissen Sie denn eigentlich? Sie werden doch einen kleinen Wissensschatz bei sich führen? In was für einer Schule haben Sie denn bisher Unterricht gegeben?"

„Schatz han i koin, koin kleinen und koin großen, dös dürfen's mer glauben! Aber was wollen's denn mit Unterricht geben? I hab' koin Unterricht geb'n. Dös wüßt' i nöt! Und wozu sollt' denn dös gut sein?"

„Ganz ohne Erfahrung — sine omni scientia!" sprach der Gerichtsrath.

„Frau Schwandenberger hatte eine — na, wie heißt mör denn die Dinger, die so bleich aussehen un nix schaffen — ja, jetzt fällt mer's ein, ä Guffernanten für ihre Kinder — und i war halt d' Köchin im Haus."

„Köchin!? Sind Sie nicht Lehrerin? Was fällt Ihnen denn dann ein, die Kocherei an den Nagel zu hängen und Schullehrerin werden zu wollen? Das ist ja geradezu erschrecklich!"

„I bin ja von wegen der Köchinstell' hierher 'komma, die im Blattl g'standa is — wissen's denn dös nit?"

„O beim heiligen Pestalozzi! Jetzt versteh' ich Sie erst. Sie sind also gar keine Bewerberin um die Hülfslehrerinstelle an unsrer Realschule? Sie wollen meine Gemahlin, Frau Irma Watschler, sprechen? He, Irma! komme doch einen Augenblick herunter! 's ist eine Köchin da, die zu dir will!"

Und der Herr Gerichtsrath nahm seine Zeitung wieder zur Hand und setzte, nach ein paar kräftigen Zügen aus seinem Orinoko-Pfeifchen, die unterbrochene Lectüre des Leitartikels über die „civilisatorische Bedeutung der Thomas'schen Uhr für die Kriegsführung der Zukunft" fort.

* * *

Trotz dieses wenig versprechenden Anfanges gelang es der Blechlinger Schul-Commission dennoch, vornehm-

lich infolge der Bemühungen des Herrn Gerichtsrath Watschler, eine tüchtige Lehrkraft für den neu creirten Posten zu gewinnen. In der Mädchen-Abtheilung nahm infolgedessen der Unterricht mit jedem Tage einen erfreulicheren Aufschwung. Nicht so in der Knaben-Abtheilung, wo es gleich nach Ende der Sommer-Ferien zu ernstlichen Unruhen kam.

Herr Placidus Klopfer, der Schulmeister, hatte in den monatlich erscheinenden „Blättern für Pädagogik und Unterrichtswesen" gelesen, daß man Knaben weltgeschichtlichen Unterricht auf keine bessere Art beibringen könne, als indem man jeden Angehörigen der Klasse irgend eine historische Persönlichkeit darstellen und deren Thaten von ihm genau so, als ob er sie selbst vollbracht hätte, erzählen lasse. Dies dünkte unserem braven Klopfer ein Einfall von ungeheurer Genialität, den er unverzüglich aus dem Gebiet der Theorie in das der Praxis zu verpflanzen sich entschied. Der Geschichtsunterricht war damals gerade bis zu den punischen Kriegen vorgeschritten, und Magister Klopfer, rasch entschlossen, theilt seine Knabenschaar in zwei Haufen, deren einer die römischen Truppen, der andere die Carthager darzustellen hat; gewisse bevorzugte Knaben (deren Eltern dem nicht vermöglichen Placidus Klopfer hie und da ein paar Würste oder ein Gänslein oder Havanna-Ausschuß-Cigarren zugehen lassen) werden zu den Anführern der beiden sich feindlich gegenüberstehenden Heere — selbstverständlich unter Beibehaltung der berühmten geschichtlichen Namen — ernannt. Die gesammte männliche Jugend von Blechlingen begrüßte den Gedanken ihres Meisters und Vorbildes mit Jubel; und Placidus Klopfer nahm bald zu seiner großen Freude wahr, daß der Geschichtsstunde mit einer unbändigen Ungeduld, die den

übrigen Lectionsgegenständen kaum mit Aufmerksamkeit zu folgen gestattete, entgegengesehen wurde.

Als die Geschichtsstunde herangenaht war, stellte Klopfer die Römer auf der einen, die Carthaginienser auf der anderen Seite des Schulzimmers auf. Die Recitirung des Lehrstoffes geschah mit großer Erregtheit und jede der beiden Parteien erzählte ihre Thaten mit unendlicher Hingabe zur Sache. Nach Beendigung dieser vorbereitenden Scene stellte Klopfer an einen römischen Kriegsmann die Aufforderung, eine Schilderung von der Schlacht bei Cannä zu geben. Kaum waren diese Worte aus des wohlmeinenden Lehrers Munde erschallt, als die Römer ihre Fibeln nach dem Feinde schleuderten, worauf die carthaginiensischen Söldner eine Schulbank zu einem Sturmbock gestalteten und damit auf den Römerhaufen losrannten, der seinerseits die Attake mit einem Hagel von Büchern, Heften, Schreibtafeln und gekauten Papierkugeln zurückzuschlagen versuchte. Klopfer kam nun zu dem Schlusse, daß die Schlacht bei Cannä hiermit zur Genüge illustrirt sei, und versuchte das Auf- und Niederwogen des Kampfes zu stauen. Die in Feuer gerathenen Kämpfer aber erachteten die Gelegenheit für viel zu günstig, um die begonnenen Feindseligkeiten so plötzlich wieder abzubrechen; die punischen Söldner stürmten von Neuem mit ihren improvisirten Mauerwiddern auf die Römer los und richteten verschiedene dieser Tapferen auf eine jämmerliche Weise zu; — die Römer führten hierauf einen wuchtigen Stoß gegen die Carthaginienser, und der bisher noch ziemlich regelrecht geführte Kampf wurde zum wildesten Handgemenge. Ein Carthaginienser packte einen Römerheld beim Haarschopf und schleuderte ihn in einer Weise, die dem braven Placidus Klopfer das Herz im Leibe umdrehte, über das Lehr-Katheder;

worauf ein Waffenbruder des also Gemißhandelten ein teuflisches Kriegsgeschrei erschallen ließ und dem ersten Carthager, den er in seinem Sturmeslauf ereilte, mit „Adam Riese's Rechenknecht" über den Schädel hieb, daß dem Aermsten Hören und Sehen verging. Hannibal hielt den Kopf seines Todfeindes Scipio mit eisernem Arme umklammert; und Scipio, der sich wand und krümmte wie ein Wurm, um seinen Kopf der widrigen Umschlingung zu entziehen, strauchelte, die beiden Schlachtenfeldherren kollerten der eine über den andern zur Erde und prügelten sich unter der Wandtafel in plan- und regellosem Handgemenge so lange, bis ihnen die Arme erlahmten. Cajus Gracchus hieb mit einem Kantel auf Hamilcar ein, und letzterer fiel in seinem Bestreben, sich rückwärts zu concentriren, gegen den Ofen und riß dabei dreißig Fuß Ofenrohr herunter. Hierauf sammelten sich die Römerschaaren zu einem Gesammt-Angriff und hatten in weniger als fünf Minuten — wenngleich dies mit dem geschichtlichen Sachverhalte im grellsten Widerspruche stand — die gesammte Armee der Carthaginienser in die Flucht und mitsammt dem würdigen Placidus Klopfer aus dem Schulzimmer hinausgejagt. Sobald der Kampfplatz vom Feinde gesäubert war, schlossen sie die Thüre ab und machten sich an die Vertheilung ihrer sauer erkämpften Beute — der Aepfel und Frühstücksbrote ihrer geschlagenen Gegner.

Nach Vertilgung der sämmtlichen vorgefundenen Vorräthe stellten sie sich an die Fenster und hänselten und zischelten die Carthaginienser aus, die zähneknirschend draußen im Hofe herumstanden und trotzig den alten braven Klopfer herausforderten, die Feindesschaaren noch einmal in die Kampf-Arena zu führen. Als Placidus Klopfer sich nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte,

eilte er zur Stadtpolizei und kehrte mit einem Wächter der öffentlichen Sicherheit zurück. Auf sein Pochen wurde ihm die Thüre des Schulzimmers sogleich willig geöffnet; und siehe da! die siegreichen Römer saßen, in das Lernen ihrer Aufgaben vertieft, still und friedlich auf ihren Schulbänken. Nachdem Klopfer mit den besiegten Truppen seinen Einzug gehalten hatte, schritt er auf Scipio Africanus los, zog ihn am Ohrläppchen aus der Bank hervor und gerbte dieses große militärische Genie mit seinem Bakel so lange, bis Scipio jämmerlich zu heulen anfing; dann ließ ihn der erzürnte Klopfer los und holte sich den Cajus Gracchus, dessen wohlgepflegte Posteriora noch lange sich jener unerwünschten Liebkosung erinnerten; standhafter aber als Scipio, verzog er keine Miene und ließ des Meisters Bakel so lange auf sich niedersausen, bis dieser selbst ermattete. Und dann kam Alles wieder in das alte Geleise; Placidus Klopfer verkündete seiner Schülerschaar am nächstfolgenden Morgen, daß in Zukunft der geschichtliche Unterricht wieder so gehandhabt werden würde, wie es seither immer der Fall gewesen sei; und der Redaction der „Blätter für Pädagogik und Unterrichtswesen" schrieb er ein Briefchen, in welchem er seiner Meinung dahin Ausdruck gab, daß derjenige, welcher dieses neue Unterrichtssystem auf's Tapet gebracht habe, standrechtlich erschossen zu werden verdiente.

Seit dieser Zeit nimmt Blechlingen's männliche Jugend kein so lebhaftes Interesse mehr am Geschichtsunterrichte, wie sie es an jenem Tage gethan.

Der junge Tragöde, welcher den Scipio Africanus dargestellt hatte, war der kleine Schulze, der, wie überhaupt die ganze Familie Schulze, erst ein paar Wochen vor der Wiedereröffnung der Schulanstalten nach Blech-

lingen gekommen war. Schulze-Scipio ist ein sehr unternehmendes und aufgewecktes Bürschchen. Ich weiß das aus bester Quelle, von Doctor Klauber's ältestem Sprößling nämlich, der eines Tags über den nachbarlichen Gartenzaun hinüber mir ein so interessantes Bild von diesem vierzehn Jahre alten, hoffnungsvollen Epigonen des vielbekannten Schulze entwarf, daß ich dem werthen Leser ein paar heitere Augenblicke zu rauben fürchte, wenn ich es ihm hier wiederzugeben unterlassen würde.

„Der kleine Schulze und ich, — plauderte Klauber junior, — wir sind jetzt recht gute Bekannte geworden. Er weiß mehr als ich, und hat auch mehr erlebt als ich. Paul Schulze sagt, sein Vater sei früher Räuber gewesen" — (Schulze Vater, muß ich hier bemerken, ist in Blechlingen zur Zeit Vorstand einer Presbyterianer-Kirche, wie auch ein vortrefflicher Advocat) „und — und hielte in seinem Keller mehr als zehn Millionen Dollars in Gold, mitsammt einer Riesenmasse menschlicher Knochen und Gebeine von Leuten vergraben, denen er früher den Garaus gemacht haben soll! Und das sagt er auch, daß sein Vater ein Zauberer sei, der alle Erderschütterungen, von denen die Welt heimgesucht würde, heraufbeschwöre. Sobald ein Erdbeben stattgefunden, komme sein Vater immer über und über in Schweiß gebadet und so erschöpft nach Hause, daß er kaum auf den Füßen stehen könne; 's müsse ein gar schweres Stück Arbeit für ihn sein.

„Ein ander Mal hat mir Paul Schulze erzählt, daß er einst einen Hund besessen habe — einen jener kleinen, damals in der Mode gewesenen Löwenhündchen, — und als er eines Nachmittags seinen Drachen habe steigen lassen, da hab' er, des Spaßes halber, dem kleinen Hund die Drachenschnur an den Zagel gebunden. Und dann habe sich der Wind in den Drachen gesetzt und der Hund

sei, mit den Hinterbeinen in der Luft, etwa eine Meile weit rückwärts die Straße hinunter gelaufen, als plötzlich der Drache in die Höhe gestiegen sei und in Zeit von einer Minute das Löwenhündchen fünfzehn Meilen hoch in der Luft geschwebt und einen Ausblick über Californien und Aegypten gehabt habe — so hat's mir der Paul gesagt. Der Hund ist dann, das weiß ich gewiß, in Brasilien wieder auf die Erde niedergekommen, und Paul sagt, das sonderbare Vieh sei den ganzen Weg nach Hause durch den Atlantischen Ocean zurückgeschwommen, und als es dann an's Land hab' steigen wollen, da sei es zu seinem Entsetzen gewahr geworden, daß ihm die Haifische die Beinchen abgefressen hatten.

„Ich hab' oft den Wunsch, mein Vater möcht' mir auch so'n Hündchen kaufen, damit ich's auch so steigen lassen und auf dieselbe Reise schicken könnte. Aber ich hab' nun einmal kein Glück. Dann hat mir der Paul auch erzählt, daß er dort, wo sie zuletzt gewohnt hätten, einmal, um seinen Drachen recht hoch steigen zu lassen, auf's Dach hinaufgeklettert sei und sich, ohne an Arges zu denken, auf die Schornsteinhaube gesetzt habe. Da sei's plötzlich seinem Alten, um den Ruß aus dem Schornstein zu brennen, in den Sinn gekommen, ein Fäßchen Pulver darunter zu stellen und loszubrennen, und der colossale Luftstoß habe den kleinen Schulze nach dem Thurm der Baptistenkirche hinüber geworfen, wo er mit aufgerissenen Hosen auf den Wetterhahn gefallen sei; drei Tage lang hätte er, bevor man ihn habe herunterkriegen können, da oben baumeln müssen und sei von dem heftigen Winde, der diese Zeit gerade geweht habe, mit dem Hahne immer herum und herumgedreht worden; genährt habe er sich diese drei Tage von den Krähen, die in dem Wahne, er sei auch aus Blech

gemacht und mit Absicht in diese lustige Höhe versetzt worden, auf seinem Gefäß sich niedergelassen hätten.

„Dieser Paul" — fuhr Klauber junior fort — „hat wirklich mehr Spaß und Vergnügen, als ihm von Rechtswegen gebührt. Vor ein paar Tagen erst hat er mir wieder erzählt, sein ältester Bruder habe eine Leberkäs-Maschine mit Tritt-Vorrichtung erfunden; und Paul sagt, vergangnen Herbst hätten es seine Leute zuwegegebracht, daß sie die Leberkäs-Maschine dem Schweine, das geschlachtet werden sollte, auf den Rücken gebunden und das Trittbrett mit einer Schnur an sein linkes Bein befestigt hätten. So hätte denn das Schwein die Maschine selbst in Bewegung gesetzt und im Gange erhalten, bis seine Schinken, welche die Schulze's allein zum Leberkäs verwenden, ganz fein geschnitten und zerhackt gewesen und zu breiiger Form gestampft worden seien. Paul Schulze sagt, sein Bruder gedächte, diese neue Maschine ‚Selbstthätige Schwein-Umwandlungs-Leberkäs-Maschine' zu benamsen und ein Patent darauf zu nehmen, und da die Vorrichtung sich ganz vorzüglich bewährte, so verspreche er sich einen bedeutenden geschäftlichen Erfolg. Ich für mein Theil glaub' freilich nicht sehr an die ganze Geschichte. Mir will's scheinen, als könnte 's keine derartigen Maschinen geben. Immerhin aber, der Paul Schulze hat's gesagt.

„Und einen Onkel hat er, der wohnt in Australien und ist einmal von einer Riesenauster verschlungen worden; und als er d'rin in ihrer Schale gewesen, da ist er so lange in ihr sitzen geblieben, bis er die ganze Auster von innen heraus aufgespeist hatte. Dann hat er die Schale in zwei Theile zerbrochen, hat die eine Hälfte als Boot benützt und ist davon gesegelt, bis er einer Seeschlange begegnet, die er mit kräftiger Faust umge-

bracht und abgeledert hat. Als er schließlich, nach manchen Kreuz- und Querfahrten, wieder in seiner Heimath angelangt ist, hat er die Haut des See-Ungethüms als Wasserschlauch an die Orts-Feuerwehr verkauft und vierzigtausend Dollars aus ihr gelöst. Ich wünschte, mein Vater ließe mich auch auf's Wasser gehen, damit ich solch' eine Seeschlange fangen und abledern könne; aber er gibt mir einmal nie eine Gelegenheit, mich hervorzuthun.

„Erst gestern hat mir der Schulze erzählt, daß er vor nicht gar langer Zeit einmal von Indianern gefangen worden sei, die ihm elf Hakennägel durch den Magen geschlagen und dann die Haut vom Kopfe getrennt hätten, was ihm, — ist das wohl zu glauben? — Alles nichts geschadet haben soll. Er sagt, er sei mit Hilfe der Tochter des Häuptlings davongekommen, die ihn des Nachts aus dem Wigwam hinausgeführt und ihm ein Pferd geliehen habe. Schulze sagt, sie sei verliebt in ihn gewesen; und als ich ihn dann aufforderte, mir die Löcher zu zeigen, die von den Hakennägeln in seinem Bauch hätten gebohrt sein müssen, da antwortete er hastig, daß er die Kleider nicht herunterziehen dürfe, weil er sich sonst zu Tode verbluten würde; er hätte seinem Vater noch gar nichts von dem Vorfall erzählt, weil er befürchte, daß der alte Mann sich sehr darüber grämen würde.

„Und erst heute früh hat mir der Paul Schulze gesagt, daß man ihn nicht dazu kriegen werde, in die Sonntagsschule zu gehen. Sein Vater habe einen messingnen Götzen, der in der Dachkammer stehe, und Paul Schulze sagt, er habe sich entschlossen, ein Heide zu werden und, sobald es warm würde, nackt umherzulaufen und Tomahawk und Pfeil und Bogen zu tragen. Und um mich von dem Ernst seines Wollens zu überzeugen, hat

er mir noch gesagt, daß sein Vater ganz Blechlingen mit Dynamit unterminirt habe und, sobald er mit seinen Vorbereitungen fertig sei, die ganze alte Pastete in die Luft spediren und zu Mus zermalmen werde. Er hat mir das ganz im Geheimen gesagt und mir eingeschärft, auf keinen Fall etwas davon verlauten zu lassen; aber ich hab' gedacht, daß es nichts schaden könnte, wenn ich es Ihnen sagte.

„Aber jetzt muß ich fort. Ich meine, ich habe eben Paul Schulze pfeifen hören, und das ist das Signal, daß ich kommen soll. Vielleicht hat er mir noch etwas mehr zu sagen."

Dieser jüngste Sprößling des Schulze'schen Ehepaars scheint dazu ausersehen, die Phantasie der Söhne und Töchter gebildeter Stände zu Blechlingen noch rascher und nachdrücklicher zu befruchten, als es die Lectüre der hervorragendsten „Zeitromane" zu thun im Stande wäre.

* * *

Der Pädagog des Städtchens, Herr Placidus Klopfer, ist ein höchst achtungswerther Mann, welcher der Schicksalsschläge gar viele schon erlitten hat. Genau wußte man niemals, welcher Art Klopfer's Kümmernisse gewesen, was eigentlich die Ursache der vielen, sein Antlitz durchziehenden Furchen und seiner ewig trübseligen Miene sein mochte, — bis endlich Herr Lilienstengel eines Abends in Hermann Mücke's Spezerei-Laden an der Kirchgassen-Ecke die Geschichte von Placidus Klopfer's Leiden zum Besten gab. Ob Lilienstengel's Geschichte vollständig auf Wahrheit beruht oder nicht, konnte trotz energischer Nach-

forschungen, die wir im Interesse der Wahrhaftigkeit gegenwärtiger Aufzeichnungen angestellt haben, mit Gewißheit nicht festgestellt werden. Eine entfernte Möglichkeit, daß Herr Lilienstengel seiner in Gegenwart seiner zarten Ehehälfte gemeinhin etwas eingeschränkten Phantasie bei solchen Anlässen etwas die Zügel schießen ließ, ist, wie wir schon gestehen müssen, vorhanden.

„Niemand hat jemals genau gewußt," hub Herr Nehemias Lilienstengel an, indem er die Beine übereinander schlug, die Hände über das rechte Knie faltete und ein paarmal kräftig nach dem Ofen hinüber spuckte, „wie das Beest eigentlich in ihn gefahren ist; Manche haben gedacht, er habe 'ne Kaulquappe verschluckt, als er einst aus einer Quelle getrunken hat, und die sei mit der Zeit in seinem Magen groß gewachsen; Andere wollten wissen, er habe 'mal Froschlaich gegessen und der sei in ihm durch die Magenwärme ausgebrütet worden: — dem mag nun sein wie ihm wolle, Placidus Klopfer hatte einen Frosch oder 'ne Kröte in seinem Magen sitzen, und diese komische Bestie schien sich in jeder Hinsicht wohlig da d'rin zu fühlen, — ganz leicht erklärlich, saß sie doch warm und trocken unter Dach und Fach und wußte sich vor Regen sicher. Natürlich beunruhigte und belästigte die Geschichte den armen Klopfer nicht wenig, und er versuchte allerhand Mittel, um den Racker los zu werden. Die Aerzte gaben ihm Brechpulver über Brechpulver und leerten ihn einmal um's andere gründlich aus; einmal packten sie ihn auch an den Fersen und schüttelten ihn über einem Waschbecken aus; ein andermal steckten sie 'ne Fliege an eine Fischangel und fischten dem armen Kerl damit ein paar Stunden lang im Schlunde herum. Aber 's half Alles nichts; die Bestie von Frosch war viel zu klug. Nicht ein einziges Mal

hat er angebissen; und wenn sie versuchten, ihn mit einem Brechmittel in die Schlundhöhe herauf zu kriegen, so grub der Racker seine Borstenzähne in Klopfer's Magenwände und hielt sich damit eisenfest, bis der Sturm vorüber war.

„Nicht als ob sich Magister Klopfer über die bloße Thatsache, daß ein Frosch in seinem Magen residirte, gegrämt hätte: — aber daß die Bestie sich durchaus nicht ruhig verhalten wollte, das drückte dem Braven fast das Herz ab. 's ist — wie Klopfer mir selbst gesagt hat — ein entsetzlich großmäuliges Vieh gewesen. Eines schweigsamen Frosches halber würde sich Klopfer wenig Kummer gemacht haben, — der hätte sitzen und sitzen mögen, so lange es ihm gefiele. Wie möcht's Einem aber angenehm sein können, wenn man in seinem innern Innersten so einen Kerl hocken hat, der ab und zu in der albernsten Weise sein Gequak ertönen läßt? Nehmen Sie einmal den folgenden Fall an, der — wie mir von glaubwürdiger Seite versichert worden — des öftern sich zugetragen hat: Herr Placidus Klopfer ist bei irgend einem Freunde zum Thee geladen, und gerade wenn Alles recht still und ruhig um den Tisch herum sitzt, fällt es Freund Frosch im Bauch plötzlich ein, sich zu produciren; und in der nächsten Minute erschallt zwei- bis dreimal, als ob es von unter dem Tische her käme, ein dumpfes, langgezogenes ‚Qua-a-aa-k! Qua-a-a-aa-a-a-aak! Qua-a-a-aa-k!' Natürlich steckte dann Alles die Köpfe zusammen, und Jedermann fragte, ob denn ein Aquarium hier im Hause sei, oder ob der Herr Gastgeber einen Froschteich in seinem Keller halte? Und mein armer Klopfer, so oft ihn sein Frosch in solch' eine schiefe Lage gebracht hat, ist roth geworden wie mit Carmin übertüncht, ist von seinem Stuhl aufge-

sprungen und mit seinem Kummer und seinem Frosch in sein einsames Stüblein heimgegangen.

„Oftmals auch, wenn er in der Kirche saß, vielleicht gerade bei dem feierlichsten Theile der Predigt, fühlte er etwas wie zwei, drei schnelle Zuckungen unter seiner Weste, und dann fing das abscheuliche Reptil mit einem Male laut und vernehmlich an, sein ‚Quaa-aa-aa-aak! Quaa-aa-aa-aak!‘ hören zu lassen und so lange, bis der Meßner einhergeschritten kam und zwei, drei Jungens wegen Profanirung der heiligen Stätte an die Luft setzte. Zuletzt kam denn der Meßner dahinter, daß der alte Herr Magister Klopfer an dem Froschgequak die Schuld trage, und bedeutete den Unglücklichen, daß, wenn er sich in der Bauchredekunst zu üben wünsche, er damit besser bis nach Schluß des Gottesdienstes warten würde. Hierauf hat denn der Frosch noch weitere sechs bis siebenmal sein Quaken erschallen lassen, so daß der Herr Pfarrer in seiner Predigt inne gehalten und den armen Herrn Klopfer mit scharfem Blick gemustert hat, worauf dieser bedauernswertheste der Menschen aufgestanden ist, sich eiligst den Gang hinuntergequetscht und in der größten Wuth nach Haus begeben hat.

„Klopfer's Frosch im Bauch hatte für einen gewöhnlichen Frosch eine sehr tiefe Stimme — so ein Mittelding zwischen einer Clarinette und einer Lohmühle. Und Frau Irene Klopfer hat mir selber erzählt, daß oftmals, wenn ihr Placidus sich's im Bette bequem gemacht hatte und gerade im Begriffe stand, in süßen Schlummer zu sinken, dem Frosch dies als ein passender Zeitpunkt erschien, ein kleines Quak-Concert anzustimmen; und nachdem der Racker dann in ihres unglücklichen Mannes Bauche zwei-, dreimal in die Höhe gehüpft ist, hat er sein gräßliches ‚Quaa-aa-aak!‘ ungenirt ertönen lassen, und nicht bloß

ein einziges Mal, sondern eine ganze Weile lang, so daß endlich Frau Klopfer aus ihrem Schlummer emporgefahren ist, durch ihr Gezeter den zarten Säugling munter geschrien hat und Alles im ganzen Hause von oben bis unten rebellisch geworden ist. Und — würden Sie's glauben? — wenn der Frosch sich vielleicht einmal in recht vergnüglicher Stimmung befand, oder ihm irgend eine Melodie im Kopf herumspukte, da hat der Racker sein Gequak Stunden lang fortgesetzt. Was Wunder, daß der arme Ehren-Klopfer fast seinen Verstand darüber verloren hat?

„Ich weiß nicht, ob dieser Frosch die Ursache von seiner Liebsten Tod gewesen, oder nicht; mag dem aber sein wie ihm wolle, nach seiner Frau Ableben und nach der pflichtschuldigen Trauerzeit kriegte Frosch-Placidus wieder Heirathsgedanken, zog seinen grünen Leibrock, der seit seiner ersten Brautfahrt müssig im Schrank gehangen hatte, an und ging ein paar Wochen hindurch bei Fräulein Clotilde Würgengel, die — wie Sie ja wissen — am Canal-Treidelpfade draußen wohnt, auf die Freite. Er machte ihr dann eine geraume Zeit fleißig und getreulich den Hof, und wir Alle glaubten steif und fest, es würde binnen Kurzem eine Verquickung der jetzt getrennten Firmen Klopfer und Würgengel stattfinden. Aber, prosit Mahlzeit! statt der Verquickung kam eine Ver—quakung! Fräulein Würgengel hat's meiner Artemisia selber erzählt, daß eines Abends, als Placidus ihre Hand erfaßt und ihr in süßen Worten und schmelzenden Accenten seine Liebe gestanden habe, plötzlich wie aus heiterem Himmel ein dumpfes ‚Quaa-aa-aa-aak! Quaa-aa-aak!' dazwischen erschallt sei.

„‚Was um Jesu Christi willen ist denn das?' hat da Fräulein Clotilde erschreckt gefragt, und einen angsterfüllten Blick auf das vor ihr knieende Gegenüber geheftet.

„‚Ich — ich weiß es nicht, mein — theuerstes Fräulein!‘ hat Herr Placidus Klopfer in seiner Frosch-Bekümmerniß hervorgestoßen; ‚'s klingt gerad' so, als ob im Keller Jemand herumrumore!‘ — Freche Lüge natürlich von diesem Klopfer; denn keiner hat's besser gewußt wie er, woher diese Töne erschallten.

„‚Gewiß sitzt 'was unter'm Sofa!‘ hat Fräulein Clotilde in gesteigerter Herzensangst ausgerufen und ist unruhig hin und her gerückt.

„‚Am Ende ist's bloß blinder Lärm gewesen,‘ hat hierauf Placidus, weil sein Frosch sich währenddem mucksstill verhalten, mit etwas zuversichtlicherem Tone gesagt, — als plötzlich der Frosch, wahrscheinlich empört über dieses modernen Petrus dreimaliges Verleugnen, wild in Klopfer's Bauche herumgesprungen ist und eine ganze Scala von ‚Quaa-aa-aak! Quaa-aa-aak!‘ mit kräftiger Stimme gebrüllt hat.

„‚Herr Placidus Klopfer!‘ hat da Fräulein Würgengel entrüstet ausgerufen und ist von ihrem Sitz auf dem Sofa emporgesprungen; ‚ich muß bei Allem was mir heilig ist glauben, Sie haben einen Frosch in der Tasche! Sprechen Sie! tragen Sie solch' ein Ungethüm bei sich?‘

„Darauf ist denn Placidus auf den Knieen bis zu seiner Herzenskönigin gerutscht und hat ihr die Wahrheit gestanden unter den heiligsten Schwüren, daß er sein Möglichstes thun werde, diesen Frosch aus seinem Bauche zu entfernen. Aber während dieser ganzen Rede hat der verwünschte Racker Uebungen und Scalen und Oratorien in des armen Placidus Innerem gesungen, geleiert und getrillert, und weit lauter und unheimlicher als sonst, denn Sie müssen wissen, meine Herren, Placidus hatte am Morgen dieses verhängnißvollen Tages eine

riesige Portion Eiswasser geschlürft, einzig und allein, um seinen Frosch heiser zu machen; darob ist aber die Bestie, statt heiser zu werden, in Wuth gerathen und hatte sich vorgenommen, ihr ganzes Repertoir abzusingen.

„Fräulein Würgengel aber hat sich, trotz aller schönen Redensarten des armen Placidus, auf Unterhandlungen nicht einlassen mögen, — sie hat vielmehr Herrn Placidus Klopfer ohne Gnade einen Korb gegeben; denn, hat sie gesagt, wenn sie ihm auch bei Vorwalten natürlicher Verhältnisse Herz und Hand hätte schenken können, so vermöge sie doch nimmermehr die Gattin und Gefährtin eines Mannes zu werden, von welchem eine solch' unberechenbare künstlerische Ansprache zu gewärtigen sei.

„Der arme Placidus war ob dieser traurigen Katastrophe der elendeste, lebensüberdrüssigste Mensch, den Sie sich denken können. Er wurde wirklich ernstlich krank. Und eines Tags als er, nach Luft schnappend, mit offenem Munde auf seinem Bette lag, da ist's der Bestie von einem Frosch ganz unvermuthet eingefallen, in des Magisters Schlund heraufzukrabbeln, wahrscheinlich um den kranken Mann zu bitten, doch künftighin in der Wahl der Stoffe, die er seinem Magen zuführe, mehr Geschmack und freundlichere Rücksicht auf seinen Inwohner zu zeigen. So ist der Racker also hinaus aus Klopfer's Halse auf die Bettdecke gesprungen, und nachdem er dort eine Weile gesessen und sich die Welt angesehen hat, ist er wieder umgekehrt und hat drei-, viermal den Versuch gemacht, den Sprung in Klopfer's Hals zurück zu machen. Dieser aber hat seine Kinnladen fest aufeinander gepreßt und hat das Ungethüm schließlich mit einem Zahnbürsten-Stiel erschlagen.

„Seitdem filtrirt Herr Placidus Klopfer sein Trink-

wasser immer durch ein Seihetuch, und hat vor Fröschen und dergleichen mehr Angst, als Sie meine Herren, vor Gift.

„Das meine Herren, ist die wahre Geschichte der Leiden und Kümmernisse des Erziehers unserer Jugend, des Herrn Placidus Klopfer. Wenn Sie nicht glauben wollen, was ich Ihnen gesagt, so fragen Sie den guten Mann nur selber."

Hierauf kaufte sich Herr Nehemias Lilienstengel fünfzig Gramm Portorico II. mit Oldencott gemischt, und dampfte dann den heimathlichen Gefilden und seiner theuren Hälfte Artemisia entgegen.

Sechstes Capitel.

Der Leser macht die Bekanntschaft des Herrn Typophil Griesgram und lernt die mannigfachen Unannehmlichkeiten im Leben eines Redacteurs würdigen.

Der Redacteur des in Blechlingen erscheinenden „Hochwächter für Intelligenz und Handel" ist Herr Typophil Griesgram, und ein geriebener Journalist ist er — das muß ihm selbst sein bitterster Gegner, der Redacteur der „Elektrischen Abendpost" in dem nächstgelegenen Städtchen oberhalb des Flusses, lassen. Während der letzten Wahlbewegungs-Periode unternahm es die „Abendpost," ihren Lesern zu erzählen, wie es denn eigentlich gekommen, daß der Herr Griesgram solch' einen Hang zum Journalismus gewonnen habe. Die Geschichte lautete, daß kurz, nachdem der kleine Griesgram geboren, der Hausarzt der Familie verordnet habe, den neuen Weltbürger mit Ziegenmilch zu nähren. Diese

Ziegenmilch nun wurde von einer Ziege genommen, die einer im Hinterhause der Druckerei des „Wöchentlichen Beobachters“ wohnenden Irländerin gehörte und von dieser vorzüglich mit Zeitungsblättern gefüttert ward, welche dieses Organ von anderen Redactionen im Tausch zugesandt erhielt. Die Folge hiervon war, wie aus dem Berichte der „Abendpost“ hervorging, daß Typophil Griesgram ausschließlich einer Milch seine Entwickelung verdankte, die aus verdauten Zeitungen gebildet worden. Typophil gedieh dabei vortrefflich, obgleich es häufig vorkam, daß die Irländerin in sorgloser Weise die Blätter der verschiedenartigsten politischen Richtungen vermengte und diese dann im Ziegenbauche heftig zu revoltiren anfingen und eine Milch erzeugten, die dem kleinen Griesgram des öftern gefährliche Blähungen verursachte. Griesgram Vater wünschte, sein Junge sollte Pfarrer werden; kaum aber war Typophil alt genug, um Verständniß für die Außenwelt zu gewinnen, so schrie er heftig nach jedem Zeitungsblatt, das ihm zufällig vor Augen kam; und kaum hatte der Kleine schreiben gelernt, als er auch schon anfing, Leitartikel über die „Nothwendigkeit von Reformen“ und dergleichen Themata niederzuschmieren. Viermal ging er aus der Schule durch, um in eine Zeitungsdruckerei zu treten, und endlich, als Griesgram Vater ihn in's Correctionshaus gesteckt hatte, gab er in dieser Anstalt eine Wochenschrift heraus, die er „Correctionshaus-Chronik“ taufte. Eines Tages glitt er über die Mauer dieses Instituts und trat in die Druckerei des „Zeitgeist“ ein, wandelte seinen Namen in „Meerrettig“ um und begann seine Carrière in jener Zeitung mit einem Artikel über „Unsere Besserungsanstalten für verwahrloste Jünglinge.“ Die erste Wirkung dieser Erstlingsarbeit war, daß Griesgram Vater sich mit Typo-

phil und seinen Neigungen, die ihm eine Combination von amerikanischem Entwicklungsdrang*) und Ziegenmilch zu sein dünkten, versöhnte und ihm seinen selbstgewählten Beruf weiter zu verfolgen gestattete. Für diesen besitzt Griesgram — so giebt die „Elektrische Abendpost" an — einen so mächtigen Instinct, daß wenn er in den Krater des Vesuv stürzen sollte, sein erster Gedanke, sobald er den Boden erreicht hätte, sein würde, eine Kabel-Depesche nach New-York zu senden und die Haupt-Eindrücke seiner Niederfahrt zu beschreiben. „Aber," fährt die ‚Abendpost' fort, „diese Geschichte würde man kaum glauben, wenn man den ‚Hochwächter' liest. Wir argwöhnen oft, wenn wir die Spalten desselben überlesen, daß die Wärterin die Ziegenmilch mit einer unverzeihlichen Menge Wassers gemischt habe."

Der „Hochwächter" hat eine Sonntagsbeilage, in welcher längere Romane von fesselndem Inhalt veröffentlicht werden; die Redaction ist darum nach guten Producten immer auf der Suche. Kürzlich wurde eine Erzählung von einem gewissen Herrn Schmachtlappen, einem jungen Manne, der viel Ehrgeiz und wenig Erfahrung besitzt, eingereicht. Nachdem besagter Schmachtlappen lange Zeit gewartet und nichts mehr über seine Erzählung gehört hatte, entschloß er sich, Herrn Redacteur Griesgram einen Besuch zu machen, um in Erfahrung zu bringen, warum denn seine Erzählung keiner Beachtung gewürdigt worden sei. Als Schmachtlappen sein Anliegen vorgebracht, langte Griesgram nach dem

*) Der hier im Original gebrauchte Ausdruck „Manifest Destiny" (offenbare Bestimmung), bezeichnet eine Theorie, welcher in den Vereinigten Staaten vielfach gehuldigt wird, daß nämlich diese, zufolge geographischer ꝛc. Verhältnisse, „offenbar bestimmt" seien, alles nördlich vom Isthmus von Panama liegende Land Nord-Amerika's in der Union zu vereinigen. H.-A.

Manuscripte, und eine sehr ernste, ehrwürdige Miene annehmend, sagte er:

„Herr Schmachtlappen, wir halten nicht dafür," (Herr Griesgram beliebt nämlich immer im pluralis majestatis von sich zu sprechen) „daß wir diese Erzählung zu acceptiren vermögen. In manchen Beziehungen ist sie geradezu wunderbar; aber wir befürchten, mein werther Herr Schmachtlappen, daß wenn wir sie veröffentlichen, sie beinah zu viel Aufsehen hervorrufen würde. Die Leute würden sich zu sehr darüber aufregen. Wir müssen darauf Rücksicht nehmen. Nehmen Sie zum Beispiel an: hier im ersten Capitel thun Sie des Absterbens der Frau Volta Subito Erwähnung; Frau Subito ist die Mutter des Helden. Sie stirbt; und Sie begraben Frau Subito auf dem Friedhofe. Folgt hier auf Seite 797 eine Rühr-Scene bei der Beerdigung, Errichtung eines Monuments und Anpflanzung von Trauerweiden und Cypressen auf ihrem Grabe. Sie erwecken also im Geiste des Lesers die feste Zuversicht, daß Frau Volta Subito wirklich todt ist. Und dennoch lassen Sie hier im 22. Capitel einen Mann, Namens Adur, sich in sie verlieben; sie heirathet ihn sodann und läuft durch den Rest der Geschichte so munter und vergnügt wie ein Grashüpfer; und die ganze Zeit hindurch sprechen Sie von Adur als von ihrem zweiten Manne, Sie sehen, dergleichen läßt sich nicht gut verantworten. Das verursacht unliebsame Bemerkungen. Die Leser beschweren sich darüber."

„Aber, verehrtester Signor Griesgram, Sie wollen doch nicht sagen, daß das mir passirt ist? Gerechter Himmel, und ich meinte beständig, daß es Herr Subito gewesen sei, den ich im ersten Capitel in's Grab gesenkt? Ich muß die Beiden irgendwie verwechselt haben!"

„Und fernerhin," fuhr Griesgram fort, „sagen Sie bei der Einführung des Helden Marco, daß derselbe bloß einen Arm habe; des andern soll er in der Schlacht beraubt worden sein. Im zwölften Capitel aber lassen Sie ihn durch eine Sägemühle laufen und per Zufall in die Säge gerathen, wobei er wieder einen Arm verliert. Trotz alledem aber sagen Sie im neunzehnten Capitel, daß Marco auf Uglunde zugestürzt sei, ‚seine Arme um sie geschlungen und sie an sein Herz gedrückt habe'; und dann fahren Sie fort und erzählen, wie er sich im milden Mondeslicht an's Piano gesetzt und eine Beethoven'sche Sonate ‚mit zartem poetischem Feuer' gespielt habe. Aber sehen Sie, das Ding klappt nicht. Marco kann doch seine Arme nicht um Uglunde schlingen, wenn der eine davon auf dem Schlachtfelde begraben, der andere in einer Sägemühle kleingemahlen worden ist, und aus demselben Grunde kann er sie auch nicht an sein Herz ziehen, es müßte denn gerade sein, er hätte mit seinen Zähnen einen Lasso über sie geworfen und sie durch Verschlucken der Leine zu sich herangezogen. Was das Fortepiano anbelangt — nun, so wissen Sie so gut wie ich, daß ein armloser Mensch keine Beethoven'sche Sonate spielen kann, es müßte denn gerade sein, er verstände das Instrument mit seiner Nase zu spielen, und in diesem Falle beleidigen Sie die öffentliche Intelligenz, wenn Sie von ‚zartem poetischem Feuer' sprechen. Glauben Sie mir, wir" — und Herr Typophil Griesgram lehnte sich majestätisch in seinem Rohrstuhl zurück — „wir, die wir unsere Finger an dem Puls der Bevölkerung halten, wir wissen, daß sie sich dergleichen nicht gefallen lassen würde."

„Ach! ach!" stöhnte Schmachtlappen, „ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, dies . . ."

„Erlauben Sie, daß wir Ihre Aufmerksamkeit auf eine andere historisch-ungenaue Sache lenken," unterbrach ihn Rédacteur Griesgram. „In der ersten Liebesscene zwischen Marco und — wie heißt doch das Frauenzimmer? — Uglunde — in dieser ersten Scene also sagen Sie, daß ‚ihr wogendes blaues Auge sanft auf ihm geruht habe, als er die Geschichte seiner Liebe in schwärmerischen Accenten vor ihr ergoß, und das tiefe Blau desselben durch eine sonnige Fluth wonniger Zähren getrübt wurde.' Und etwa zwanzig Seiten weiter hinten, mein Herr, wo der Schurke sie beleidigt, da machen Sie die Bemerkung, daß — ‚ihre schwarzen Augen Blitze auf ihn geschleudert, die ihn auf der Stelle, wo er eben stand, zu versengen schienen.' Jetzt erlauben Sie uns, Sie auf die Thatsache aufmerksam zu machen, daß wenn des Mädchens Augen blau waren, sie nicht schwarz werden konnten; und wenn Sie in dem Geiste des Lesers den Eindruck hervorrufen wollten, daß sie ein blaues und ein schwarzes Auge gehabt, und daß sie nur mit dem blauen wogenden sanft auf den Mann ihrer Liebe geblickt, sich dagegen vorbehalten habe, von dem schwarzen blitzenden Auge im Fall der Noth zu seiner Versengung Gebrauch zu machen, so können wir von unserm Standpunkte aus dagegen nur zur Erwägung geben, daß eine solche Uglunde mit zweierlei Augen bis jetzt für einen Roman eine allzu phänomenale Erscheinung ist, solange in unserer Geschmacks- und Literatur-Richtung nicht ein entschiedener Schritt weiter gethan wird, und nur in einer Menagerie neben anderen Curiositäten am Platze wäre. Vorerst läßt sich unser Publicum derartige Geschichten nicht gefallen."

„Ach! ach!" seufzte Schmachtlappen. „Es muß mir offenbar aus dem Sinne gekommen sein, was ich über ihre

Augen gesagt hatte, als ich jenen Auftritt mit dem Schurken schrieb . . ."

„Und hier im zwanzigsten Capitel sagen Sie, daß Marco durch eines Spaniers Hände mit einem Bowiemesser niedergestochen worden sei; in dem nächstfolgenden Capitel aber geben Sie eine post mortem-Untersuchung, und lassen die Doctoren nach der Kugel herumsuchen, die dann endlich in der Leber des Unglücklichen gefunden wird. Selbst langmüthige Leser können solchen Inconsequenzen gegenüber nicht geduldig bleiben."

„Das ist sehr unglückselig," seufzte Schmachtlappen.

„Und wie Sie die Familie Stark in Ihrer Geschichte behandeln, ist ebenso unverantwortlich. Zuerst lassen Sie Frau Stark mit Zwillingen auf dem Wege zur Kirche erscheinen, um diese jungen Weltbürger durch die Taufe in den Schooß der christlichen Kirche zu legen. In der Mitte des Buches dagegen lassen Sie die Frau Stark sich darüber beklagen, daß sie niemals das Glück, Kinder zu haben, gekannt, und schließen sodann die Geschichte damit, daß sie Frau Stark mit ihrem Enkelsohne auf dem Arme auftreten lassen, nachdem Herr Stark gerade erst dem Pfarrer mitgetheilt hat, daß sein einziges Kind im vierten Jahre seines Lebens gestorben sei. Nun erwägen Sie, welchen Eindruck dergleichen auf die öffentliche Meinung hervorrufen würde! Diese Geschichte müßte, meinen wir, sämmtliche Tollhäuser des ganzen Landes voll machen."

„Sie haben Recht, diese Stark's scheinen allerdings nicht ganz scharf präcisirt zu sein," seufzte Schmachtlappen.

„Das Schlimmste aber von Allem ist," setzte der unnachsichtige Griesgram seine Rede fort, „im einunddreißigsten Capitel lassen Sie die Liebenden den Entschluß zum Selbstmorde fassen, lassen Sie in ein Boot

steigen und über die Niagara-Fälle treiben. Zwölf Capitel weiter hinten führen Sie dieselben plötzlich wieder ein, wie sie im Dämmerzwielicht in einem schattigen Haine auf- und niederwandeln, und obgleich Sie nachher in ein Nonnenkloster geht und den Schleier nimmt, weil Er im spanischen West-Indien von Piraten umgebracht worden, so geben Sie in Ihrem vorletzten Capitel eine Scene, in welcher sie sich zu einem Nachmittags-Kaffee bei dem presbyterianischen Geistlichen begibt und ihn antrifft, wie er gerade im Begriffe steht, die Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen, als ob nichts vorgefallen wäre; und dann, nachdem Sie die Thatsache enthüllt, daß Uglunde ein verkleideter Knabe und gar kein Mädchen ist, verheirathen Sie dieselben mit einander und stellen dann die Knaben-Heldin dar, wie sie ihrer jüngsten Tochter den Segen giebt. Das ist ja gräßlich — gräßlich! Das geht nicht! geht wirklich nicht! Es ist ganz gewiß besser, Sie wenden sich irgend einem andern Berufe zu, mein werther Herr Schmachtlappen!"

Hierauf nahm denn der arme Herr Schmachtlappen sein Manuscript unter den Arm und ging mit schwerem Seufzer nach Hause. Manch' liebe lange Nacht hat er im stillen Kämmerlein beim flackernden Schein einer Talgkerze gesessen und seine besten Kräfte eingesetzt, um das ihm theure Erstlingswerk seiner Muse, auf das er so große Hoffnungen gesetzt, derart zurecht zu stutzen, daß die Personen und Handlung in bessern Einklang kämen. Der „Hochwächter für Intelligenz und Handel" wird sie aber, wie hämische Spötter behaupten, keinesfalls publiciren, wenn auch Herr Schmachtlappen sie ganz neu schreiben sollte.

* * *

Herr Typophil Griesgram ist, gleich den meisten Redacteuren, beständig von allerlei lästigen oder doch langweiligen Personen heimgesucht. Kürzlich aber war er das Opfer eines ganz besonders niederträchtigen Angriffs. Man höre! Während er in seinem Sanctuarium saß und einen Leitartikel über „Unsere drückenden Monopole“ niederschrieb, wurde er plötzlich gewahr, daß ein fürchterlicher Duft sich in dem Zimmer verbreitete. Er hielt im Schreiben inne, schnüffelte ein-, zweimal in der Luft und zündete sich endlich eine Cigarre an, um das Zimmer zu desinficiren. Dann hörte er Schritte die Treppe heraufkommen, und je mehr sich dieselben dem Zimmer näherten, desto penetranter wurde jener widrige Geruch. Als derselbe so intensiv geworden war, daß Griesgram Furcht empfand, es könnten am Ende die Möbel darunter leiden, ertönte ein Klopfen an der Thüre. Dann trat eine männliche Gestalt mit einem Packet in das Zimmer des Herrn Typophil, welcher meinte, daß noch nie in seinem Leben ein dermaßen pestilentialischer Gestank seiner Nase zugeführt worden sei. Er hielt sich sein Riechwerkzeug mit beiden Händen zu, und als der neu Eingetretene dies bemerkte, sagte er:

„Hab's mir wohl gedacht; ist so die gewöhnliche Wirkung. Halten Sie sich Ihr Näslein nur fest zu, während ich Ihnen meine Erläuterungen gebe.“

„Waß om Alleß in der Welt haben S-sie denn in dem Pockete?“ fragte Griesgram, indem er sich krampfhaft beide Nasenflügel zuhielt.

„Das, mein Herr! ist ‚Stankewitzens Desinficirende Carbol-Thürmatte.‘ Ich, mein Herr, bin Stankewitz, und dies da ist die Matte. Ich, Stankewitz, hab' sie, die Matte, erfunden, und — 's ist was Großartiges!“

„Ist dos Dingg do die Orsache dieses pestilenzioli-

schen Geschtankes?" fragte Herr Griesgram mit fest zugehaltener Nase.

„Ja, mein Herr; riecht ziemlich stark, aber ein gesunder Geruch das. Ist erfrischend, stärkend. Kräftigt das ganze Nervensystem. Will Ihnen sagen, daß —"

„M-mochen S-sie, daß S-sie mit dem verd— Ding do zum Tempel hinauskommen!"

„Muß Ihnen das Ding doch erst erläutern," versetzte Stankewitz gelassen. „Bin extra darum hergekommen. Sie müssen wissen, ich, Stankewitz, hab' lange Zeit nach den Ursachen der Verbreitung epidemischer Krankheiten geforscht. Manche Gelehrte meinen, sie würden durch Molecüle in der Luft weiter getragen; andere schreiben sie den in den Abzugs-Canälen sich bildenden Gasen zu; noch andere halten dafür, daß sie durch directe Berührung übertragen würden; ich, Stankewitz, aber behaupte —"

„Wollon S-sie wohl dies onfernalische Ding do entfernen?" fragte der belagerte Redacteur.

„Ich, Stankewitz, aber hab' entdeckt, daß diese Krankheiten vermittelst der Thürmatten ihre Weiterverbreitung finden. Verstehen Sie, mein Herr? Vermittelst der Thürmatten! Werd' Ihnen sogleich erklären, wie das zugeht. Denken Sie sich, also! hier ist ein Mann, der in einem Hause war, wo die Krankheit herrschte. Die Ansteckungspilze haften sich ihm an die Stiefeln; das Leder ist porös und saugt den Krankheitsstoff auf. Er geht nach einem andern Hause und putzt sich die Füße auf der Thürmatte. Somit bekommt also jeder weitere Mensch, der sich dieser Thürmatte bedient, etwas von dem ihr anhaftenden Krankheitsstoffe an seine Stiefel, und verbreitet denselben nunmehr über alle anderen Thürmatten, an denen er seine Füße abputzt. Verstehen Sie jetzt?"

„Hoiluges Donorwotter! Wor-rum nohmen S-sie dusen Goruch nücht von meiner Noose f-fort?"

„Nun habe ich gedacht, eine Thürmatte herzustellen, welche solche Stiefel desinficirt. Ich erreiche dies damit, daß ich die Matte mit Carbolsäure tränke und sie dann langsam trocknen lasse. Hab' eine solche Matte, genau nach meiner Methode hergestellt, hier. Soll ich sie aufmachen?"

„W-won S-sie dos duhn, blos' ij Ihnen dos G'hirn aus!" brüllte Griesgram, einen Blick auf seine Revolver werfend.

„O, schon gut, schon gut! Nun kann man aber gegen diese prächtige Erfindung einwenden, daß sie einen äußerst kräftigen und penetranten Geruch verbreitet."

„Dos konn ij beschworon!" rief der Redacteur und preßte zum Beweise die Finger seiner Hand noch dichter an die Nase.

„Und da an diesen Umstand sich manche Leute stoßen werden, so geb' ich jedem Käufer meiner Carbol-Matte einen ‚Nasen-Schützer,' der in jedem Hause, wo meine Carbol-Matten liegen, auf der Nase getragen werden kann. Dieser Nasen-Schützer ist mit einer Substanz gefüllt, die den Duft meiner Carbol-Matte vollständig neutralisirt; nur eine einzige Schattenseite hat er. Und welcher Natur meinen Sie wohl, daß diese ist?"

„Wo-llon S-sie endlich aufhören und mich othmen lassen, oder bl-leiben Sie den gonzen Tog hier?"

„Nur Geduld, mein Herr; ich komme schon zum Ziel. Frage: welcher Natur ist die Schattenseite meines Nasen-Schützers? Antwort: die neutralisirende Substanz im Innern desselben verflüchtigt sich zu rasch. Frage: Wie helf' ich diesem Uebelstand ab? Antwort: Ich gebe Jedem, der eine Matte und einen Nasen-Schützer kauft, zwei Flaschen voll meines ‚Neutralisators.' Wie dieser Neutralisator zusammengesetzt ist, das, mein Herr, ist ein

Geheimniß. Die Flaschen aber sind, weil sie stets zur Hand sein müssen, von jedem Besitzer meiner Matte und meines Nasen-Schützers in der Tasche mitzuführen. Das Nachtheilige dieses Verfahrens liegt nur in dem Umstande, daß der ‚Neutralisator' in hohem Grade explosiv ist; und wenn sich Jemand zufällig auf eine Flasche, die er also immer bei sich tragen muß und die er vielleicht in seiner hintern Rocktasche stecken hat, niedersetzen sollte, so würde er riskiren, im selben Momente durch das Dach geschleudert zu werden. Aber Sie sehen, wie herrlich die Erfindung ist!"

„O! Don-nor und Blutz! Wollon S-sie gohr nicht wudor f-fort?"

„Sie sehen, wie vollkommen sie ist! Gegen Nachzahlung von 2 Dollars bekommt Jedermann, der eine Matte kauft, sein Leben in der ‚Hoffnungslos-Wechselseitigen Unfall-Versicherungs-Gesellschaft' versichert, so daß es eben schließlich nicht viel zu sagen hat, ob er durch die Dachschindeln fährt oder nicht. Nicht wahr, Sie stimmen mir bei?"

„B-beistummon! uch? Wollon So gl-leisch mochon, daß S-sie du Troppon hununter kommen!"

„Sehen Sie, was ich von Ihnen haben möchte, ist, daß Sie in Ihrer Zeitung eine redactionelle Notiz bringen, in welcher Sie eine Beschreibung meiner Erfindung und gleichzeitig dem Publicum einen allgemeinen Einblick in ihre Vorzüge geben und die Anwendung derselben im Großen und Ganzen empfehlen. Sie geben mir eine Reclame von einer halben Spalte, und ich gebe Ihnen dagegen eine meiner Matten mit einem Paar ‚Neutralisator'-Flaschen und einem ‚Nasen-Schützer' gratis. Ich will Ihnen die drei Gegenstände gleich jetzt da lassen."

„Woß f-sogon S-sie?"

„Ich sage, ich will Ihnen eine Matte und die nothwendigen Zuthaten hier lassen, damit Sie dieselben mit Muße in Augenschein nehmen."

„S-sie musserobles S-subjoct Sie! Wonn S-sie oins duser vorwunschton Dunger hier lossen, so brung' ich S-sie auf dor Stolle umm! Ich loss' mir duse Toifelei nucht longer mohr gefollon!"

„Wollen Sie auch keinen Bericht darüber geben?"

„Gonzz gowuß nucht! Nucht um zohntausend Dollors die Zoille!" rief Typophil, dessen Nase blau war vor Anstrengung.

„Nun, dann lassen Sie es bleiben; und ich hoffe nur, daß eine jener epidemischen Krankheiten Sie ereilen und zeitlebens unglücklich machen möge."

Als Herr Stankewitz sich zurückgezogen hatte, riß Typophil Griesgram alle Fenster auf, und nachdem er Luft geschnappt, rief er einem seiner Reporter in dem eine Treppe weiter unten gelegenen Raume zu:

„Giftmichel! folgen Sie jenem Manne und hören Sie, was er zu sagen hat; und dann lassen Sie eine Spalte voll der fürchterlichsten Schmähungen über ihn los, die Sie zu schreiben im Stande sind."

Giftmichel gehorchte der ihm ertheilten Weisung, und wenige Tage später machte Stankewitz eine Injurien- und Schaden-Ersatz-Klage gegen den „Hochwächter für Intelligenz und Handel" anhängig, während seine „Desinficirungs-Carbol-Thürmatte" noch heute der Einführung auf den Handelsmarkt wartet.

Siebentes Capitel.

Selbiges handelt von Landwirthschaft und Gärtnerei und mag dem Leser allerlei nützliche Winke geben.

Kurze Zeit nachdem Herr Peter Piepenbrink aus der Bundes-Hauptstadt von seiner Patentwurst-Reise nach Blechlingen zurückgekehrt und sein Gemüth von den finsteren Schatten, die jene unheimliche Attentat-Geschichte auf dasselbe geworfen, befreit hatte, faßte er den Entschluß, seine kostbare Zeit von nun an nicht mehr mit dem Fabriciren von Würsten zu vergeuden, sondern sich ausschließlich der Pflege und Ausbeutung seines großen Gartengrundstücks zu widmen. Er sah sich also zu diesem Zwecke nach einem verläßlichen Gärtner um, mit dessen Hülfe er aus den das Haus umgebenden Feldern und Aeckern die größtmögliche Menge an Frucht, Obst, Gemüse und Blumen würde ziehen können. Ein Mann Namens Maßlieb ward ihm als tüchtig und brauchbar anempfohlen, und Herr Piepenbrink schloß unter Gewährung eines guten Wochenlohns und anderer kleiner Benevolentien mit Maßlieb ab. In Rücksicht darauf, daß er selbst von Garten- und Feldbau so gut wie gar nichts verstand, wies er Maßlieb an, das ausgedehnte Grundstück nach seinem eignen Gutdünken zu bebauen, wozu sich Maßlieb auch bereit erklärte und am folgenden Montag einzutreten versprach.

Am Morgen dieses Tages saß Herr Peter Piepenbrink auf seines Hauses Veranda und ließ stillvergnügt den Blick über die weiten Flächen seines Besitzthums schweifen. Nur wenige Leute in ganz Blechlingen vermochten, so wie er, sich einen eignen Gärtner zu halten.

Die Freude, die er in diesem Bewußtsein fand, ließ die eigenartige Empfindung, die in ihm aufstieg, als er seinen Maßlieb gegen acht Uhr des Morgens, die Flinte über die Schulter geworfen, zum Hofthore hinaus schreiten sah, und die ihm den Gedanken eingab, daß sein Herr Garten- und Feldbau-Intendant seine neue Lebensstellung mit einem „Blauen" zu eröffnen gedenke, nicht Boden in seinem Herzen fassen.

Und Piepenbrink schien nicht enttäuscht werden zu sollen, denn kaum eine Stunde war verstrichen, so sah er Maßlieb, einen verendeten Hund am Schweife hinter sich herziehend, die Straße entlang getrollt kommen. Als die Entfernung zwischen ihm und Maßlieb sich verringerte, gewahrte Piepenbrink, daß es sein eigner treuer Hofhund war, den Maßlieb also angeschleppt brachte, und daß dem armen Thiere mehrere Kugeln im Leibe saßen. Herr Piepenbrink vermochte sich das Räthselhafte dieses Vorkommnisses nicht zu erklären und fragte Maßlieb, ob er etwa zufällig den Hund getroffen, während er nach einem Kaninchen gezielt habe. Maßlieb aber zeigte bloß ein bedeutungsvolles Lächeln und trat schweigend durch das Hofthor ein.

Dann vergrub er den Hund unter der Weinlaube, lud nach vollzogener Beerdigung seine Flinte von Neuem, rieb sich die kothigen Stiefel am Grase ab, hing seine Waffe um und marschirte wieder zum Hofthore hinaus.

Herr Piepenbrink rief ihm noch nach, ob er etwa, um Eichhörnchen zu schießen, in den Wald hinuntergehe; Maßlieb aber legte den Daumen vielsagend an die Nase, blinzelte nach Herrn Piepenbrink zurück und schritt stumm seines Weges weiter. Nach einiger Zeit tauchte er wieder am Horizonte auf, und jetzt nahm Herr Piepenbrink wahr, daß Maßlieb einen jungen Vorstehhund und

eine gelbe Dogge, beide todt und beide mit einem seiner Hosenträger zusammengekoppelt, hinter sich herschleppte.

Herr Piepenbrink vermochte sich die Situation nicht zu erklären; er wagte indessen die Bemerkung, daß Maßlieb ein sehr schlechter Schütze sein müsse, wenn er statt des Wildes immer nützliche Hausthiere treffe. Maßlieb indessen ließ sich auf keine Auseinandersetzungen ein. Er schritt ruhig in den Hof herein, und nachdem er auch diese beiden Hunde unter der Weinlaube verscharrt hatte, lud er vier Finger voll Rehposten in sein Gewehr, brachte seinen Hosenträger wieder an die ihm gebührende Stelle zurück, schulterte seine Waffe und wanderte mit einem so unbewegten Antlitz, als sei dasselbe aus Stein gemeißelt, neuerdings zum Hofthore hinaus.

Herr Piepenbrink rief ihm diesmal nach, ob etwa drüben im „Wilden Mann" ein Scheibenschießen abgehalten würde; Maßlieb aber schien ihn nicht zu hören und schritt ernst und würdevoll die Straße hinab. Um halb elf Uhr des Vormittags kam Maßlieb wieder zu Gesicht und marschirte kurze Zeit darauf wiederum mit drei todten Katzen und einem kleinen Pudel in den Hof hinein.

Herr Piepenbrink fand die Sache nun in hohem Grade sonderbar und fragte Maßlieb, ob er etwa in Folge einer Wette oder aus dergleichen Gründen der Jagd auf Hausthiere obliege? Maßlieb aber hustete nur ein paarmal, drückte pfiffig ein Auge zu und fing an, ein neues Grab unter der Weinlaube zu graben. Sobald er dies gethan, lud er seine Flinte von Neuem, rieb sich nachdenklich am Aermel die Nase, nahm an der Wasserpumpe einen Trunk zu sich und wanderte von dannen.

Fünfzehn Minuten ungefähr war er fortgewesen, als Herr Piepenbrink aus nicht zu großer Entfernung zwei

Schüsse in schneller Folge fallen hörte. Eine Minute später sah er Maßlieb, verfolgt von Herrn Kandelsieder und einem dreibeinigen Bullenbeißer, mit größter Schnelligkeit die Straße heraufgejagt kommen. Maßlieb behielt den Vorsprung; und nachdem er durch das Thor hindurchgejagt war, stürzte er in das Haus hinein und verriegelte die Thüre. Hierauf kam Kandelsieder mit seinem Bullenbeißer an, der sich neben seinen Herrn postirte und aussah, als wäre er nicht abgeneigt, Jemand zum Frühstück zu verspeisen, während Kandelsieder seinem Nachbar Piepenbrink auseinander setzte, daß Maßlieb seinem Hunde ein Bein weggeschossen habe, und daß er, Kandelsieder, unter allen Umständen Genugthuung wegen dieser „Schädigung an seinen lebenden Besitzthümern" verlange, und wenn er deßwegen vor Gericht gehen müßte.

Nachdem es Herrn Piepenbrink mit Aufwand von aller erdenklichen Mühe gelungen war, Kandelsieder zu beruhigen und zum Heimgehen zu bewegen, suchte er seinen Garten- und Feldbau-Intendanten Maßlieb auf, den er also in's Verhör nahm:

„Maßlieb! Er hat sich in einer höchst sinnlosen Weise benommen, seit Er bei mir ist. Ich hab' ihn als Gärtner und nicht als Jäger angestellt. Er hat ein meinem Nachbar Kandelsieder gehöriges werthvolles Thier beinahe umgebracht; und ich wünsche nun, daß Er mir sagt, was das heißen soll, und zwar auf der Stelle!"

Maßlieb blinzelte wieder, räusperte sich, zog seinen Hemdkragen in die Höhe und antwortete:

„Ich wollt' 's sein lassen, sobald als ich den Hund vom selbigen Kandelsieder d'erwischt hätt'. Er wär' a prächtig's Vieh g'wesen, um ihn hier draußen bei 'n Uebrigen zu begraben. Und jetzt will ich's Ihnen sagen, wie die Sach' sich verhalten thut: das beste Mittel, um

Weinstöcke hoch zu kriegen, sind Ihnen Hunde, Herr Piepenbrink; man muß sie gerade zwischen die Wurzeln vergraben. Es giebt viele Leute, die's mit alten Liebesbriefen, Buchhändler-Anzeigen und inspirirten Leitartikeln versuchen, aber ich — ich beschränk' mich auf Hunde und Katzen. Sobald als ich Ihre Weinstöck' gesehn hab', da hab' ich zu mir g'sagt: die Weinstöck', die brauchen ä paar Hunde, und — ä rascher Entschluß is immer 's beste — so hab' ich denn gleich den ersten Tag damit angefangen, daß ich alle Hunde-Beester, die ich kriegen konnte, wegpuffte. Ich geh' morgen wieder 'naus — aber dann die andere Straßenseite 'nunter, und putze vom Erdboden weg, was mir von dem Gethier vor die Flinte kommt."

Aber Maßlieb's mörderischer Sinn blieb ohne Folge. Herr Piepenbrink gab ihm noch an demselben Abend seinen Abschied; für einen Gärtner, meinte nämlich dieser wohlwollende Herr, sei Maßlieb eine zu enthusiastisch angelegte Natur, und Herr Piepenbrink neigte zu der Ansicht, daß einem solchen Manne in einem anderen Berufe eine glänzendere und schönere Zukunft offen stehe.

In der Folge entschied sich Herr Peter Piepenbrink dahin, seinen Garten in eigner Person zu versehen. Zeitig im Frühjahr erhielt er durch die Güte des Abgeordneten für den District eine Auswahl von Sämereien, die vermittelst der ‚Central-Stelle für Feld- und Gartenbau' aus Californien bezogen worden waren. Die Sendung enthielt mehr als er bedurfte, und so gab er denn eine Quantität Zuckerrüben- und Zwiebelsamen an Herrn Kandelsieder und etwas Wasserrüben- und Rettigsamen an Notar Klauber ab. Den ihm dann bleibenden Rest, der in Rüben-, Kraut-, Sellerie- und Zuckerrüben-Samen bestand, pflanzte er in seinem eigenen Garten an.

Als die Pflanzen aufgingen, kam es ihm vor, als sähen sie etwas sonderbar aus; aber er wartete ruhig, bis sie größer wurden, wo er dann, da es ihm klar wurde, daß hier nicht Alles ganz in Ordnung sei, einen Gärtner von Profession um seinen Rath befragte.

„Mein lieber Herr Baumpfahl!" wandte sich Piepenbrink an diesen Gartenkünstler, „sehen Sie sich doch einmal jene Rüben an und sagen Sie mir, was zum Henker eigentlich damit los sein mag!"

„Rüben sollen das sein?" rief Herr Baumpfahl verwundert aus. „Rüben! Was in der Welt fällt Ihnen denn ein? — Das, was Sie auf diesem Beete da haben, ist weiter nichts als gemeine Kermesbeere, Phyllocacca decandra. Sie haben genug Kermesbeere in dem Garten um eine halbe Million Jahre damit auszureichen."

„So so so! Aber mein lieber Herr Baumpfahl! Wenn Sie sich nur nicht täuschen!"

„O gewiß nicht, Herr Piepenbrink! Ich werde doch Kermesbeere von Rübe zu unterscheiden wissen."

„Hm! Hm! nun, so seien Sie doch so gut und kommen Sie 'mal an dies Beet herüber!"

„Recht gern, Herr Piepenbrink!"

„Bitte sagen Sie mir, was Sie von dieser Sellerie-Varietät denken! Unsere so ungeheuer freigebige Regierung verbreitet diese Sellerie über das ganze Land der Freiheit. Großartig — nicht wahr?"

„Hm, hm!" sagte Baumpfahl kopfschüttelnd. „Und dies Zeug hat man Ihnen als Sellerie aufgehängt? Wahrhaftig, das ist zu toll! Das ist ebenfalls nichts weiter als Kermesbeere, bloß die californische Species — die tödtlichste Art von Kermesbeere, die jemals bekannt geworden ist."

„Aber irren Sie sich auch ganz gewiß nicht, mein lieber Herr Baumpfahl?" fragte mit allmählig lang werdendem Gesichte Herr Peter Piepenbrink. „Jetzt bitte! sehen Sie sich noch die Zuckerrüben im Beete daneben an. Die haben Sie noch nicht gesehen. Dieser Rübensamen ist, wie mir versichert wurde, von Honolulu durch unsern dortigen Consul geschickt worden. Er hat berichtet, daß diese Varietät riesig groß wird!"

„Wahrlich, mein verehrter Herr Piepenbrink," entgegnete Baumpfahl, „ich möchte Ihren Gefühlen nicht gern zu nahe treten; aber um offen und ehrlich zu sein, wie es einem Ehrenmanne einem andern gegenüber ziemt, muß ich Ihnen sagen, daß das nichts weniger als Zuckerrüben sind, sondern einfach wieder nur Kermesbeeren, und zwar die mexicanische Species. Mein Wort darauf, daß dies die fürchterlichste Varietät dieser Pflanze ist, die überhaupt wächst. Die bleibt Ihnen für alle Zeiten in Ihrem Garten. Niemals wieder werden Sie sie los."

„Das wäre schlimm, mein lieber Herr Baumpfahl. Aber Sie würden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie meine Krautpflanzen besichtigen wollten. Die sind gut — das weiß ich mit Bestimmtheit. Das landwirthschaftliche Commissariat hat den Samen von Borneo bezogen. Es ist, glaub' ich, die geringelte Sorte. Man kocht es zu Schweinefleisch, und geschnitten macht sich's zu Krautsalat famos. Bitte, mein lieber Herr Baumpfahl! sehen Sie sich die Pflanzung an! Ist das nicht ein herrliches Wachsthum?"

„Herr Piepenbrink!" antwortete mit bedauernder Miene Baumpfahl, „ich hab' Ihnen da wirklich recht unangenehme Dinge zu sagen. Aber ich hoffe, Sie werden's ertragen wie ein Mann. Solche Schicksals-

schläge treffen uns Alle einmal in diesem Leben, Herr Piepenbrink. Man sagt, es geschähe dergleichen zu unserm Besten. Aber sehen Sie, Herr Piepenbrink, das ist kein Borneo-Kraut — Kraut!? Alle Wetter! das ist nichts weiter als ein Gemengsel von californischer und mexicanischer Kermesbeere mit der bei uns gewöhnlichen Sorte, der obendrein noch ein wenig Kreuzdorn beigemischt ist. Man hat Sie ganz fürchterlich hinter's Licht geführt, mein werther Herr Piepenbrink! Alle Hagel! Sie haben da etwa zwei Aecker voll Kermesbeere, und nicht ein einziges Pflänzlein von Kraut oder Zuckerrüben darunter!"

„Herr Baumpfahl! ich bitte Sie um Gottes Christi willen! das ist ja entsetzlich! Und wissen Sie, was noch das Schlimmste ist? Ich Unglücksmensch hab' dem Kandelsieder und dem Klauber eine Partie Samen abgegeben!"

„Das weiß ich. Den ganzen Morgen hab' ich den Doctor Klauber mit seiner geladenen Schrotflinte herumlaufen sehen und gehört, wie er Jedermann fragte, wo Sie wohl zu treffen sein möchten."

„Wo ich zu treffen sein möchte?" wiederholte Piepenbrink, indem er mechanisch wie zur Abwehr seine Hände auf die zarteren Theile seiner Rückseite legte, — „was wollen Sie damit sagen?"

„Na, sehen Sie! der Zwiebelsame, den Sie ihm gegeben haben, ist in Wirklichkeit nichts weiter als der Same vom Silber-Ahorn. Und der ist so dicht über den ganzen Garten gewachsen, daß nicht einmal eine Katze sich durchzwängen kann. In Klauber's Garten sind nun etwa vierzig Millionen Schöße und Wurzeln, die sämmtlich mit einer Handsäge herausgeschnitten werden müssen, was ungefähr ein Jahr Zeit in Anspruch nehmen wird!"

„Baumpfahl! Sie jagen mir Angst ein!“

„Das ist aber noch nicht das Aergste,“ fuhr dieser unverrückt fort. „Die Wurzeln sind gerade unter der Erdoberfläche so verfilzt und verwoben, daß man mit einer Spitzhaue nicht die mindeste Wirkung zu erzielen vermag. Klauber's Garten ist ruinirt — total ruinirt. Man könnte jene Wurzeln mit Schießpulver sprengen, ohne daß hierdurch das Mindeste erreicht werden würde. Und die Schöße wachsen schneller, viel schneller als man sie abhacken kann. 's wird Klauber'n kaum 'was Anderes übrig bleiben, als sein Grundstück zu verkaufen, Herr Piepenbrink, ja ja, verkaufen, Herr Piepenbrink, sonst ist da nichts zu machen!“

„Mir hat aber doch der landwirthschaftliche Commissär gesagt, das sei Zwiebelsamen! Warum geht denn Klauber nicht nach dem Schurken mit seiner Schrotflinte auf die Jagd?“ fragte zaghaft Piepenbrink.

„Da haben Sie freilich Recht. Nun hören Sie aber, was Sie beim Kandelsieder mit Ihrer Sämerei-Lieferung angerichtet haben. Kandelsieder hat seinen Garten jetzt ganz voll von Kermesbeer-Sträuchern, untermischt mit Silber-Ahorn, und ist darob so wüthend wie — wie — Na, Sie sollten ihn nur im Städtel umherschnauben hören. Ich glaube, der schlägt den Ersten Besten nieder, der ihm ein Wort der Quere redet!“

Der angsterfüllte Herr Piepenbrink that alles Mögliche, um auf gütlichem Wege mit seinen Nachbarn Klauber und Kandelsieder auseinander zu kommen. Nach langem Bemühen gelang ihm dies auch, aber er beschloß, bei der nächsten Wahl dem bisherigen Abgeordneten seine Stimme entschieden nicht wieder zu geben.

Von seinen Gartenbau-Neigungen aber war er noch nicht curirt. Und zu seinem Lobe muß hier bemerkt

werden, daß er der erste Mann von ganz Blechlingen war, der jenes so kunstvolle und nützliche Werkzeug, den „Rasenmäher," einführte. Da sein „Mäher" lange Zeit der einzige in Blechlingen blieb, so war er ein vielbegehrter Gegenstand. Jedermann wollte sich ihn auf ein paar Tage leihen, und Herr Peter Piepenbrink lieh denselben mit solcher Freigebigkeit und Uneigennützigkeit aus, daß die Maschine sich fast immer überall anderswo, nur nicht auf Piepenbrink's Wiesen befand; trotzdem aber mußten gar viele Leute noch auf dieselbe warten. Zuletzt riß man sich förmlich darum, wer ihn zuerst haben sollte, und die Leute belegten denselben bei seinem Besitzer mit Beschlag, sobald sich ihnen eine Gelegenheit hierzu bot.

Eines Tages starb die Frau eines Landwirths Namens Waizenfelder, und Herr Piepenbrink schloß sich dem Zuge der Leidtragenden an. Waizenfelder war vor Kummer und Schmerz beinahe irrsinnig. Als die sterblichen Reste seiner Lebensgefährtin der letzten irdischen Ruhestätte übergeben wurden, weinte und schluchzte er, als ob ihm das Herz brechen müßte, und seine Freunde fingen an, sich ernstliche Besorgnisse um ihn zu machen. Endlich nahm er sein Taschentuch von den Augen, um sich die Nase einen Augenblick damit zu reiben; und während er dies that, bemerkte er, wie Piepenbrink seine Blicke auf ihn gerichtet hielt. Da schien ein Gedanke Waizenfelder's Geist zu durchzucken. Er wischte ein paar Thränen fort, und indem er über einen Haufen Erde, den der Todtengräber gerade in das offene Grab hineinschaufeln wollte, hinübertrat, ergriff er Piepenbrink's Hand. Piepenbrink drückte ihm dieselbe theilnahmsvoll und sagte:

„Bedaure Sie, Waizenfelder, bedaure Sie von ganzem

Herzen. Die Dahingeschiedene war ein wackeres Weib und eine brave Gattin. Aber ermannen Sie sich, Waizenfelder, ermannen Sie sich! Sie hat's überstanden und ist nun der Seligen eine!"

„O wahrhaftig! sie war ein Weib, wie man kaum eins unter tausenden findet," antwortete Waizenfelder; „und wenn man nun denken soll, daß sie dahingegangen ist — dahingegangen auf immer! Aber diese Schicksalsschläge dürfen uns nicht die Pflichten vergessen lassen, die wir dem Leben und seinen Anforderungen schulden. Sie hat das Schaffen und Leiden dieser Erde überwunden; wir aber stehen noch mitten d'rin und gar Vieles liegt auf unseren Schultern. Aus diesem Grunde, mein lieber Nachbar Piepenbrink, möcht' ich gern Ihren ‚Rasenmäher' geliehen haben. Wenn Sie's so einrichten könnten, daß wir ihn bis zum nächsten Donnerstage kriegen könnten, thäten Sie mir einen sehr, sehr großen Gefallen. Bis dahin wird ja doch der bitterste Kummer überstanden sein."

„Gewiß, gewiß, mein lieber Waizenfelder. Sie sollen meinen Rasenmäher am nächsten Donnerstag bekommen!"

„Dank' Ihnen, mein lieber Piepenbrink, dank' Ihnen!" antwortete Waizenfelder. „Freunde zu haben, ist Einem in der Stunde der Prüfung und der Bekümmerniß ein unendlicher Trost!"

Hierauf reichte Waizenfelder seiner Schwiegermutter den Arm, fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen und schloß sich dem Zuge der Leidtragenden wieder an.

Am folgenden Sonntag hielt Herr Prediger Speidel, zu dessen Sprengel Piepenbrink gehörte, eine prächtige Predigt. In dem Augenblicke, wo er bei „zweitens" angelangt war, hielt er inne, sah sich eine Minute in der versammelten Gemeinde um und winkte dann den

Kirchen-Aelteſten Fein zu ſich auf die Kanzel. Speidel wiſpelte ſodann etwas in Fein's Ohr, worüber Fein höchlichſt erſtaunt zu ſein ſchien. Die Gemeindeglieder zerbrachen ſich den Kopf vor Neugierde, was denn eigentlich los ſei. Hierauf ging Fein, ſcharlachroth im Geſicht und ſcheinbar befangen, den Gang hinunter und ziſchelte Herrn Piepenbrink etwas in's Ohr. Piepenbrink nickte und liſpelte es ſeiner Ehegattin zu, die faſt ſtarb vor Begierde zu erfahren, um was es ſich wohl handelte. Sie beugte ſich hinüber zu Frau Leckerle und theilte dieſer die wichtige Anlegenheit mit; und nachdem die geſammte Familie Leckerle Kenntniß davon erhalten hatte, wurde es von deren einzelnen Gliedern unter die ihnen zunächſt ſitzenden Kirchenbeſucher verbreitet; woher es denn kam, daß, noch ehe Herr Prediger Speidel bei „drittens" angelangt war, die ganze Kirchgemeinde Kenntniß von dem Umſtande hatte, daß Herr Prediger Speidel den Raſenmäher des Herrn Piepenbrink auf Montag und Dienſtag geliehen haben wollte.

Ein paar Tage ſpäter, als Herr Peter Piepenbrink in einem Eiſenbahnzug über den Neſenſippi unweit von Blechlingen fuhr, entgleiſte der Zug, wodurch der Wagen, in welchem er ſaß, in das Waſſer geſchleudert wurde. Es gelang jedoch Herrn Piepenbrink, auf irgend eine mir nicht bekannt gewordene Weiſe ſich aus dem Bahnwagen heraus in den freien Fluß zu arbeiten. Als er hier an die Oberfläche emporſtieg, rannte er an einen Unbekannten an, der mit großer Gemüthlichkeit der edlen Beſchäftigung des Waſſertretens oblag. Der Fremde entſchuldigte ſich mit ein paar höflichen Worten und meinte, daß Herr Peter Piepenbrink ihn wahrſcheinlich bei ſeinem gegenwärtigen, ſo lebhaft in Unordnung gerathenen Extérieur nicht erkennen werde, er ſei, wenn er Kleider anhabe,

der Franz Kiekebusch, mit Respect zu melden, aber da sie ein günstiges Geschick zufällig in so nahe Berührung brächte, wolle er bei dieser Gelegenheit sich erlauben, den sehr verehrten Herrn Piepenbrink um freundliche Ueberlassung seines Rasenmähers zu ersuchen, sobald der Herr Pfarrer, mit Respect zu melden, diesen nicht mehr brauche.

Schließlich wurde es indessen Herrn Piepenbrink doch höchst lästig, seinen Rasenmäher immer bei anderen Leuten zu haben, und von dieser Zeit an schlug er Allen, die ihn um Ueberlassung des nützlichen Instrumentes ersuchten, dieses rundweg ab. Was thaten die biedern Blechlinger nun? Sie — stahlen ihn (und noch dazu ohne Vorwissen Piepenbrink's!) aus dessen Scheune. Sechs achtbare Bürger von Blechlingen entgingen nur dadurch einer Gefängnißstrafe, daß Piepenbrink sich durch Mitleid mit ihren Familien bewegen ließ, von einer gerichtlichen Verfolgung abzustehen.

Hierauf kettete er seinen Rasenmäher an die Pumpe und die Blechlinger machten sich nun daran, die Pumpe abzusägen, worauf sie die Mähe-Maschine in Gemeinschaft mit der Pumpe, die als Walze functionirte, benützten. Nun konnte sich Piepenbrink nicht anders helfen, als daß er den Rasenmäher auf den Giebel seines Hauses hinaufstellte. In der nämlichen Nacht noch wurden vierzehn Leitern gegen das Haus gelehnt. Man erzählte sogar, daß der Advocat Rupfer mittelst eines, mit heißer Luft angefüllten Ballons einen Versuch zur Ersteigung des Hauses gemacht habe, der ihm nur darum nicht gelungen sei, weil er herausfiel und sich das Bein schwer verletzte. Diese Behauptung aber konnte niemals auf eine glaubwürdige Quelle zurückgeführt werden.

In der folgenden Woche langte ein Mann in Blechlingen an, der eine Agentur für den Verkauf solcher

Rasenmähe-Maschinen im Städtchen eröffnete; worauf denn die Aufregung langsam abnahm. Piepenbrink jedoch hat seither, sobald er nicht mehr allein Besitzer eines Rasenmähers war, sein Gras immer mit der Sichel gemäht.

Achtes Capitel.

Eine veritable Wanderkirche.

Die Methodisten-Gemeinde von Blechlingen ist noch jetzt — wie sie es immer gewesen — in guten und edlen Werken für das Christenthum und die Verbesserung der öffentlichen Moral thätig; aber sie ist den Versuchungen nicht entgangen, welche bisweilen die Ecclesia militans heimsuchen dürfen. Vor Jahren, als die Gemeinde sich zusammenthat, errichtete dieselbe eine kleine, aber sehr niedliche Wanderkirche. Im Laufe der Zeit jedoch wurden die Gemeinde-Mitglieder mit der Lage des Gotteshauses unzufrieden, und da sie gerade ein gutes Angebot für das betreffende Grundstück erhielten, so verkauften sie es und kauften dafür ein anderes günstiger gelegenes an. Darauf legten sie Rollen unter das Gebäude, und sobald es von dem alten Grund und Boden abgehoben und fortgeschoben war, fing der neue Besitzer des Grundstücks an, ein Wohnhaus darauf zu bauen. Es war eine sehr langsam von Statten gehende Arbeit, das Kirchengebäude die Straße entlang fortzuschieben; und ehe sie noch besonders weit damit gekommen waren, entdeckte Jemand, daß das Eigenthumsrecht auf das neue Grundstück mit Erfolg von den Gläubigern des

Verkäufers bestritten werden konnte. Also — wurde der Vertrag annullirt. Am nächsten Tage stürzten die Brüder der Gemeinde in ganz Blechlingen umher, um Grund und Boden für einen neuen Kirchplatz zu erwerben, aber kein Bürger hatte einen solchen zu verkaufen. Am folgenden Morgen nun erwirkte der Straßen-Inspector einen Erlaß vom Gericht, dahin lautend, daß die Wanderkirche binnen vierundzwanzig Stunden aus der öffentlichen Straße entfernt sein müsse.

Die Methodisten-Brüder wurden hierüber beinahe rasend. Sie baten den alten Hoppe, das Gebäude vor der Hand auf sein unbebautes Grundstück fahren zu dürfen, bis sie sich nach einem andern umgesehen hätten. Hoppe aber gehörte einer andern Secte an und sagte, er sei der Meinung, daß es seinem bessern Gefühle zuwiderlaufe, einer Kirche, die an Irrlehren glaube, in irgend welcher Hinsicht eine hülfreiche Hand zu reichen. Hierauf rollten die Methodisten-Brüder ihre Kirche auf die Fahrstraße außerhalb der Stadt hinaus; kaum aber war ein Tag vergangen, so wurden sie von der Chaussée- und Feldweg-Inspection dahin benachrichtigt, daß dafür, daß die Kirche auf der öffentlichen Fahrstraße stehe, für jeden Tag ein Chausséegeld von acht Dollar zu entrichten sei. So schleiften sie das Kirchgebäude denn wieder zurück, und während sie mit ihm den Berg hinabfuhren, rissen die Seile, mit denen es fest gehalten wurde, das Gebäude rollte allein weiter, riß den Gartenzaun des Schulrector's Doctor Buddäus nieder und kam endlich durch den Zaun auf dieses Herrn Spargelbeet zum Stillstehen. Doctor Buddäus ist ein Anhänger der bischöflichen Kirche und klagte gegen die Methodisten-Gemeinde ohne Weiteres auf Schadenersatz, worauf die Ortspolizei das Kirchenhaus mit Beschlag belegte.

Die Methodisten-Brüder bezahlten die nicht geringe Summe an Doctor Buddäus und arbeiteten mit unsäglicher Anstrengung ihr Gotteshaus aus dem Spargelbeet heraus.

Nun wollten sie dasselbe in dem Hofe des Gerichtsgebäudes aufstellen; aber Gerichtsrath Watschler, der ein Presbyterianer ist, erklärte, daß nachdem er die einschlägigen Paragraphen genau gelesen, er keinen Passus habe finden können, nach welchem den Methodisten das Unterbringen ihres Gotteshauses an einem solchen immerhin wesentlich der Oeffentlichkeit angehörenden Platze gestattet werden könne. In ihrer Verzweiflung nun karrten die Brüder ihr Kirchgebäude zum nahen Flusse hinunter, rollten dasselbe auf ein großes Holzfloß und entschlossen sich, es so lange an der Werfte festzubinden, bis sie ein Grundstück gekauft hätten. Der Eigenthümer der Werfte aber händigte ihnen schon am dritten Tage eine Rechnung von fünfundzwanzig Dollar für Werftmiethe ein; darauf zogen sie das Gebäude mitten in den Strom hinein und legten es hier vor Anker. In der nämlichen, sehr finstern Nacht nun kam ein Schleppdampfer den Fluß heraufgedampft und rannte mitten in das Sonntagsschul-Zimmer hinein; kurz darauf, noch ehe sich der Schleppdampfer hatte losmachen können, stieß eine holländische Brigg auf Haus und Schiff so wuchtig auf, daß die Brigg infolgedessen sank und, als sie nach unsäglichen Anstrengungen wieder auf die Wasser-Oberfläche gebracht wurde, die Kanzel und drei der vorderen Kirchstühle am Bugspriet hängen hatte. Die Eigenthümer der beiden Schiffe klagten auf Schaden-Ersatz und das Stadtgericht berieth bereits die Frage, ob nicht das Gebäude als Hinderniß für die öffentliche Schifffahrt mit Beschlag zu belegen sei. Einige Tage später aber kam

eine Springflut den Strom herab und riß die Wanderkirche von ihrem Ankerplatze los. Nachdem sie lange im Strome getrieben hatte, wurde sie endlich an die Farm unseres alten Bekannten, des Herrn Nehemias Lilienstengel, gespült, der sich bereit erklärte, sie für einen Miethbetrag von vier Dollars täglich auf seinem Grund und Boden stehen zu lassen, bis er zur Saat umpflügen müsse. Da die Fortschaffungskosten sich sehr hoch belaufen haben würden, so verkauften die Kirchenvorstände das Gotteshaus endlich an Herrn Lilienstengel, der es als Scheune in Verwendung nahm, und bauten, sobald sie einen geeigneten Platz gefunden und erworben hatten, ein hübsches Gotteshaus aus Stein.

Am ersten Sonntage, wo in der neuen Kirche Gottesdienst abgehalten wurde, war auch Herr Kandelsieder anwesend; und seiner Gewohnheit gemäß, stellte er seinen Cylinder außerhalb seines Kirchenstuhles in den Gang. Einige Minuten später trat Frau Müller ein, und während sie den Gang hinaufschritt, verfing sich in ihren Schleppkleidern Herrn Kandelsieder's Hut und rollte infolgedessen bis zur Kanzel fort. Herr Kandelsieder lief dem Hut mit lebhafter Entrüstung nach; und nachdem Frau Müller ihren Platz eingenommen hatte, kam er, den Hut mit seinem Aermel glättend, zurück. Kurze Zeit darauf trat Frau Lautenschlager in die Kirche; und da Herr Kandelsieder seinen Hut unbedachterweise wiederum in den Gang gesetzt hatte, so wurde derselbe jetzt von den Kleidern der Frau Lautenschlager erfaßt und etwa zwanzig Fuß weit fortgerissen, bis er bei den vordersten Bänken in ziemlich zerzauster Verfassung liegen blieb. Herr Kandelsieder sang in diesem Augenblick gerade das Kirchenlied mit und vermißte seinen Hut nicht sogleich. Als er aber nach Beendigung des Kirchenliedes über

seinen Stuhl hinausblickte, um sich zu vergewissern, ob sein Hut noch da stehe, machte es ihn rasend, wahrzunehmen, daß derselbe wiederum verschwunden war. Mit vor Zorn geröthetem Gesichte stürmte er den Gang hinauf und stieß dabei Reden aus, die für die fromme Stätte, woselbst er sich befand, durchaus nicht am Platze waren. Nichtsdestoweniger aber setzte er den Hut wieder an seinen alten Platz, mit der Absicht jedoch, seine Augen auf denselben gerichtet zu halten; in dem Moment aber, wo er, hingerissen von einem Kraftspruch des Predigers, sein Gesicht nach der Kanzel hinwandte, kam Frau Varrentrapp angeschritten, und Kandelsieder guckte gerade noch rechtzeitig herum, um sehen zu können, wie sein Hut von Frau Varrentrapp's Röcken erfaßt und fortgeschleift wurde. Er stellte sofort die Verfolgung auf dies werthvolle Bekleidungs-Object an; gerade aber wie er sich dazu anschickte, mußte der Hut gegen Frau Varrentrapp's Knöchel gerollt sein, denn sie fuhr mit einem Mal wild in die Höhe und stieß mitten im Schiff der Kirche einen gellenden Schrei aus. Als ihr Gatte sie verblüfft fragte, was ihr denn zugestoßen sei, zeterte sie, daß ihr ein Hund unter den Kleidern sitzen müsse, und gab bei diesen Worten ihren Röcken eine heftige Schwenkung. Zum Vorschein kam jedoch kein Hund — sondern Kandelsieder's Hut, der aber von dem kurzsichtigen Herrn Zacharias Varrentrapp für einen Hund angesehen wurde. Herr Varrentrapp verabfolgte nun in seiner Entrüstung dem vermeintlichen Hunde einen so kräftigen Tritt, daß der Hut des unglücklichen Kandelsieder nach dem Chore hinaufflog und an der höchsten Orgelpfeife hängen blieb.

Herr Florian Kandelsieder, dessen Wuth keine Grenzen kannte, vergaß nun vollständig, an welchem Orte er sich

befand, hielt dem armen Barrentrapp, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, die geballte Faust unter die Nase und brüllte: „Ich hätte große Lust, Sie todtzuschlagen, Sie — infamer Cujon Sie!" Dann schleuderte er sein Gesangbuch weit von sich und stürmte zur Kirche hinaus. Barhäuptig rannte er nach Hause, wohin ihm nach Tische der Meßner den Unglücks-Hut brachte.

Nach sothanem Vorfall sprach Herr Kandelsieder überall im Städtchen den festen Entschluß aus, nur noch die Quäker-Versammlungen, in denen er mit bedecktem Haupte beten könne und wo die sogenannten Zuhörerinnen nicht so umfangreiche Kleider trügen, besuchen zu wollen. Ob jedoch Frau Leonore Kandelsieder hiegegen als eine Vergewaltigung ihrer geheiligtsten Rechte nicht Einsprache erheben wird, wollen wir bescheidentlich unsererseits nicht zu beurtheilen wagen.

* * *

Nicht lange nach der unglücklichen Hut-Geschichte des ehrenwerthen Herrn Kandelsieder fand Frau Anna Pfeifer, die Gattin des Blechlinger Seifenfabrikanten Fidel Pfeifer, Ursache zu noch größerer Unzufriedenheit mit dem Bethaus ihrer Gemeinde.

Der Hergang dieses neuerlichen Ereignisses ist der folgende:

Frau Anna Pfeifer leidet in hohem Grade an Zerstreutheit. Am letzten Sonntage nun, wo sie dem Gottesdienst anwohnte, las Herr Prediger Barnabas Speidel gerade die Beschreibung der Sündfluth aus der Heiligen Schrift vor. Frau Pfeifer war ganz Ohr, und als der Pfarrer an die Stelle kam, wo es heißt, daß es so und so viele Tage und Nächte geregnet habe, war sie so sehr in die Beschreibung versunken, daß sie, ohne

daran zu denken, wo sie sich befand, ihren Regenschirm aufspannte und ihn, während sie im Stuhle sitzen blieb, über ihren Kopf emporhielt. Nun scheint es aber, daß Frau Etschenberger, welche den Stuhl vor Frau Pfeifer inne hat, zum öftern ihr Schoßhündchen in die Kirche mitbringt; und als nun Frau Pfeifer so plötzlich ihren Schirm aufspannte, reizte dies Frau Etschenberger's Hündchen in solchem Grade, daß das Thier seinem Grimm durch lautes Bellen Luft machte.

Natürlich stellte sich sofort der Meßner ein, um den ungebetenen Gast von dieser Stätte zu entfernen; das Hündchen aber sprang auf einen leeren Stuhl auf der andern Stuhlreihe und nahm eine aggressive Stellung ein, während es in Einem fort aus voller Kehle bellte. Daraufhin gerieth der Meßner in Aufregung, und um seinem Unwillen Ausdruck zu verschaffen, ergriff er einen Spazierstock und warf damit nach dem Hunde — worauf dieser vom Stuhle hinuntersprang und den Meßner in's Bein biß. Selbstverständlich war unter der versammelten Gemeinde inzwischen die Aufregung in hohem Grade gewachsen. Nicht allein, daß die so ergreifende Geschichte von der Sündfluth in unliebsamer Weise unterbrochen worden war, sondern die sündhaften Schuljungen auf dem Chor und den Emporen hetzten sogar den Hund auf den Meßner und schienen an dem Vorfall ein ungeheures Gaudium zu finden.

Hierauf ergriff der Kirchen-Aelteste Herr Kimmich die Initiative und stürzte mit seinem Stocke auf das Hündlein los. Dieses nahm nun Reißaus und rannte in seiner Verzweiflung auf die Kanzel zu, stürmte mit rasenden Sätzen die Stufen hinan, so daß Herr Barnabas Speidel sich schleunigst auf einen Kirchen-Stuhl hinabzuretten gezwungen sah und von dort aus mit durch

seine Brillengläser funkelnden Zornesaugen an die versammelte Gemeinde die Ansprache richtete, daß, wenn diese schandvolle Scene nicht bald ein Ende nähme, er die Gemeinde für heute entlassen müßte. Der Kirchen-Aelteste Herr Kimmich schlich sich währenddem leise die Kanzeltreppe hinauf, und hier gelang es ihm nach kurzem Kampfe, den Hund bei einer seiner Hinterpfoten zu packen. Sodann eilte er mit dem Thier den Gang hinab, unbeirrt von dem fortwährenden mächtigen Gebell des kleinen Köters, dem Gekreisch seiner Besitzerin, die gegen solche Thierquälerei energisch Verwahrung einzulegen sich bemüßigt fand, und dem Gebrüll und Gejohle der Schuljungen auf Chor und Emporen.

Wie die andern Glieder der Gemeinde, so wandte sich auch Frau Pfeifer nach dem mit dem Hunde der Frau Etschenberger den Gang hinabeilenden Kirchen-Aeltesten Kimmich um. Aber indem sie dieses that, neigte sie unbedachtsamer Weise ihren Regenschirm so sehr auf die Seite, daß eine seiner Rippen sich in den Hut der Frau Etschenberger verfing. Und als sie eine Minute später den Schirm wieder in seine gerade Lage zurückbringen wollte, riß sie dabei der vor ihr sitzenden Frau Etschenberger den Hut vom Kopfe, der dann baumelnd von ihrem Regenschirm herabhing. Frau Etschenberger, die schon durch die Mißhandlung, so ihrem Hündlein widerfahren, in das höchste Stadium des Zornes versetzt worden war, verlor alle Selbstbeherrschung, als sie sehen mußte, wie ihr der Hut vom Kopfe gerissen wurde. Es kochte förmlich in ihrem Innern, und leichenblaß vor Zorn, wandte sie sich zu Frau Pfeifer und schrie ihr in's Gesicht:

„Weßhalb haben Sie mir den Hut vom Kopfe gerissen, Sie — Scheusal Sie!" Und nach einer Pause,

in der sie ihren ganzen Athem anzusammeln schien, polterte sie in raschestem Redefluß fort: „Ich dächte, Sie hätten Scandal genug schon angerichtet dadurch, daß Sie mit Ihrem Schirm da meinen armen Ajax in Schrecken jagten. Müssen Sie nun auch noch Hüte herunterreißen? Leute von Ihrem Caliber sind freilich nicht im Stande, sich einen solchen Hut zu kaufen, wenn sie auch noch so sehr daheim in Allem geizen — Sie ordinäres Gestell Sie! Lassen Sie meinen Hut los, oder ich schlag' Ihnen mit meinem Sonnenschirm eins über die Nase, ganz gleich ob wir hier in der Kirche sind oder nicht! Verstehen Sie mich!"

Die arme Frau Anna Pfeifer schien jetzt zum ersten Mal gewahr zu werden, daß ihr Regenschirm sich in so unliebsamer Weise bemerkbar gemacht hatte. Sie klappte denselben eiligst zusammen und beschloß der peinlichen Lage dadurch ein Ende zu machen, daß sie sich, um allen Verwicklungen auszuweichen, schleunigst nach Hause verfügte. Als sie in den Gang hinaustrat, entlud die nun zu ihrer Todfeindin gewordene Frau Etschenberger zum Abschied noch eine volle, empfindliche Salve auf ihr unschuldiges Haupt.

„So 'ne Creatur! Schleicht sich auch noch vor der Collecte fort! Sie thäten auch besser, Frau Pfeifer, weniger Geld an Brochen und dergleichen Geflitter zu hängen, dafür aber den armen Heiden mehr zu geben, — wenn Sie's nicht dereinst im Jenseits recht warm gemacht haben wollen!"

Daraufhin wedelte sich Frau Etschenberger mit ihrem Fächer in der aufgeregtesten Weise Luft zu, und während Frau Pfeifer durch die Vorderthüre verschwand, nahm der Herr Prediger Barnabas Speidel die unterbrochene Geschichte von der Sündfluth wieder auf. Frau Pfeifer

aber hat ihren Kirchenstuhl verkauft und ist zu den Presbyterianern übergetreten. Man munkelt in Blechlingen auch, daß Frau Etschenberger sich lostrennen wolle, weil Kirchen-Aeltester Kimmich darauf besteht, daß sie ihren Ajax zu Hause lassen muß.

* * *

Die Dorcas-*) und Missions-Gesellschaften der Methodisten-Kirche sind ungemein rührig, leider aber vor einigen Jahren durch unvorhergesehene Zwischenfälle merklich enttäuscht und — entmuthigt worden. Die Damen, welche Mitglieder der „Dorcas-Gesellschaft in Blechlingen" waren, hatten eine große Menge von Hemden, Hosen und Strümpfen angefertigt, dieselben verpackt und nach einer Mission an der Westküste von Afrika gesandt. Ein Mann, Namens Windbeutel, ging mit den Kisten nach dem fernen Missionsplatz und verweilte einige Monate an demselben. Als er endlich wieder heimkehrte, war die Dorcas-Gesellschaft von Blechlingen selbstverständlich gespannt, zu erfahren, wie wohl ihre Gaben aufgenommen worden seien; und eines Abends mußte denn Windbeutel in einer speciell dazu einberufenen Versammlung auftreten und die Erlebnisse seiner Fahrt, wie seines Aufenthaltes in Afrika und einen Bericht über seine Reise zum Besten geben. Er sprach folgendermaßen:

„Wissen Sie, meine verehrten Damen, wir hatten die Kleider da draußen ganz glücklich gelandet und vertheilten

*) Die Dorcas-Societies bilden eine Eigenthümlichkeit der amerikanischen Methodisten-Kirche. Sie haben ihren Namen von der in der Apostelgeschichte (IX. 36—43) vorkommenden mildthätigen Frau Tabitha (in der englischen Bibel Dorcas) hergenommen und verfolgen den Zweck, Missionsgemeinden, wie auch bedürftige Gemeindemitglieder ihrer Kirche mildthätig zu unterstützen. H.-A.

kurze Zeit darauf einen Theil derselben unter die Eingeborenen in der Umgegend. Wir dachten, daß das die Wilden vielleicht zur Mission heranziehen würde, — aber dem war nicht so; und nachdem nun einige Zeit verstrichen war und nicht ein einziger Eingeborener in den ihm geschenkten Kleidern in der Kirche erschien, ging ich auf eine Forschungsreise aus, um zu ergründen, was wohl mit denselben angefangen worden war. Es scheint, daß am Tage nach der Vertheilung der Gegenstände einer der Häuptlinge versucht hat, sich in ein Hemd zu kleiden. Er hat aber nicht gewußt, wie man das anstellt, ist mit den Beinen in die Aermel gefahren und hat den unteren Theil sich um die Hüften gerafft. Er hat es aber nicht dazu gebracht, daß das Hemd festgesessen hat, und es wurde erzählt, er sei in seinem Dorf herumgegangen und habe in seiner Muttersprache sich darüber aufgehalten, was das für ein Narr gewesen sein müsse, der so ein Kleid habe machen können, das nicht oben bliebe, und soll dabei verschiedene der gräßlichsten Heidenflüche ausgestoßen haben. Zuletzt hat er es hinter sich herschleifen lassen; in einer finstern Nacht aber hätten sich seine Beine auf irgend welche Weise darin verfangen, so daß er gestrauchelt, in einen Abgrund gestürzt und gestorben ist.

„Ein anderer Häuptling, der sich das Hemd richtig angezogen, ist damit in der Dunkelheit umhergestrichen, und alle Welt in seinem Dorfe hat geglaubt, ein Gespenst gehe um, und um es zu verscheuchen, sind vier kleine Kinder geopfert worden.

„Dann erinnern Sie sich wohl der verschiedenen Hosenpaare, die Sie uns mitgegeben haben? Nun hören Sie! ein Paar davon haben sie einem Götzen angezogen, und den größten Theil der übrigen Paare haben

sie mit Blätterlaub ausgestopft und beten sie jetzt an als eine neue Art Götzen, und zwar soll der ihnen gezollte Dienst sehr imposant sein. Einige der Wildenweiber haben verschiedene Paare auseinander getrennt, und nachdem sie die Beine zugenäht, haben sie sie als Säcke gebraucht, um Brodwurzeln darin zu tragen.

„Ich meine indessen, daß die Strümpfe am meisten Beifall gefunden haben. Alle streitbaren Männer griffen zu allererst nach ihnen. Sie füllten sie mit Sand und brauchten sie als Schlacht-Keulen. Ich hab' gehört, daß sie mit der Verwendung der Strümpfe so sehr zufrieden waren, daß sie einen Ausfall auf einen benachbarten Stamm in Scene setzten, einzig und allein, um die neue Waffe zu probiren, und sie brüsteten sich damit, daß sie ungefähr achtzig Weiber und Kinder damit auf den Kopf geschlagen und erschlagen hätten, ehe sie sich zum Heimzuge anschickten. Allerorten in Afrika bin ich darum angegangen worden, ob ich nicht mit Ihnen, meine Damen, sprechen und Sie veranlassen könnte, noch einige Fässer voll Strümpfe nach Afrika zu senden; nur würde es gut sein, dieselben etwas stärker und dauerhafter anzufertigen; sie rissen in der Regel bei jedem Schlage, der mit ihnen geführt werde, und ihre Frauen seien in den Handarbeiten so weit noch nicht vorgeschritten, um die Löcher geschickt auszustopfen. Ich hab' ihnen den Gefallen gethan und ihnen die Erfüllung dieses kleinen Wunsches zugesagt.

„Ihr hochachtbarer Verein, meine Damen," schloß Windbeutel seinen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag, „wirkt ungeheuer viel Gutes unter jenen Heiden, und ich bezweifle nicht im Geringsten, daß, wenn Sie so fortfahren, Sie bald in Folge der gänzlichen Erschöpfung, welche einem allgemeinen Krieg folgen muß,

dem ganzen afrikanischen Continent den Frieden geben und jedem einzelnen Heidenwilden in Folge der Vernichtung der allgemeinen Symbole seinen eigenen Götzen verschaffen werden. Alles was dazu gehört, sind einzig und allein Hemden, Hosen und Strümpfe."

Neuntes Capitel.

Amadeus Watschler's Kuh, eine kuh-rioſe und a-muh-sante Geschichte.

Mehrere Monate vor Anbeginn desjenigen Sommers, in welchem die hier erzählte Historie sich zutrug, bezog Frau Irma Watschler, die Gattin des uns wohlbekannten Herrn Gerichtsrath Dr. juris Amadeus Watschler, die für den Familienhaushalt nothwendige Milch von Herrn Lactantius Weise, welcher der hervorragendste Milchverkäufer Blechlingen's ist. Sämmtliche Angehörige des Watschler'schen Haushaltes aber stimmten in der Ansicht überein, daß Lactantius Weise eine über alle Maßen dünne und wässerige Milch-Flüssigkeit liefere. Eines Tages nun, als der Herr Gerichtsrath im Milchgewölbe des Herrn Lactantius vorsprach, um seine Vierteljahrs-Rechnung zu bereinigen, nahm er sich vor, sich dieserhalb zu beschweren. Lactantius Weise war, als der Herr Gerichtsrath eintrat, gerade damit beschäftigt, das Ventil der im Hofe stehenden Wasserpumpe auszubessern, und als Herr Watschler scherzhaft bemerkte, daß es mit der Milchwirthschaft schlecht bestanden sein müsse, wenn die Wasserpumpe außer Stande sei, erhob sich Herr Lactantius Weise, den Hammer in der Hand schwingend, aus seiner gebückten Stellung und rief:

„Ei Herr Jäses, mei Kut'ster — was Se mer da for scheene Dinge ßagen“ — (Herr Lactantius Weise ist, wie der wohlwollende Leser aus diesen Anfangsworten seiner Rede ersehen haben wird, ein Europamüder Sohn des gemüthlichen Sachsenlandes, der nach manchen Kreuz- und Querfahrten auf dem alten wie neuen Continent endlich eine dauernde Heimstätte im freundlich gelegenen Blechlingen als Milchwirthschafts-Besitzer gefunden hat) — „ei Herr Jäses! weiter fehlte mer nischt. Na, das können Se mer glauben, daß es mer gar nich im Geringsten einfällt, in Abrede zu stellen, daß mer de Milch wässern. Aber wenn de Herrschaften deßt'rwegen behaupten woll'n, mer thäten 's aus Gewinnsucht, da sin' se schief gewickelt, ganz dervon abgesehn, daß Se unsre ehrbarliche Zunft beleid'gen. Nee, mei Kut'ster, das Wasser thun mer in die Milch einzig und allein der Leute wegen, die se trinken. Se müssen wissen, mei bester Herr Watschler, ich bin ä Philanthrop und kann's nich sehen, daß de Menschheit leidet. Denken Se bloß ä mal, ä Kuh sei an der galligen Sucht gefallen oder sonst mit so 'was Zuwidrem behaftet g'wäst — was for ä ungesunde Milch thät' das nich geben. Spritz' ich nun ein, zwei Strahle Wasser 'nein, dann wird se so gut, wie se sein soll. Da kann einzig und allein Wasser helfen! Oder nehmen Se ä mal an, de Kuh frißt ä giftig's Kraut im Walde; sollt' ich da wohl, bloß um ä bissel Müh' und Arbeit an der Plumpe hier zu sparen, meine unschuldige Kundschaft umkommen lassen? Ei Herr Jäses! Herr Jäses! das wär' 'ne scheene Sache. Nee, nee, mei Kut'ster; lieber misch' ich drei, vier Maßel Wasser 'nein, damit se ja so gesund und heilsam wird, wie man se aus Lactantius Weise's Milchgewölbe mit Recht erwarten kann.

„Aber hären Se weiter, mei kuter Herr Watschler! Jede Milch, und wenn se von der besten Kuh kommt, die's auf Gott's Erdboden giebt, jede Milch is, so wie se von der Kuh kommt, dem Menschenmagen nich zuträglich. 's is zu viel Käsestoff d'rin. Das hat der große Ackerbau-Professor bei uns in Leipzig, Roßmäßler hieß er ja wohl — oder war's ä andrer — schon immer gesagt; Millionen von Männern und Frauen, hat er gesagt, kämen im Jahre um infolge ihrer bedauerlichen Unwissenheit, weil se ihren schwachen Magen mit Kässtoff überladen. Das Zeug saugt de Magensäure auf, hat er gesagt, und setzt sich rings um die Schleimhäute fest, bis de Poren alle verstopft sind, — und was dann ohne Weiteres eintritt, ist, daß der Mensch sich mit einem Male zusammenrollt wie getrocknete Schafgarbe und zu seinen Vätern eingeht. In Asien draußen, hat er gesagt, wo de Milchleute nich so gewissenhaft sind wie unsereiner, da soll's ganze Kirchhöfe voll Menschen geben, die an zu vielem Kässtoff gestorben sind, und wenn die Menschen dort nich besser mit der Milch umgehen lernten, da würde das ganze große Land bald weiter nischt als ä großer Kirchhof sein. Ei Herr Jäses, Herr Jäses! wenn ich mir bedenk', welch große schwere Verantwortlichkeit auf meinen zwei Schultern ruht, is es denn da wohl verwunderlich, mei kuter Herr Watschler, daß ich die alte Pumpe da anschau' und 's nun und nimmer capiren kann, warum de Menschen nich kommen und se mit Silber überziehen und mei Statue oben 'nauf setzen lassen?! Na, ich sag' Ihnen, mei Kut'ster, die alte unansehnliche Pumpe da mit dem gußeisernen Schwengel ist das Einzige, was de Menschen in Blechlingen vor plötzlichem Tode bewahrt. Glauben Se dem Lactantius, was er Ihnen sagt!

„Und nu hären Se weiter, mei kuter Herr Watschler. Se wissen doch, daß de Doctoren alle Milch for die kleinen Kinder mit Wasser anthun. Warum thun se das? Weil se nur allzu gut wissen, daß die armen Kleinen ganz verschrumpfen und hinsiechen würden, wenn se Milch zu trinken kriegten, die nicht mit Wasser angemacht wär'! Und nu gar das Wasser aus meinem Brunnen da! Sehen Se doch nur, wie klar und perlend es hervorquillt — der reene Nektar! Nee, Se können's dem Lactantius glauben, Herr Watschler, de Natur is de beste Lehrmeisterin. Warum trinken denn de Kühe soviel Wasser? was veranlaßt se dazu? Instinct, Herr Watschler — Instinct! Die innere Stimme sagt's ihnen, daß, wenn se nich etwas Wasser in ihre Milch pumpten, der Kässtoff se schwindlig machen und zu Falle bringen würde. Was liegt denn nu daran: ob ich das Wasser an de Milch thu' oder ob's de Kuh thut? Kühe sind doch bloß arme unverständige Viecher, die gar oft ä mal zu wenig saufen können. Geh' ich aber dahinter, so brauch' ich meinen gesunden Menschenverstand und thu' eben immer so viel Wasser an die Milch, als wie sich gehört.

„Und nun hären Se weiter, Herr Watschler. Se wissen doch, was Kreide is? Kreide ist eine von der gütigen Natur gelieferte Substanz zur Heilung der Gebrechen des menschlichen Körpers. Nu kenn' ich Leute, die der Ansicht sind, daß es unrecht sei, de Milch mit Kreide zuzustutzen. Aber das is blinder Aberglaube und eitles Vorurtheil. Denn: 'ne Kuh frißt doch keine Kreide, einfach darum weil se se nicht nothwendig hat, — armes ungebildetes Geschöpf! bleibt all sein Lebtag bei Sauerampfer und dergleichen Zeug, das seiner Milch nur säuernde Substanzen zuführt, die dem menschlichen Organismus schädlich sind und zum mindesten Kolik

im Gefolge haben. Nu sehen Se, Herr Watschler! Warum haben mer denn eine Wissenschaft? Die Chemie lehrt doch: Kreide neutralisirt die Säure! Folglich rühre ich Kreide in meine Milch und rette den Organismus meiner Kunden, ohne daß es ihnen einen Sechser kostet! Wirklich, Se können's mer glauben, ich schenke die Kreide geradezu her. Und nu kommen de Menschen und schimpfen uns Milchhändler Räubergesindel und sagen, mer wären Feinde der Menschheit. Ei Herr Jäses, Herr Jäses! nee, wie wenig Dank kriegt man doch in dieser Welt!

„Das muß ich Ihnen aber noch sagen, mei kut'ster Herr Watschler! mein'twegen mögen die Leute reden, was se wollen. Sie sind ä gescheidter Herr und haben mehr Einsicht als de übrige Bewohnerschaft zusammengenommen. Mein Gewissen ist rein. Ich bin mer genau der hohen und heiligen Pflicht bewußt, die ich zu erfüllen hab', und laß' nicht ab von meinem Thun, ob ich gleich darum am Pfahl verbrannt werden sollte. Ei du meine Güte! was liegt mer daran, ob mich die Pumpe da jährlich ä paar Dollar kostet, wenn mer de Gewißheit bleibt, daß se über de ganze Gemeinde ihre Segnungen ergießt? Ei Herr Jäses! was kümmert sich ein Ehrenmann darum, daß Kreide zwei Nickel pro Pfund kostet, wenn's ohne Kreide keine einzige Schleimhaut in ganz Blechlingen gäbe? Nee, Herr Watschler, sehn Se sich die Sache nur ä mal im richt'gen Lichte an, und Se werden zu der Ueberzeugung kommen, daß, ehe noch ein weiteres Jahrhundert in den Schooß der Ewigkeit dahin rollt, eine dankbare Welt das Andenken desjenigen Milchwirthschafters segnen wird, der die erste Pumpe anschaffte und zuerst die Milch mit Kreide verbesserte. Das muß so kommen, wenn's irgend noch

Gerechtigkeit in der Welt giebt. Se können's glauben, mei kut'ster Herr Watschler, was Ihnen der Lactantius Weise sagt."

Hierauf brachte Lactantius seine Pumpe völlig in Stand, rückte das Rohr zurecht, pumpte mehrere nur zur Hälfte mit Milch gefüllte Gefäße bis an den Rand voll Wasser, und trat sodann in das Haus, um die Quartalsrechnung des Herrn Watschler zu quittiren.

Lactantius Weise's Aeußerungen interessirten zwar den Herrn Gerichtsrath in hohem Grade, aber überzeugen konnten ihn die Argumente des scharfsinnigen Mannes nicht. Und darum entschloß sich der Herr Dr. juris Amadeus Watschler, für seinen Familienhaushalt eine eigne Kuh anzuschaffen, um auf solche Weise, unbekümmert um die Lehren des Herrn Professors So-und-so, für sich und Frau und Kind eine reine, unverfälschte Milch zu bekommen. Er wanderte also eines schönen Nachmittags hinaus in die umliegenden Ortschaften und kaufte in Kakschenduhden (einem oberhalb des Flusses anmuthig gelegenen Vorwerk) vom Farmer Anton Holzbock eine kräftige, schwarz und weiß gefleckte Kuh, die ihm als frischmelkig und vortreffliche Milch liefernd von ihrem Besitzer garantirt wurde. Nachdem das neue Inventarstück des Watschler'schen Haushaltes angelangt war, fragte der Herr Gerichtsrath seinen Tagelöhner Stephan Haarwachs, ob er verstünde, eine Kuh zu melken; und Haarwachs, der einer jener Menschen war, die Alles zu wissen und zu können wähnen, sagte natürlich Ja. Die Kuh wurde folgedessen dem pfiffigen Stephan zur Pflege und Wartung anvertraut. Am Tage darauf aber trat Stephan schon in das Arbeitszimmer des Herrn Gerichtsrath und bat, indem er sich verlegen in seinen rothen Haaren kraute, um Erlaubniß, ein paar Worte

sagen zu dürfen. Der Herr Gerichtsrath nickte, und Haarwachs begann:

„Herr Watschler! ich muß Ihnen sagen, der Mann, der Holzbock, hat Sie mit der Kuh 'reinfallen lassen. Das ist ja 's niederträchtigste alte Vieh, das je auf vier Beinen gestanden. Ausgetrocknet, wie 'ne alte Schachtel; hat nicht 'en einzigen Tropfen Milch in sich. Das ist so wahr, wie daß unser Herrgott die Welt geschaffen. Ich hab' mich heut Morgen drei bis vier Stunden mit der Bestie abgequält und auf alle Art versucht, sie zu melken, aber nicht ein Tropfen Milch kommt aus den steinharten Eutern. Da könnt' man gerad' so gut versuchen, 'en Sägebock zu melken. 's is der reine Betrug!"

„Das ist ja aber sehr sonderbar," rief der Herr Gerichtsrath aus.

„Freilich, Herr Watschler, und ein verdammt böses Vieh is die Kuh. Ich hab' so 'was von einer Kuh noch gar nicht gesehen. Während ich an ihr herumarbeite, schlägt sie aus wie 'ne alte Steinschloß-Muskete. Das bleibt in einem Gestoße und Gereiße. Ich möcht' lieber mit 'nem Tiger als mit solch 'ner Kuh zu thun haben."

Daraufhin entschloß sich denn der Herr Gerichtsrath, zur Constatirung des Thatbestandes nach Kakschenduhden hinüberzufahren und Farmer Holzbock zur Rede dieserhalb zu stellen. Herr Holzbock aber, als er Herrn Watschler's Klagen hörte, schüttelte bedächtig den Kopf und meinte, daß dahinter etwas Anderes stecken müsse, erklärte sich bereit, nach Blechlingen zurückzureisen und an Ort und Stelle nachzusehen, wie die Sache sich verhalte. Als sie in den Watschler'schen Kuhstall traten, war Knecht Haarwachs gerade zu Heuermann in den

Schnapsladen hinübergesprungen, um zum Vesperbrot ‚Einen zu heben'. Herr Holzbock trat also an die Kuh heran und melkte diese zu Watschler's Erstaunen ohne die geringste Schwierigkeit, und ohne daß das Thier auch nur ein Glied gerührt hätte. Ja, der Herr Gerichtsrath wollte sogar eine Art befriedigten Lächelns auf dem gutmüthigen Antlitz des hübschen Thieres wahrnehmen. Entrüstet suchte er nun seinen Stephan auf und hub also mit ihm zu sprechen an:

„Stephan! was soll das heißen, daß Er mir gesagt hat, meine Kuh sei ein vertrocknetes Vieh und eine wilde Bestie? Er hat gesagt, Er verstünde eine Kuh zu melken. Farmer Holzbock aber melkt das Thier ohne jede Schwierigkeit, und ohne daß dasselbe sich im Geringsten widerspenstig zeigte."

„Hm, das möcht' ich doch sehen," antwortete Stephan ungläubig.

Auf die Bitte des Herrn Gerichtsrath setzte sich der Farmer nochmals hin und melkte in Stephan's Gegenwart die Kuh wie zuvor.

„Aber meiner Sixten!" rief Stephan Haarwachs aus, als er Holzbock's Art zu melken sah, „so melkt man doch um Alles in der Welt keine Kuh!"

„Gewiß melkt man sie so," entgegnete der Farmer. „Wie denn sonst?"

„Na, na!" sagte hierauf Stephan und kraute sich wieder in seinen rothen Haaren. „So also melken Sie 'ne Kuh!? Jetzt seh' ich wohl, daß ich's nicht ganz richtig angefangen hab'. Sehen Sie, Herr Gerichtsrath! so rechte Erfahrung hab' ich in dem Ding eigentlich nicht gehabt. Ich bin in der Stadt aufgewachsen. Sie dürfen sich darum nicht wundern, daß ich das Melken nicht ganz wie ein gelernter Bauer betrieben hab'. Ich hab' ge-

dacht, man muß eine Kuh, wenn man sie melken will, auf den Rücken legen und ihr die Milch mit einer Zange oder Scheere herauspressen. Mit 'was Eisernem wollt's gar nicht gehen. Da habe ich denn eine Wäschklammer genommen. Jetzt seh' ich freilich, daß das nicht das Richtige war. Aber, Herr Gerichtsrath, das is mal nicht anders. Man lernt eben nie in der Welt aus!"

Herr Farmer Holzbock reiste nun wieder nach seinem Heim Kakschenduhden, und Stephan Haarwachs, des Herrn Gerichtsrath-Tagelöhner, nimmt täglich zu an Kraft des Körpers und der Erkenntniß.

Die Kuh aber war trotzdem nicht so, wie sie hätte sein sollen. Unter Anderm versicherte Haarwachs seinem Dienstherrn, daß das Thier einen ganz colossalen Appetit entfalte; die Kuh sei so wenig „diffischil" in ihrem Futter, wie er noch keine gesehen habe, sie fräße beinah immer 'was und habe in Einem fort Hunger.

Nachdem die Kuh etwa acht Tage lang dem gerichtsräthlichen Haushalte angehört hatte, beschloß Frau Irma Watschler mit dem Einbuttern zu beginnen. Den ganzen Tag über stand der pfiffige Stephan Haarwachs am Butterfaß — und gegen Sonnenuntergang etwa war die erste Butter fertig. Sie wurde aus dem Fasse genommen und gewogen: es war nicht ganz ein halbes Pfund. Da wollte es der Frau Gerichtsräthin doch scheinen, als sei es eben kein Ersparniß, die Butter selber herzustellen; im Kaufladen kostete ein halbes Pfund dreißig Cent; der Tagelohn für Stephan betrug einen Dollar — gar nicht gerechnet, was die Erhaltung der Kuh den Tag über kostete. Dazu kam noch, daß, als man die Butter genießen wollte, der Geschmack derselben schlechter war als je die ranzigste Butter aus dem Kaufladen geschmeckt hatte. Das Ende vom Liede war, daß

man sie dem Stephan gab, damit er seinen Schubkarren mit ihr schmieren solle, und in der Folge von der Selbstfabricirung der Butter Abstand nahm.

Vierzehn Tage später ungefähr fühlte sich die Kuh in ihrem Stalle so unglücklich, daß Herr Watschler sich entschließen mußte, sie in den Hof hinauszulassen. In der ersten Nacht ihrer Freiheit riß sie das Weinstacket mit ihren Hörnern nieder und fraß vier junge Pfirsichbäume und einen Zwergbirnbaum bis auf die Wurzel ab. Am Tage darauf gab man ihr soviel Heu, wie sie fressen wollte, und man schien annehmen zu dürfen, daß ihr Hunger nun gestillt sein müsse. Zwei Stunden später verspeiste sie jedoch sechs Croquet-Kugeln, die im Grase lagen, ein halbes Tischtuch und ein paar Unterhosen, die auf der Wäsch-Leine hingen. Am selben Abend kam der gerichtsräthlichen Familie die Milch entsetzlich dünn vor, was Herr Watschler der Unverdaulichkeit der beiden Wäschestücke zuschreiben zu sollen glaubte.

Während der Nacht mußte das Thier einen Anfall von Somnambulismus bekommen haben, denn sie war über den Zaun hinübergeklettert und wurde auf dem Wäscheplatz in dem Augenblick erwischt, als sie einen von Frau Irma's Reifröcken verzehren wollte. Am Abend des folgenden Tages gab sie gar keine Milch mehr. Herr Watschler meinte, die Motion müsse zu anstrengend für das Thier gewesen sein, auch enthalte wohl ein Reifrock zu wenig Nährstoff. Am Morgen des folgenden Tages fraß sie noch verschiedene kleine ungeheuerliche Dinge, nagte die Schnauze der Gießkanne ab, verschlang, als sie den Kopf zum Küchenfenster hereinstreckte, zwei Teller und einen Rahmnapf, streckte sich dann auf das Erdbeer-Beet aus und schien in Muße über die erschwerten Bedingungen der Kuhfraßeologie

nachzudenken. Herrn Watschler's ältester Sprößling hatte das Unglück, sie in diesen Betrachtungen dadurch zu stören, daß er in den Hof kam, um seinen Ball zu holen, worauf sie ihre Hörner in des armen Jungen Hosen schob und ihn über den Zaun schleuderte. Dann trabte sie nach dem Stalle und verschlang einen Wurf junger Hunde und drei Fuß Zugkette.

Der Herr Gerichtsrath sah ein, daß ihr früherer Besitzer ihm nur zu sehr die Wahrheit gesagt habe, daß das Thier einen vortrefflichen Appetit habe. Sie hatte wirklich Hunger genug für eine ganze Heerde Rindvieh.

An diesem Tage ging der Herr Gerichtsrath zum Metzger und bot ihm die Kuh zum Kauf an. Als er mit diesem zurückkehrte, hatte sie gerade einen Schraubenschlüssel und einen Schraubenzieher verschluckt und war eben im Begriff, ein Zaunstacket abzufressen. Der Metzger meinte, die Kuh sei von vortrefflicher Race, aber sie sei zu mager; wenn der Herr Gerichtsrath sie füttern und mästen wollte, so würde er sie gern kaufen. Herr Watschler meinte, er wolle sich die Sache überlegen. Am selbigen Abend gab er ihr Futter genug für vier Kühe, und sie verzehrte dasselbe, als hätte sie einen ganzen Monat lang nur halbe Portionen bekommen. Nachdem sie diese Riesenmasse Futter vertilgt hatte, packte sie Stephan's Strohhut, schlang denselben hinunter, stürmte dann in den Garten hinaus, fraß den Süßkleestock ab und biß ein großes Stück aus einem Gummischlauch heraus. Stephan Haarwachs räsonnirte wie ein Rohrspatz und meinte, wenn das Beest sein Eigenthum wäre, so würde er es ohne Bedenken niederschlagen.

In der folgenden Nacht hatte die Kuh einen weiteren Anfall von Somnambulismus, und als Herr Watschler sie am andern Morgen suchte, fand er sie endlich, von

Krämpfen gefoltert, zwischen den abgefressenen Rosenstöcken liegen. Sie hatte aber noch Kraft genug, um den „Hochwächter für Intelligenz und Handel" zu packen, dessen jüngste Nummer mit dem gegen Stankewitz gerichteten Artikel des Herrn Giftmichel der Gerichtsrath in der Hand hielt. Sobald sie aber diese verschluckt hatte, zuckte sie noch ein paarmal heftig zusammen, drehte sich um — und war todt.

Die Fortschaffung des Cadavers kostete dem Herrn Gerichtsrath drei Dollar. Seit jener Zeit aber kauft Frau Irma Watschler, wie früher, aus dem Kaufladen die Butter und Milch, die sie in ihrer Häuslichkeit braucht, und hat allen und jeden Viehzüchterei-Gedanken an den Nagel gehängt.

Zehntes Capitel,

welches mannigfache interessante Streiflichter auf Blechlingen's Rechts- und Verwaltungsleben wirft.

Von dem im Dienste der Stadt Blechlingen stehenden Beamten sind manche auf ihre Art recht interessant, — ein Umstand, der keinerlei Verwunderung erregen wird, sobald der Leser darein eingeweiht ist, daß der gesammte städtische Verwaltungsdienst in Blechlingen auf dem Grundsatze beruht, jedwedes Amt mit demjenigen Manne zu besetzen, der die geringste Befähigung dazu besitzt. Die unausbleibliche Folge dieser hochweisen Maxime ist, daß alle Geschäfte unserer überaus kleinen Verwaltung in wahrhaft erstaunlicher Weise verkehrt erledigt werden, daß es überall, oben und unten, vorn und hinten lahmt

und hinkt, und daß Jeder, der nicht gerade ein sehr dickes Brett vor'm Kopfe hat, ein Ende voraussieht, welches im günstigsten Falle entweder chaotisch oder revolutionär sein muß.

Ein nicht unwichtiger Repräsentant der städtischen öffentlichen Behörden von Blechlingen ist Herr Gallus Schreihals, der einzige und alleinige Wächter und Hüter des Städtchens und seiner Bewohner bei nächtlicher Weile. Mit seinen Nachtwächter-Pflichten geht die Obliegenheit des Anzündens und Instandhaltens der Straßen-Laternen in und um Blechlingen Hand in Hand. Das ist nun eben keine Thätigkeit, welche eine hohe geistige Befähigung erforderte; während eines großen Theils des Sommerhalbjahres indessen schien der Verstand des Herrn Schreihals den Anforderungen seines Amtes nicht völlig gewachsen zu sein. Man machte nämlich allgemein die Bemerkung, daß jeden Abend, wo der Mond sein mildes Silberlicht über Blechlingen und seine Fluren ergoß, Herr Gallus die sämmtlichen öffentlichen Beleuchtungs-Instrumente der Stadt von frühester Abendstunde bis in den hellen Morgen hinein brennen ließ; während andererseits an jenen Abenden, wo kein Mondschein war, nicht eine einzige Laterne ihr Licht verbreitete und rabenschwarze Finsterniß allüberall im Städtchen herrschte. Eine Weile lang sahen die Einwohner dem sonderbaren Unterfangen ihres nächtlichen Hüters geduldig zu; als die Dinge aber immer und immer beim Alten verblieben, da drangen Beschwerden und Klagen zum Ohre des hochweisen Herrn Bürgermeisters und wurden lauter und drohender, so daß sich dieser endlich bemüßigt fand, seinen nicht weniger weisen Adlatus zu Herrn Gallus Schreihals zu senden, mit dem Auftrage, den Mann über seine Verfahrungsweise in Verhör zu nehmen.

„Herr Schreihals!“ nahm Adlatus Pfizenmaier das Wort, „es werden allgemeine Klagen laut darüber, daß Sie unsere sämmtlichen Laternen bei mondhellen Nächten anzünden, während bei pechschwarzer Finsterniß nicht eine einzige brennt. Es wäre doch zu wünschen, daß Sie den Pflichten Ihres Amtes mit größerem Eifer gerecht würden.“

„Ja, sehr geehrter Herr Pfizenmaier,“ versetzte hierauf mit unterthänigem Bückling der nächtliche Beschützer Blechlingen's, „mir ist die Sache selber schon nicht recht geheuer vorgekommen; aber ich kann's nicht abstellen. Meine Instruction lautet, daß ich mich nach dem Kalender zu richten habe — und das thu' ich.“

„Und stand im Kalender, daß gestern Abend kein Mondschein sein würde?“

„Ja, das stand d'rin.“

„Hm, aber wir hatten doch Mondschein, und noch dazu Vollmond!“

„Das weiß ich wohl, Herr Pfizenmaier,“ antwortete Schreihals, „und ich muß sagen: die Sache frappirt mich. Wie zum Teufel kann der Mond scheinen, wenn im Kalender steht, daß er nicht scheint? — ich kann das nicht fassen. Am Ende ist gar 'was los mit dem Monde? Vielleicht ist er aus seiner Laufbahn gerückt?“

„Hm! das scheint mir nicht sehr wahrscheinlich!“

„Nun, irgend etwas muß dadroben geändert worden sein,“ beharrte Schreihals, „und ich muß doch eine bestimmte Richtschnur haben. Ich geh' nach dem, was im Kalender steht. Will der Mond 'mal Strike gegen die Kalenderregeln machen, so ist das seine Sache. Wenn im Kalender ‚finster‘ steht, so hab' ich nach meiner Instruction die Laternen alle anzuzünden — ob dann Millionen von Monden am Himmelszelt wandeln und Blech-

lingen beleuchten, geht mich nichts an. Ich richt' mich nach meiner Dienst-Instruction."

„Woraus schließen Sie, daß der Kalender nicht im Irrthum ist?"

„Weil ich weiß, daß das nicht der Fall sein kann. Er war ja bisher immer richtig."

„Hm! zeigen Sie 'mal Ihren Kalender! Sie haben sich vielleicht im Monat versehen?" fragte Herr Pfizenmaier, indem er bedeutungsvoll den Finger an die Nase legte.

„Da ist mein Kalender!" antwortete Schreihals und langte ein altes, auf Pappe gezogenes Papier aus der Schublade seiner Commode.. „Sehen Sie? da ist der zwanzigste, und da steht Vollmond. Nicht wahr? Und heute haben wir erst den neunten und am Himmel doch schon Vollmond. Wie geht das zu?"

„Hm! hm! Sie scheinen wirklich — Aber, Herr Schreihals! was — was — lassen Sie doch sehen! — Wissen Sie denn wirklich nicht, für welches Jahr dieser Kalender da gültig ist?"

„Na, für 1876 natürlich!"

„Nein, Herr Schreihals! das ist ein Kalender für '66. Der ist ja zehn Jahre alt!"

„Ach, so reden Sie doch nicht! '66! Na, das wäre mir 'was! — Aber, wahrhaftigen Gott! Sie haben Recht, verehrter Herr Pfizenmaier. Mich trifft der Schlag! 1866! Heiliger Strohsack! Jetzt hab' ich den falschen Kalender aus dem Kasten genommen und mich schon drei Monde lang darauf verlassen. Kein Wunder, daß die Laternen in ganz Blechlingen verdreht gebrannt haben! Das geht wirklich über das Bohnenlied!"

Und unwillig riß der Wächter der Nacht den schuldigen Kalender mitten entzwei. Am selben Tage noch

hing ein neuer, für 1876 gültiger an seiner Stelle, und Blechlingen's Bewohner haben seitdem mehr Ursache zur Zufriedenheit mit ihrem wohlbestallten Laternen-Anzünder Gallus Schreihals.

Als Nachtwächter aber steht Herr Schreihals in unübertroffenem Glanze da. Vorzüglich in den ersten Wochen seines Dienstes war es ihm darum zu thun, sich bei Herrn Notar Dr. Klauber, welcher, seit wir seine Bekanntschaft zu machen das Vergnügen hatten, zum Bürgermeister von Blechlingen erwählt worden und folgedessen das Haupt der städtischen Behörden war, in gutes Licht zu setzen. In der ersten Nacht, in welcher Schreihals seine Function antrat, wurde Dr. Klauber um etwa halb ein Uhr Nachts durch heftiges Läuten an seiner Thürglocke aus dem Schlummer geweckt. Er sah, die Schlafmütze auf dem Kopfe, zum Fenster hinaus und erkannte beim trüben Licht der Laterne den nächtlichen Behüter der Stadt. Dieser meldete mit vernehmlicher Stimme:

„Alles in Ordnung. Nirgends eingebrochen worden. Habe meine Augen auf Allem. Sie können ruhig schlafen!“

Herr Dr. Klauber war der Meinung, daß er einen pflichttreuern Wächter nie zuvor gesehen habe, und legte sich mit einem lebhaften Gefühl von Befriedigung wieder zu Bette. In der folgenden Nacht, kurz nach zwölf Uhr, ertönte wieder ein mächtiges Läuten an der bürgermeisterlichen Glocke; und als Herr Dr. Klauber das Fenster geöffnet hatte und seine weiße Nachtmütze aus dem dunklen Rahmen der Fensterbrüstung herniederleuchtete, rief Schreihals hinauf:

„Ich wollte Ihnen nur melden, daß *kein* Fensterladen bei Ihnen aufgelassen worden ist und keine Feuers-

gefahr in der Stadt droht. So lange ich da bin, können Sie ruhig schlafen!"

„Luischen!" meinte der Herr Notar zu seiner erschreckt emporgefahrenen bessern Hälfte, während er sein nächtliches Lager wieder aufsuchte, „dieser Schreihals ist ein famoser Nachtwächter, nur — scheint mir — ein klein wenig zu sehr Schwärmer!"

Ein paar Nächte später, als die Glocke um halb zwei Uhr des Nachts heftig gezogen wurde, fühlte der Bürgermeister lebhaften Verdruß und nahm sich vor, nicht aus dem Bett aufzustehen. Aber Schreihals war nicht der Mann, sich so abspeisen zu lassen; er läutete noch ein paarmal, polterte an die Hausthür, rannte mit den Füßen gegen dieselbe, und ruhte nicht eher, als bis der Bürgermeister das Fenster aufriß und hinunterrief:

„Was giebt's schon wieder?"

Und unseres Schreihals' tiefe Stimme schallte herauf zu ihm:

„Der Herr Bürgermeister kennen doch die alte Frau Weise hier in der Straße oben? Na, ich hab' den Lactantius eben 'rausgeläutet, und er hat mir gesagt, mit ihrem Rheumatismus ginge 's noch immer nicht besser. Ich hab' gedacht, es wär' am Ende von Interesse für Sie, das zu erfahren. Deßhalb bin ich her'kommen. Im Uebrigen können Sie ruhig schlafen!"

Als der Herr Bürgermeister hierauf mit Heftigkeit das Fenster schloß, war es ihm, als müsse er Jedem, der ihm in die Nähe kam, eine derbe Tracht Prügel verabfolgen. In der folgenden Nacht jedoch donnerte der treue Wächter so mächtig mit seinen eisenbeschlagenen Stiefeln gegen die Hausthür, daß Herr Dr. Klauber mit einem Satze aus dem Bette sprang und zum Fenster hinabbrüllte:

„Um Gottes Christi willen! hör' Er doch auf, jede Nacht einen so fürchterlichen Lärm zu machen! Was will Er denn eigentlich?"

„Na, ich wollt' Ihnen bloß melden kommen, daß des Baldamus Bohnenstengel Hündin zwei Junge geworfen hat und daß ich Ihnen einen davon besorgen kann, wenn Sie einen haben wollen. Ich meinte, als Vater der Stadt möchte Sie 's interessiren. Das ist doch nichts Ungehöriges von mir — was? Ich dachte, Sie würden dann um so ruhiger schlafen!"

Herr Dr. Klauber stieß eine derbe Verwünschung gegen Bohnenstengel und seine Hunde aus, schlug das Fenster zu und suchte die gestörte Ruhe wieder zu gewinnen. Dies ward ihm aber sehr schwer, und den ganzen Rest der Nacht träumte er von nichts Anderem als von Hunden.

In der nächstfolgenden Nacht, als Schreihals wieder mit Läuten und Donnern und Poltern den Bürgermeister aus dem Schlafe zu trommeln versuchte, war dieser entschieden gewillt, keine Antwort zu geben, — so daß zuletzt Schreihals, als ihm der Geduldfaden gerissen war, fünf Schüsse mit seinem Revolver unter Klauber's Fenster losknallte. Das wurde diesem hochweisen Herrn denn doch zu arg, und in wilder Wuth stürzte er zum Fenster hin.

„Er verruchter Narr — Er!" schrie er; „wenn Er nicht aufhört, solchen Spectakel in der Nacht zu machen, lass' ich Ihn unter Curatel stellen. Er kommt vom Amt!"

„Na, na! schon gut!" erwiderte der Wächter. „Ich hatte Ihnen 'was Wichtiges zu melden. Aber wenn Sie 's nicht hören wollen, dann auch gut. Kann's auch für mich behalten."

„Nun, und was wäre das? Heraus damit!“

„Das Känguruh in der Menagerie in der Stadt unten kann eins seiner Hinterbeine nicht rühren. Ich dachte, das sei am Ende nicht ohne Gefahr für unser nächstes Scheibenschießen — was meinen der Herr Bürgermeister?“

Und während dieser in einem Zustande der höchsten Wuth sich zurückzog, schlenderte Wächter Schreihals die Straße hinauf, um diese interessante Neuigkeit auch den übrigen schlafenden Einwohnern zu verkünden. Die Nacht darauf brach eine Diebsbande in das bürgermeisterliche Wohngebäude ein und plünderte dasselbe vom Giebel bis zum Keller aus. Gegen Morgen hörte der Herr Bürgermeister sie herumwirthschaften; und nachdem er sich hastig in die Kleider geworfen und seinen Revolver ergriffen hatte, stürzte er die Treppe hinab. Die Einbrecher hatten ihn kommen hören und waren entflohen. Hierauf ließ der Herr Bürgermeister seine Schnarre ertönen und rief so die Nachbarn herbei. Als sie um ihn herum versammelt standen, ließ der erzürnte Klauber einige heftige Bemerkungen über die vollständige Nutzlosigkeit der Nachtwächter fallen, worauf Herr Florian Kandelsieder das Wort ergriff und also sprach:

„Ich hab' den Schreihals, den Galgenstrick, vor kaum einer Stunde hier oben bei Pfeifer's gesehen; er hat den Fidel Pfeifer aus dem Schlafe getrommelt, bloß um ihm zu sagen, daß Käse die beste Lockspeise für Krammetsvögel sei.“

Daraufhin erhielt Herr Gallus Schreihals einen Verweis, wurde aber dennoch beim — wie man sich in Blechlingen scherzhaft ausdrückte — „Corps“ der städtischen Verwaltungsorgane belassen.

* * *

Der Polizeimeister von Blechlingen besitzt entschieden eine höhere Intelligenz, als sein Collega Nachtwächter, — wenngleich der Name, den er führt, nicht eben hierauf schließen läßt. Vollkommen ist Polizeimeister Pythagoras Schafskopf jedoch ebenfalls nicht. Unter verschiedenen Eigenthümlichkeiten weniger schädlicher Natur entwickelt er ein ganz sonderbares Talent zu Verwechselungen aller Art, von Sachen sowohl als von Personen.

In das dicht bei Blechlingen unterhalb des Flusses gelegene Städtchen Eberfurt wurde von einer der dortigen religiösen Gemeinden ein Geistlicher Namens Joseph Klein berufen. Ein unglücklicher Zufall nun wollte es, daß in dem nämlichen Städtchen, und nur wenige Häuser entfernt von Seiner Ehrwürden, ein Preiskämpfer wohnte, der den gleichen Namen Joseph Klein führte. Vor einigen Wochen nun verbreitete sich das Gerücht, daß der Preiskämpfer Joseph Klein mit einem bekannten Faustkämpfer in der nahen Großstadt sich in's Wettringen einlassen wollte. Herr Polizeimeister Schafskopf erachtete es für seine Pflicht, besagten Joseph Klein vor diesem Verstoß gegen die gesetzlichen Vorschriften zu warnen, und entschloß sich demzufolge, nach Eberfurt zu gehen und dem Herrn Joseph Klein einen Besuch abzustatten. Sein Unstern wollte es, daß der Mann, an den er sich wegen des Preiskämpfers Wohnung wandte, ein wenig schwerhörig war, den „Preiskämpfer" überhörte und nur den Namen „Klein" verstand; — da der Mann nun häufiger mit Seiner Ehrwürden dem Pfarrer, als mit dem Preiskämpfer zu thun hatte, wies er den Herrn Polizeimeister in des Ersteren Wohnung. Als Seine Ehrwürden in das Empfangszimmer trat, um den angemeldeten Besuch zu begrüßen, rief ihm dieser in familiärer Weise entgegen:

„Grüß Gott, Sepperl! wie geht's Euch?"

Seine Ehrwürden war über diese Ansprache sichtlich verwundert, antwortete aber höflich:

„Guten Morgen. Der Herr sei mit Ihnen!"

„Sepperl!" fuhr Herr Polizeimeister Schafskopf in seinem gemüthlichen Tone fort, indem er sich auf einen Sessel warf, sein Bein nachlässig über die Armlehne des vor ihm stehenden Fauteuils warf und nach dem Ofen spuckte, „ich bin nämlich hierher gekommen, um Euch wegen der Prügelei, die Ihr mit dem Schlagetodt, dem Alois Kurz, haben sollt, ein paar Worte zu sagen. Merkt Euch, Sepperl! in meinem Polizei-District darf die Prügelei nicht stattfinden! Ihr wißt mehr als zur Genüge, daß das Gesetz dergleichen verbietet, — und ich, Pythagoras Schafskopf, bin der Wahrer des Gesetzes!"

„Prügelei, — Prügelei, mein Herr! Was um Alles in der Welt wollen Sie denn damit sagen?" fragte Seine Ehrwürden verwundert. „Ich verstehe kein Sterbenswort von dem, was Sie da sprechen."

„Na, macht keine Flausen, Sepp!" beharrte der Polizeimeister, während er ein Stück Kautabak abbiß und mit sehr klugen Blicken dreinschaute. „Dergleichen zieht nicht bei mir. Ich bin ein heller Geist, Sepp — sowahr ich Schafskopf heiße! Ich weiß sehr wohl, daß Ihr tausend Dollar auf den Tanz gesetzt habt, Sepp, und daß der Lüders, die ‚deutsche Rheinlands-Eiche', zum Preisrichter ernannt worden ist. Ich weiß, daß der Tanz auf der Pfaffen-Insel stattfinden soll, aber merkt's Euch, der Schafskopf leidet dergleichen nicht! Ich steck' euch Alle mit einander so sicher ein, wie zweimal zwei vier ist. Das merkt Euch, Sepp!"

„Wirklich, mein Herr," sagte jetzt Herr Pfarrer Joseph Klein, „hier muß eine Verwechslung —"

„Nichts da von Verwechslung, Sepp! Euer Name ist doch Joseph Klein — he?“ fragte der Polizeimeister.

„Ja, so heiße ich,“ versetzte der Pfarrer.

„Also! hab' ich's doch gewußt! — Ich irr' mich ja sonst nicht,“ rief Pythagoras, indem er noch kräftiger nach dem Ofen spuckte. „Ihr seht, ich weiß den ganzen Rummel. Die Prügelei darf also nicht stattfinden; und Ihr könnt 's mir Dank wissen, daß ich Euch einen Strich durch die Rechnung mache, denn der Alois Kurz würde Euch die Geschichte doch tüchtig eintränken. Ich weiß, der Alois hat derbere Knochen als Ihr. 's würde Euch also außerdem, daß ihr wahrscheinlich windelweich gedroschen würdet, Euer gutes Geld noch obendrein kosten. Also folgt mir, Sepp! und laßt die Geschichte sein! 's wird Euch reuen, wenn Ihr nicht gehorcht.“

„Ich verstehe wirklich nicht, mein Herr, was Sie mit all' den vielen Worten sagen wollen,“ entgegnete Herr Pfarrer Klein. „Ihre Manier sich auszudrücken ist mir höchst unangenehm. Und wenn Sie irgend etwas von mir ernstlich wollen, so wäre es mir angenehm, Sie sagten es sogleich.“

„Sepperl!“ erwiderte der Polizeimeister, indem er den Pfarrer mit wohlwollendem Lächeln anblickte, „Sepperl! Ihr spielt Eure Rolle ziemlich gut. Man könnte wirklich meinen, Ihr seiet unschuldig wie ein Lamm. Aber damit kommt Ihr nicht durch bei mir, Sepp — gewiß nicht! Ich habe meine Pflicht zu thun und ich thue sie. Darauf könnt Ihr Euch verlassen. Ich geb' Euch mein Wort, daß ich Euch, wenn Ihr die Geschichte mit dem Kurz nicht aufgebt, arretiren und — so sicher als Ihr sterben müßt, — drei Jahr in's Zuchthaus sperren lasse. Das ist mein völliger Ernst!“

„Aber was wollen Sie eigentlich von mir?“ fragte

Seine Ehrwürden, deren Langmuth nun zu Ende ging, mit heftigerer Stimme.

„Na, na! Sepp! spielt nur nicht gar so sehr den Unschuldigen! Vor mir braucht Ihr Euch nicht so aufzuspielen!“ rief der Polizeimeister. „Sonst lass' ich Euch noch heute Mittag unter Aufsicht stellen! Laßt 'mal hören: wie lange habt Ihr das letzte Mal gesessen? Zwei Jahr, nicht wahr? Nun, Sepp! macht die Geschichte mit dem Kurz, und drei Jahr sind Euch sicher!“

„Sie müssen wirklich nicht recht bei Sinnen sein, mein Herr!“ rief der Herr Pfarrer aus.

„Ich kann nicht recht begreifen, warum Ihr eigentlich dies Gewerbe fortsetzen wollt?“ fragte Schafskopf wieder. „Ihr wohnt hier in einem schmucken Häuschen, wo Ihr in Ruh' und Frieden leben könnt. Aber nein — da müßt Ihr Euch mit allerhand solchem gemeinen Pack einlassen, müßt Euch bis an die Hüften entkleiden, Euch die Nase blutig schlagen, auf dem Kopfe herumhämmern und das Leder versohlen lassen — und dies Alles wozu und wofür? Was kann's Euch nützen, wenn Ihr auch als Sieger aus dem Kampfe geht? Warum wollt Ihr nicht versuchen, anständig und ehrlich zu bleiben, und das Preiskämpfen an den Nagel hängen?“

„Das ist wirklich eine Unterhaltung, wie ich sie noch nie bisher geführt habe,“ hub Herr Pfarrer Klein an. „Sie halten mich, wie es scheint, für einen —“

„Ich halt' Euch für den, der Ihr seid, für Joseph Klein. Und wenn Ihr bei Eurer Verstellung beharrt, so lass' ich Euch gleich jetzt einsperren,“ rief der Polizeimeister mit Nachdruck. „Sagt mir auf der Stelle, wer die Wett-Einsätze hält und wer Euch einpaukt — ich werde dann der ganzen Geschichte Einhalt thun.“

„Sie scheinen der Meinung zu sein, mein Herr, daß

ich ein Faustkämpfer bin," sagte Herr Klein mit Würde. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich Pfarrer der hiesigen Kirch-Gemeinde zum heiligen Grabe bin."

„Sepp!" sagte kopfschüttelnd der Polizeimeister. „'s ist doch zu arg, daß Sie so lügen — ich —"

„Aber was wollen Sie, mein Herr? Ich bin der Pfarrer Joseph Klein — Prediger an der Kirche zum heiligen Grabe in Eberfurt! Da sehen Sie, hier ist ein an mich adressirter Brief."

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie wirklich und wahrhaftig Pfarrer sind und Joseph Klein heißen?" rief mit bestürztem Blicke Herr Pythagoras Schafskopf.

„Gewiß bin ich das, und heiße auch so. Kommen Sie in mein Studirzimmer hinauf — ich kann Ihnen dort alle meine Predigten zeigen!"

„Aber! aber! das geht wirklich über den Thurmbau zu Babel!" rief der Polizeimeister. „Das ist colossal! Und ich hab' Sie für den Sepperl, den Preiskämpfer Klein gehalten, der auch hier in Eberfurt wohnt. Ich weiß gar nicht, wie ich dazu — Ein Prediger! Nein, was für ein Esel bin ich doch da wieder gewesen! Ich weiß nicht, Ehrwürden, was ich zu meiner Entschuldigung vorbringen soll. Wenn's Ihnen zur Genugthuung gereicht, mich die Treppe hinunter zu feuern, so thun Sie's getrost! ich will stillhalten, wie ein Engel!"

Hierauf empfahl sich der Herr Polizeimeister Schafskopf, und Herr Pfarrer Joseph Klein ging wieder nach seinem Studirzimmer hinauf, um seine Predigt für den nächsten Sonntag zu beendigen. Pythagoras Schafskopf sprach wohl davon, daß er seine Entlassung einreichen wolle, ist aber noch nach wie vor auf seinem Posten.

* * *

Herr Steinborn, unser Accisor und Steuer-Einnehmer, sitzt auch in seinem Amte so fest wie — mit Respect zu sagen — eine Laus in den Kleidern. Diese sonderbare Persönlichkeit ist wohl der trefflichste Beleg für den Schlendrian einerseits und die verkehrten Zustände andererseits, an denen unsere städtische Verwaltung krankt. Die hervortretendste Charakter-Eigenschaft des Herrn Steinborn ist Berufsnarrheit. Er lebt nämlich in der Meinung, daß, wenn Jemand im Orte etwas Neues bekommt oder baut oder gründet, ja etwas nur neu herrichtet oder erweitert, dies sofort der Steuer-Einschätzung zu unterziehen ist. Herr Steinborn ist in der Regel der Erste, der den betreffenden Besitzer zu der neuen Acquisition beglückwünscht und dann den neuen Steuerzettel überreicht. Im letztverflossenen Frühjahr war ich beispielsweise genöthigt, meinen Schornstein um fünfzehn Fuß höher zu bauen. Kaum war die Haube wieder aufgesetzt, als der Herr Accisor Steinborn um die Straßenecke gehüpft kam, den neuen Schornstein unter der Rubrik „verbessertes liegendes Besitzthum" mit acht Dollars besteuerte und zwei Procent davon stehenden Fußes eincassirte. Als ich ein paar Tage nachher an meinem Gartenzaun lehnte, trat Steinborn wieder zu mir heran und meinte:

„Ein herrlicher Köter, den Sie da haben!"

„Ja; es ist ein Vorstehhund."

„Was Sie sagen! Vorstehhund! — Hm! die Steuer auf Vorstehhunde beträgt zwei Dollars. Ich will's gleich eincassiren, ehe mir 's wieder aus dem Sinne kommt."

Ich kam meiner Verpflichtung nach, und am nächsten Tage stellte sich Herr Steinborn wieder bei mir ein.

„Der kleine Paul Schulze hat mir in Mücke's

Specereiladen unten gesagt, Ihr Dachs hätte Junge gekriegt."

„Ja — das stimmt."

„Ein großer Wurf?"

„Vier Stück — hübsche Thiere."

„Was Sie sagen! Wünsch' Ihnen Glück! Vier Stück auf einmal! Hm! Wissen Sie: Steuer auf vier Dachshunde macht (viermal zwei Dollar) acht Dollar, — ja, acht Dollar, wenn ich bitten darf. Und wo möglich ein bischen schnell, denn drüben bei Ratzelberger's hat die Hauskatze Junge gekriegt, ich möchte den Ratzelberger gern abfassen, ehe er ausgeht. Uebrigens — sagen Sie mir doch: seit wann haben Sie denn den Wetterhahn da oben auf dem Stallgebäude?"

„Seit gestern."

„Was Sie nicht sagen! Na, wissen Sie: viermal zwei macht acht — und vier Dollar — für den neuen Wetterhahn, wissen Sie — macht zwölf Dollar. Zwölf Dollar wäre also der richtige Betrag."

„Was fällt Ihnen ein! Vier Dollar für einen Wetterhahn Steuer? Da reiß' ich ihn ja zehnmal lieber wieder herunter. So etwas hab' ich ja in meinem Leben noch nicht gehört!"

„Nicht? Na, sehen Sie, ein Wetterhahn gehört unter die Rubrik ‚wissenschaftliche Apparate.' Das Ding ist dort hinaufgesetzt, um anzuzeigen, aus welcher Himmelsgegend der Wind weht, nicht wahr? Nun, das ist doch eine wissenschaftliche Auskunft — und wissenschaftliche Apparate sind steuerpflichtig. Also kostet Ihr Wetterhahn jährlich vier Dollar Steuer."

„Hören Sie, Herr Steinborn! etwas Verrückteres hat mir noch kein Mensch gesagt. Mit demselben Rechte könnten sie auch Bohnenstengel's Zwillinge —"

„Bohnen— Sie wollen doch nicht sagen, daß Bohnenstengel — Baldamus Bohnenstengel, Zwillinge gekriegt hat? Ei! natürlich werden die besteuert. Wir haben ja doch in Blechlingen seit Kurzem eine Personalsteuer. Drei Dollar kostet jedes Kind. Ei, da muß ich gleich zu ihm. Danke bestens, daß Sie mich davon in Kenntniß gesetzt haben!"

Ich bezahlte ihn, und er verließ mich, nachdem er sich die steuerpflichtigen Zwillinge des Herrn Baldamus Bohnenstengel in seinem Notizbuche vermerkt hatte. Ein paar Tage später sprach Herr Accisor Steinborn wieder bei mir vor und sagte:

„Ich hab' da einen Fall, der mir ganz riesiges Kopfzerbrechen verursacht. Sie kennen doch den Pfalzburger, der den Tabaksladen hier an der Ecke hat? Na, sehen Sie, der hat sich diese Woche einen neuen hölzernen Indianer gekauft und vor seinem Laden ausgestellt! Ich bin nun stark Willens, den Kerl zu besteuern, aber ich weiß nicht, unter welcher Rubrik. Könnte man ihn unter ‚Statuen' rangiren? Mir will das nicht ganz passend scheinen. Ich hätt' ihn unter ‚Götzen' gestellt; die Strohköpfe aber, welche unsere Gesetze gemacht, haben keinen Paragraph über ‚Götzen'-Besteuerung geschaffen. Nun denken Sie sich einmal den Unfug! Angenommen, das Heidenthum würde sich weit und breit im ganzen Lande mausig machen, und bei unseren heutigen Religionszuständen kann man ja gar nicht wissen, ob nicht über kurz oder lang das Heidenthum wieder in die Mode kommt — nicht einen Cent könnten wir Steuer auf Götzenbilder erheben! 's ist geradezu schrecklich! Ich glaube, das Bund hölzerner Cigarren in seiner Hand ließe sich wohl als ‚Tabak' in Steuer nehmen; aber dann bleibt der ganze übrige Theil der Figur

steuerfrei, und das will ich nicht haben. Kopf- und mahlsteuerpflichtig ist er auch nicht, weil er nicht mitstimmen kann. Was meinen Sie, wenn ich ihn als ‚Einwanderer' einschätzte? Hm! das ist am Ende kein übler Einfall. Das muß gehen, gewiß! das muß gehen! Dieser Indianer ist anderswo angefertigt worden, als hierorts; von dieser andern Stadt ist er also hierher gekommen, folglich ist er eingewandert. Hab' ich da nicht Recht? Was meinen Sie, Herr Nachbar?"

Ich rieth ihm, diesen Einfall festzuhalten; und die Folge davon war, daß am folgenden Morgen Steinborn und Pfalzburger auf dem Trottoir vor des Letztern Hause angesichts des Holz-Indianers eine tüchtige Schlägerei hatten, weil der Herr Steuer-Commissär den hölzernen Indianer-‚Immigranten' wegen Steuerverweigerung mit Beschlag belegen wollte. Herr Steinborn ist dabei so übel zugerichtet worden, daß er nach Hause transportirt werden und das Bett hüten mußte. In kurzer Zeit jedoch wird der Herr Accisor mit neuen klugen Gedanken in Blechlingen herumwandern und dem Besteuerungswesen seiner Vaterstadt die edelsten seiner Kräfte widmen. Ob Steinborn's ohnehin nicht große Beliebtheit hierdurch gewinnen wird, scheint mir mehr als zweifelhaft. In gewissem Grade aber verdiente dies Besteuerungs-Genie doch wohl eine mildere Beurtheilung Seitens seiner Mitbürger, ja es ist sehr die Frage, ob dessen edler Eifer nicht auch anderwärts zur Nachahmung empfohlen werden dürfte. Eine Steuer auf Möpse, Klavierwuth, Pince-nez's, Kleider-Schleppen und andere Nothwendigkeiten ähnlicher Art würde in jeder Stadt die Behaglichkeit der Bewohner sicherlich nicht vermindern.

Elftes Capitel,

in welchem über Beerdigung und Eheschließung der Betrachtungen gar viele niedergelegt sind.

Frau Magdalena Bitterwasser hat vier Ehegatten zur ewigen Ruhe gebracht; ihre Erfahrungen aber im ehelichen Leben waren bei allen vieren so befriedigender Natur, daß sie jüngst dem fünften, Herrn Leonhard Bitterwasser, ihre wittfräuliche Hand zum Bunde für's Leben reichte. Der Name ihres vierten Mannes war Meisel, der ihres dritten Mannes Miller, während der erste Müller, und der zweite, sonderbar genug, Möller geheißen hatte.

Wenige Tage nach ihrer Rückkehr von der letzten Hochzeitsreise besuchte sie der Todtengräber von Blechlingen, Herr Zuckerle (dessen jüngster männlicher Nachkomme Phanes Ehrenfried, wie der gütige Leser sich erinnern wird, dem ‚Amyntor' des Herrn Baldamus Bohnenstengel zum Opfer gefallen war), in der vorgeblichen Absicht, einen in der Kostenberechnung für ihres vierten Ehemannes Beerdigung ihm unterlaufenen Irrthum zu berichtigen.

Als Frau Magdalena Bitterwasser in das Zimmer trat, begrüßte sie Herr Zuckerle mit Wärme und sprach mit hüstelnder Stimme die folgenden Worte:

„Ah! meine sehr werthe Frau Mül— Meis— Bitterwasser, wollt' ich sagen — ich hoffe, Sie sind munter und gut auf dem Posten. Hatten Sie eine vergnügte Reise — hm? Wir haben hübsches Wetter hier gehabt, so lange Sie fort waren; ein bischen zurück sind wir wohl gegen das Vorjahr, aber 's steht doch Alles

ziemlich gut und giebt Hoffnung zu einer recht guten Ernte. Auf dem Friedhof sieht 's jetzt prächtig aus. War heute draußen, um ein paar Gräber zuzurichten. Gras wächst herrlich auf Ihrer Parcelle, und denken Sie! auf Ihres seligen Müller Grabe wächst ein Brombeerstrauch! Er muß in seinem Leben wohl Brombeeren gern gegessen haben — nicht wahr? Da liegen sie alle Viere, Frau Bitterwasser, der Müller, der Möller, der Miller und der Meisel, still und friedlich beieinander gebettet. 's muß Ihnen manchmal recht sonderbar um's Herz sein, Frau Meis— Bitterwasser, wollt' ich sagen. Na, wissen Sie, gegen den Tod ist nun 'mal kein Kraut gewachsen, und —

‚Hin ist hin
Und todt ist todt —
Und das Glück vergangner Tage
Weckt kleine Klage,
Weckt kein Morgenroth!'

das schöne Lied kennen Sie ja doch. Ja, ja, meine liebe Frau Möl— Bitterwasser, wollt' ich sagen, 's geht sonderbar zu auf Gottes schöner Welt. Aber den Trost haben Sie: Keine Frau hätte redlicher an ihren Männern handeln können, als Sie es gethan haben, Madame; jene Mahagoni-Särge mit den silberbeschlagenen Handhaben wären für die Erzväter und Propheten nicht zu schlecht gewesen, und selbst der beste Präsident der Vereinigten Staaten könnte nichts Besseres begehren als einen Leichenwagen mit echten Straußenfedern und Pferden, die über und über schwarz wie Druckerfarbe sind.

„Ich weiß noch, als wir den braven Meisel in seinem schönen Sarge zurecht legten, da hab' ich zu meinem Knecht Gottlieb gesagt, ‚die Anhänglichkeit, die die Frau Bitter— ach nein, Sie waren da ja noch Frau Meisel, —

also, ‚die Anhänglichkeit, die die Frau Meisel ihrem zum ewigen Leben eingegangenen vierten Manne durch solch' einen schönen Sarg und solch' ein schönes Begräbniß beweist, die macht mich beinahe weinen.' Ich hab' nie so recht gewußt, was Weiberliebe ist, bis Sie mich's gelehrt haben damals, wo Sie mir den Befehl gaben, ihres dritten Mannes Miller Sarg mit Atlas auszuschlagen und eine Scheibe von geschliffenem Glas über seinem Gesicht einzusetzen. Das hat mich dermaßen gerührt, daß ich beinahe vergaß, die Handschuhe an die Leidtragenden zu vertheilen. Und der wackere Miller hatte es in der That verdient — das ist ganz ohne Frage. Er war ein ganzer Mann, man mochte ihn ansehen, von welcher Seite man wollte. Etwas beleibt freilich — so daß er einen ganz ausnahmsweise breiten und hohen Sarg gebraucht hat — aber das schadet ja nichts. Ich weiß, es ist Ihnen seiner Zeit sehr nahe gegangen, als Sie ihn verlieren mußten.

„'s geht mich zwar nichts an, Frau Bitterwasser; aber als ich heut morgen Ihre vier Gräber ansah, da wollte mir's scheinen, als müßten sie etwas hergerichtet werden. Mir kommt's vor, als brauchte Herr Meisel am Fußende ein paar Rasenstücke, und als müßte der Stein an Miller's Kopfende in die senkrechte Lage zurückgebracht werden. Um Müller's Grab sollte ein neues Eisengitter kommen, und auf Möller's Grab sind ein paar Blumen eingegangen.

„Am Ende möchte 's auch gut sein, Frau Bitterwasser, Sie kauften so ein zehn Fuß Land über des Miller Grab hinaus dazu, damit es keine Drängelei giebt, wenn Sie den Fünften unterzubringen haben. Ein Zusammenrücken der vier ersten Gräber wird nicht gut gehen; wenn ein Mensch todt ist und begraben liegt, so

soll man ihn in Ruhe lassen und nicht von einer Stelle zur andern stoßen.

„Und wie geht's denn dem Herrn Bitterwasser? Ist er hübsch munter und gesund? Glauben Sie, daß wir ihn noch lange unter uns haben werden? Will 's hoffen. Aber — ich glaub', die Bitterwasser's, die haben Alle die Schwindsucht. Das Leben ist 'ne ungewisse Sache. Wir wissen nie, welche Minute uns von hinnen rufen kann. Ich bin ein bedachtsamer Mensch, und — als der Herr Bitterwasser sich den Hochzeitsanzug machen ließ, da bin ich extra zum Schneider gelaufen und hab' Alles nachgemessen, damit ich einen ungefähren Begriff von des Mannes Größe kriegte. Sie glauben's am Ende nicht, aber ich hab' einen schwarzen Nußbaum-Sarg vorräthig — der würde gerade für ihn passen, als sei er extra für ihn gemacht worden. Der Herr Gemahl Nummer V. hat eine ungewöhnliche Körperlänge — so lang machen wir sonst in der Regel die Särge nicht. Ich hab' ihn bei Seite gesetzt für Sie — man kann nie wissen, was passirt. Sie sind immer freundlich und zuvorkommend gegen mich gewesen, und — eine Liebe ist der andern werth. Ich weiß, Frauen kümmern sich nicht gern um dergleichen Sachen, wenn der Gram ihre edelsten Gefühle zerfleischt und sie sich sorgen müssen wegen der Trauerkleider.

„Und, Frau Müll— Meis— Bitterwasser, wollt' ich sagen, noch Eins war's, weshalb ich heute hierher gekommen. Ich hab' morgen einen Wechsel zu bezahlen, mein Gläubiger drängt mich sehr hart, — und ich bin vollständig ausgeplündert. Hab' keinen rothen Heller. Da ist mir eingefallen, daß Sie mir vielleicht das Geld auf Herrn Bitterwasser's Beerdigung hin vorstrecken möchten. Ich stell' Ihnen günstige Bedingungen. Wie

wäre es mit fünfzehn Procent Rabatt? Und sollte der gute Bitterwasser auch sechs oder vielleicht sieben Jahre noch leben, so will ich zwanzig zahlen. Wohlverstanden, ich gebe den besten Eichensarg, die feinsten Zuthaten, acht Kutschen und den elegantesten Leichenwagen im ganzen District, überdies Eis genug auf drei Tage, auch wenn das Begräbniß in den heißesten Sommermonat fällt. Und 's soll mir gar nicht darauf ankommen — nun ja, ich will mich verpflichten, sogar einen einfachen Leichenstein zu setzen. Wenn Sie sich bereit erklären, einem altbewährten Freund unter die Arme zu greifen, so will ich gern — — Nein? wollen Sie das Geschäft nicht machen? Nun, auch gut. Thut mir leid, recht herzlich leid, denn ich weiß, daß Sie mit der Art und Weise meiner Vorkehrungen sehr zufrieden gewesen wären! Aber — 's schadet auch nichts. Werd' schon anderswo noch geborgt kriegen. Guten Morgen, Frau Meis— Mil— Mül— na, sapperment, will der rechte Name denn gar nicht d'rankommen? — Frau Magdalena Bitterwasser! Bitte, sprechen Sie einmal bei mir vor, damit ich Ihnen den Sarg zeigen kann."

Als Herr Zuckerle aus dem Hause schritt, traf er Herrn Leonhard Bitterwasser in der Thüre. Sobald nun Zuckerle außer Hörbereich war, fragte Leonhard seine Magdalena:

„Mein süßer Schatz! wer war denn dieser sonderbare Mensch?"

Frau Magdalene zauderte einen Augenblick, wurde sehr roth und stotterte endlich:

„Das ist — dieser Mann ist — ein — ein — er ist, glaub' ich — ein — ein — ein — eine Art von — ein Leichen — bestatter."

Des fünften Gatten Antlitz zog sich bei dieser Ant-

wort in tiefe Kummerfalten, und schweren Herzens schritt er nach dem ehelichen Schlafgemach, um über das Gehörte nachzudenken.

Frau Müller-Möller-Miller-Meisel, nunmehrige Bitterwasser aber fühlte, daß es ihre Pflicht sei, sich der Beerdigungsstätte ihrer verstorbenen Männer anzunehmen, damit dieselbe nicht in die vom Todtengräber Zuckerle so lebhaft ausgemalte Unordnung gerathe. Und so entschloß sie sich, den Herrn Bildhauer Harsch in seinem „Atelier für Grab-Denkmäler" aufzusuchen, um diesem Künstler die betreffenden Aufträge zu ertheilen. Herrn Harsch war unglücklicherweise die bei ihm eintretende Frau Magdalena Bitterwasser ihrer Person sowohl wie ihrer Antecedentien nach gänzlich unbekannt, und das gab Veranlassung zu höchst unliebsamen Controversen. Man höre:

Frau Magdalena Bitterwasser: „Herr Harsch, ich möchte gerne meinen Begräbnißplatz herrichten lassen — neue Grabsteine setzen und auch die Einfriedigung repariren. Ich komme nun zu Ihnen in der Hoffnung, daß wir ein beide Theile befriedigendes Abkommen werden treffen können."

Harsch: „Gewiß, verehrte Frau! Bitte, sagen Sie mir genau, was Sie wünschen."

Frau Bitterwasser: „Nun, ich möchte also für Gottlieb — meinen Gatten nämlich — einen neuen Grabstein setzen und eine hübsche Inschrift darauf einhauen lassen: „Hier ruht Gottlieb Müller" u. s. w. Sie wissen ja, was ich meine, so wie es gebräuchlich ist, und über die Worte vielleicht irgend ein Symbol, wie eine geknickte Rose oder so etwas . . ."

Harsch: „Ich verstehe . . ."

Frau Bitterwasser: „Nun, was wird das kosten,

wenn Sie mir einen eben solchen Stein aus weißem Marmor, mittlerer Sorte, mit dem Bilde einer umgekehrten Fackel oder einem weinenden Engel und mit dem Namen Gottlob Möller eingravirt anfertigen?"

Harsch: „Gottlieb Müller, meinen Sie."

Frau B.: „Nein, ich meine Gottlob Möller."

Harsch: „Vorhin aber sagten Sie Gottlieb Müller."

Frau B.: „Ganz recht. Aber Gottlieb Müller war mein erster Mann und Gottlob Möller mein zweiter, — und für jeden dieser Beiden möchte ich einen Grabstein haben. Sehen Sie, Herr Harsch, ich denke, wenn man mehr als einen Grabstein bei Ihnen machen läßt, so werden Sie etwas am Preise herunterlassen — werden etwas Rabatt geben. Selbstverständlich aber will ich für alle Gräber gleich gutes Material. Nichts Prunkhaftes, aber etwas Geschmackvolles und Nettes, das dem Auge wohlthut. Herr Möller liebte das Auffällige nicht. Wenn man 's ihm bequem machte, war er zufrieden. Was halten Sie für das hübscheste? Den Namen Gotthold Samuel Miller in erhabenen Buchstaben in einer geraden Zeile quer über den Stein, oder in vertieften Buchstaben in Form eines Bogens ungefähr in der Mitte des Steins?"

Harsch: „Hab' ich recht verstanden, verehrte Frau? Gotthold Miller? Meinten Sie Gottlieb oder Gottlob?"

Frau B.: „Nein, Gotthold. Das war mein dritter Mann. Ich werde doch dessen Grab nicht vernachlässigen, während ich die anderen zwei restauriren lasse! Und da ich doch jetzt einmal die Sache in Erwägung genommen, so mag's auch gründlich geschehen. Ich bin, wie gesagt, sehr gern geneigt, Ihnen, Herr Harsch, diese Arbeit zu übertragen, wenn Sie mir einen annehmbaren Preis machen. Was verlangen Sie also für die ganze Ge-

schichte in der Art und Weise, wie ich sie Ihnen jetzt beschrieben habe? Einfach, aber dauerhaft und etwa zwei Fuß am Kopfende eines jeden Grabes in den Boden eingelassen. Bitte, was werden vier solcher Grabsteine kosten?“

Harsch: „Na, ich will Ihnen die drei Steine —“

Frau B.: „Vier, Herr Harsch — nicht drei.“

Harsch (mit verdutzter Miene): „Vier? — sagen Sie? Nein, Sie irren wohl. Sie haben gesprochen von einem Gottlieb Müller, Gottlob Möller, Gotthold Miller — das sind doch nur drei — und weiter haben Sie, glaub' ich, keinen genannt.“

Frau B.: „Aber für meinen Gottfried will ich doch selbstverständlich auch einen, ebenso gut wie für die anderen drei. Ich habe geglaubt, Sie wissen, daß ich auch einen Grabstein für den Gottfried will, genau denselben wie für den Gottlieb, den Gottlob und den Gotthold, nur anstatt des Namens Müller den Namen Meisel. Gottfried Meisel war mein vierter Mann. Er ist nun ungefähr zwei Jahre todt — er starb drei Jahre nach dem Samuel. Ich trage heute noch Trauer um ihn. Also, Herr Harsch, seien Sie so freundlich und nennen Sie mir den Preis für alle vier zusammen.“

Harsch: „Nun, meine werthe Frau, ich will Ihnen möglichst annehmbare Preise stellen und Ihnen einen Vorschlag machen. Sie übertragen mir alle Ihre künftige Arbeit, und ich will Ihnen die fünf Grabsteine um einen geringen Mehrbetrag, als der Selbstkostenpreis ist, herstellen und setzen. Wir wollen sagen, Summa Summarum um —“

Frau B.: „Vier Grabsteine, Herr Harsch, nicht fünf.“

Harsch: „Ich dächte doch, Sie hätten fünf gesagt . . .“

Frau B.: „Nein, blos vier.“

Harsch: „Bitte, erlauben Sie: Sie nannten also Gott**lieb** und Gott**lob**, Gott**hold**, Gott**fried** und Samuel."

Frau B.: „Ja, aber Gotthold und Samuel sind eine und dieselbe Person. Samuel war sein Mittelname, und ich nannte ihn immer am liebsten bei diesem."

Harsch (die Arme in die Seite stemmend): „Meine liebe Frau Bitterwasser! Es wäre mir sehr angenehm, wenn Sie mir genau angeben wollten, wie viele Männer Sie schon auf jenen Friedhof expedirt haben? Ich muß gestehen, die Geschichte von all' den Männern, die Sie schon gehabt, verwirrt mich . . ."

Frau B. (voll Entrüstung): „Was wollen Sie mit ‚expedirt' sagen, mein Herr? Ich habe noch Niemanden expedirt, — verstehen Sie mich? Es ist ordinär, sehr ordinär, mein Herr, sich eines solchen Ausdrucks gegen mich zu bedienen."

Harsch (ruhig): „Nun, das ist der technische Ausdruck, Madame. Wir gebrauchen ihn immer, und ich kann nicht einsehen, weßhalb er sich nicht auch auf die alte Kumpanei dieser Müller und Miller und Meisel anwenden lassen sollte. Davon geht Keinem 'was ab."

Frau B. (heftig aufgebracht): „‚Alte Kumpanei?' Was wollen Sie damit sagen, Sie unverschämter Strohkopf? Ich möcht' von Ihnen keinen Grabstein setzen lassen, und wenn Sie es umsonst thäten."

Nach diesen Worten stolzirte Frau Magdalena Bitterwasser zur Künstlerwerkstätte heraus, und Harsch rief ihr höhnisch nach:

„Lassen Sie mich's wissen, wenn Sie einen fünften Mann kapern, dann mach' ich Ihnen ein Grabdenkmal zum Hochzeitspräsent. Der arme Teufel wird 's gewiß bald brauchen!"

* * *

Frau Magdalena Bitterwasser ist jedoch nichts weniger als beliebt in ihrem heimathlichen Blechlingen. Notar Klauber, des Städtchens dermaliger Bürgermeister, kennt unter anderen Damen eine Dame, die das Wesen und Vorgehen der Frau Bitterwasser auf das Heftigste verabscheut und die nichts lebhafter wünscht, als daß diesem mannssüchtigen Geschöpfe ihre grausamen Triumphe einmal recht tüchtig heimgezahlt würden.

Eines Tages — nicht lange nach der Erwählung des Dr. Herrn Klauber zu Blechlingen's „Väter-Obersten" — trat eine Dame in sein Notariats-Comptoir. Nachdem sie die Thüre geschlossen, machte sie dem Herrn Bürgermeister einen ehrerbietigen Knix, nahm ihm gegenüber Platz und begann:

„Herr Bürgermeister, ich habe die Ehre aufzuwarten — ich heiße Honigseim, Euphrosyne Melitta Honigseim. Ich bin unverheirathet — ein lediges Frauenzimmer. Der Zweck meines Besuches bei Ihnen ist: Sie dazu zu bewegen, daß Sie in der nächsten Kammer-Session ein Gesetz zu Nutz und Frommen ehrsamer Jungfrauen gleich mir zu beantragen die Güte hätten. Gestatten Sie mir, geehrter Herr Doctor, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf einige besonders hervorstechende Thatsachen lenke. Die statistischen Nachweise lehren uns, daß es bei allen Völkern der Welt etwa ein Viertheil mehr Frauen als Männer giebt. Bei uns hierzulande ist das Verhältniß der Frauen zu den Männern um ein Geringes höher. In unserem Staate kommen auf jeden Mann zwei und ein achtel Frauenzimmer. Das ist ein geradezu schreiender Nothstand —"

„Entschuldigen Sie einen Moment, werthe Dame," warf der Herr Notar dazwischen, „die Kammern ver-

mögen doch nicht auf dem Wege gesetzlicher Verordnungen oder Erlasse das Mißverhältniß zwischen den beiden Geschlechtern auszugleichen!"

„Das weiß ich wohl, Herr Bürgermeister," versetzte Jungfrau Honigseim. „Darauf zielt mein Vorschlag auch nicht ab. Ich meine jedoch, ein solcher Zustand ist höchst ungerecht. Hätte ich die Welt zu regieren, läge mir die Bestimmung der irdischen Verhältnisse ob: so würde ich doch wenigstens, wenn ich auch genöthigt wäre, mehr Frauen als Männer entstehen zu lassen, keine Bruchtheile schaffen. Bei uns kommen nicht bloß zwei Frauenzimmer auf einen Mann, sondern obendrein auch noch ein achtel Frauenzimmer; so daß also eine zahllose Menge weiblicher Geschöpfe acht verschiedenen männlichen Individuen angehören würde, vorausgesetzt daß eine gerechte Vertheilung vorgenommen würde. Woher soll ich beispielsweise wissen, daß ein Achtel meines Selbst nicht Ihnen gehört? Ich weiß es nicht und kann nur sagen, daß eine solche Ungewißheit mich entsetzlich bedrückt!"

„Wenn das je der Fall wäre, Verehrteste," entgegnete der Herr Bürgermeister erschreckt, „so verzichte ich meinerseits im Vorhinein, ohne erst die Einmischung der Kammer abzuwarten, auf alle meine Anrechte."

„Entschuldigen Sie," versetzte Fräulein Euphrosyne Honigseim, „Sie sind auf meinen Gedanken nicht in der richtigen Weise eingegangen. So lange die Gesetze gegen Bigamie in Kraft bleiben, kann natürlich ein Theil dieser überschüssigen Frauenzimmer nicht an den Mann kommen; obgleich ich sagen muß, daß ich eine moralische Polygamie darin erblicke, daß statistisch auf jeden Mann zwei und ein achtel Frauenzimmer gerechnet werden müssen. Nun sehen Sie, Herr Bürgermeister! Was ich Ihnen klar machen möchte, ist Folgendes: In-

sofern mehr als die Hälfte von uns Frauenzimmern nicht heirathen können, so ist es recht und billig, daß man dieser so schnöde beinträchtigten Hälfte wenigstens diejenigen Aussichten nicht verkümmert, welche ihnen von Rechtswegen bleiben sollten. Damit will ich sagen: da es nun einmal nicht Männer genug gibt, um jedem Frauenzimmer einen allein zu geben, so sollte doch wenigstens von Staatswegen darauf gesehen werden, daß man mit den vorhandenen Männern möglichst weit reicht. Und wissen Sie, wie ich mir die Erreichung dieses mir vor Augen stehenden Zieles denke? wie eine gerechte Vertheilung dieser vorhandenen männlichen Individuen unter uns weibliche Geschöpfe stattfinden könnte?"

„Soll mich der Kukuk holen, wenn ich's weiß, Fräulein Honigseim, die Kammern können sich doch damit nicht befassen!"

„Ich will Ihnen auseinandersetzen, wie ich mir die Sache vorstelle. Merken Sie auf! Den verwittweten Frauenzimmern müssen Grenzen gesteckt werden. Nun, was sagen Sie!? Die Wittwen müssen einen Zaum angelegt kriegen. Todesstrafe muß auf die Wiederverheirathung von Wittfrauen gesetzt werden. Dies wäre das Mittel, durch welches ich mir Abhülfe dieses schreienden Nothstandes verspreche. Sehen Sie sich die Sache nur ordentlich an! Ist ein Frauenzimmer einmal verheirathet gewesen, so hat sie mehr als ihren Antheil an der männlichen Bevölkerung gehabt, sie hat nicht nur den auf sie selbst kommenden Theil, sondern auch noch den auf eine weitere Frau und noch dazu den auf ein drittes Achtel-Frauenzimmer kommenden Theil genossen. Ist es gerecht, ist es ehrbar für ein solches Weib, einen zweiten Mann zu heirathen und weitere zweiundeinachtel Frauenzimmer zu verkürzen? Ich frage Sie, Herr

Bürgermeister, ich frage Sie als Mann des Rechts, Herr Notar Dr. Klauber! Gehört sich das?"

„Nun, offen gesagt, so auf den ersten Blick sieht's ein wenig uneben aus."

„Uneben ist nicht das richtige Wort, Herr Doctor! Wissen Sie, Herr Bürgermeister, ich kenne diese Wittwen. Ich hab' mein Auge auf sie gehabt. Diese Weibsbilder haben ein solches Gethue, sich an die Männer heran zu scherwenzeln, ihnen Avancen zu machen und sie — der Himmel weiß wie — zu ködern, daß einem ehr- und tugendsamen Frauenzimmer, wie unsereins ist, die Galle in den Busen steigt. Kennen Sie z. B. diese Müller-Möller Miller-Meisel, nunmehrige Bitterwasser? — Nein? Na, so hören Sie und — staunen Sie! Zuerst hat dieses Weib den Gottlieb Müller geheirathet, obgleich ich mir nie hab' enträthseln können, was der hübsche, kräftige Mann an dieser Krautstaude Liebenswerthes hat finden können. Nun aber, immerhin — dieser Gottlieb Müller war der von Rechtswegen auf sie als Frauenzimmer kommende Antheil. Dagegen ließe sich nichts sagen — nur hätte sie, nachdem sie ihren Gottlieb am Bändel hatte, hübsch bei Seite treten und Anderen die Bahn frei lassen sollen. Wir Andern wollen doch auch 'mal 'rankommen. — Nicht wahr? Sagen Sie selbst, Herr Doctor!"

„Wahrhaftig, meine Theure, ich bin kaum in der Lage, in dieser Sache ein Urtheil zu fällen."

„Aber nein — diese Bitterwasser, damals also Frau Müller, thut alles Andere eher als das. Hören Sie, Herr Doctor! Kurz nach der Hochzeit — anderthalb Jahre, glaub' ich, hat die Geschichte gedauert — stirbt oder erliegt, wie man's nehmen will, der Herr Gottlieb Müller. Sie bettet ihn in die Erde unter Geflenne

und Klaggeschrei, daß sich ein Stein hätt' erbarmen können. Jedermann mußte denken, sie wolle am liebsten selber mit in die Grube fahren. Aber — prosit Mahlzeit! kaum ist der Brave unter dem Boden, so fängt sie schon an, mit dem Gottlob Möller zu kokettiren; und Gottlob Möller, was thut der? Er läßt sich kirre machen von ihren katzenfreundlichen Manieren und süßen Worten und — heirathet sie! Nimmt sie zum Weibe und bildet sich noch, Gott weiß was! auf seine Wittwe Müller ein.

„Jetzt hätte man aber doch meinen sollen, sie müsse zufrieden sein, nachdem sie den rechtlichen Antheil von vier und einem Viertel-Frauenzimmer für sich allein in Anspruch genommen hat. Ja Kuchen! Sie ist kaum von der Hochzeitreise heim mit ihrem Gottlob Möller, da will's der Zufall, daß auch dieser Ehegatte Nummer 2 das Zeitliche segnet, und sie auch dessen irdischen Reste der Muttererde anvertrauen muß. Und kaum ist ein Jahr verstrichen, so geht durch Blechlingen die wundersame Kunde, daß Frau Müller-Möller sich einen dritten Mann gefangen hat, — Gotthold Miller. Und wahrhaftig — trotzdem der Vorrath an männlichen Geschöpfen so gering ist, heirathet diese Müller-Möller den dritten Mann. Ist Ihnen jemals etwas Unverschämteres vorgekommen? Sagen Sie, Herr Bürgermeister! haben Sie je von einer solchen Schmälerung der Rechte Anderer gehört?"

„Ich will mich besinnen," antwortete Herr Notar Dr. Klauber; „so ohne Weiteres kann ich auf Ihre Frage nicht antworten."

„Nun, jetzt wo sie Nummer 3 in ihrem Käfig hatte, hab' ich ganz gewiß gedacht, wird dies Weibsbild doch endlich genug haben, und uns anderen Unglückskindern

auch 'was übrig lassen. Aber noch eh' die Frau Müller-Möller-Miller sich recht an ihren dritten Eheherrn gewöhnt hat, da bricht die Cholera herein und rafft den guten Gotthold Miller von ihrer Seite. Ich hätte nun eher an den Untergang der Welt geglaubt, Herr Bürgermeister, als daran, daß diese dreimal verheirathet gewesene Frau noch einen vierten Mann herankriegen würde. Aber sei Gott der Herr uns gnädig! Kaum hat sie das drittmalige Trauergewand angelegt, so verfolgt sie auch schon mit ihren verliebten Blicken und begehrlichen Geberden den urkräftigen Meisel, den Gottfried Meisel, der jedem Mädchen in Blechlingen das Herz erbeben machte — und — 's ist wirklich zum Verdrehtwerden! — sie kriegt ihn, kriegt ihn, Herr Klauber, sie, die schon drei Männer gehabt! Das ist doch zu toll! Ein Weibsbild, das um kein Haar besser ist, als ich, die ehrsame Jungfer Euphrosyne Honigseim, kriegt für sich allein den Antheil von acht und einem halben Frauenzimmer! Nein, da hört Alles auf! — und zu einer Zeit obendrein, wo tagtäglich das Verhältniß des weiblichen zum männlichen Geschlecht ungünstiger wird! Nein, das sollte in keinem civilisirten Land stattha ben dürfen! Das ist ja schlimmer als Seeräuberei. Und das soll so ohne Weiteres gestattet sein, Herr Bürgermeister? Sprechen Sie, ist das möglich?"

„Ich fürchte, dagegen wird sich nichts thun lassen, Fräulein Honigseim!" antwortete Dr. Klauber.

„Ich möchte Sie aber doch ersuchen, ein Gesetz in der nächsten Kammer-Session in Vorschlag zu bringen, welches bei Todesstrafe Wittfrauen verbietet, sich zum zweiten Male zu verehelichen. Ich habe einen Entwurf aufgesetzt, den ich Ihnen hier lassen will. Ich habe es auf zehn Jahre zurück datirt, so daß diese unverschämte Müller-

Möller-Miller-Meisel, nunmehrige Bitterwasser — dieses freche Geschöpf, das fünf Männer für sich allein in Anspruch genommen hat — auch noch von der ihr mehr als allen Anderen gebührenden Strafe ereilt wird. Sie gehört nirgendwo anders hin, als wohin sie den Müller und den Möller und den Miller und den Meisel gebracht hat und wohin sie auch den Bitterwasser bald bringen wird, um uns dann vielleicht gar noch einen Sechsten zu stehlen! — Ich für meine Person will zwar nicht heirathen, aber — Gerechtigkeit will ich haben, Gerechtigkeit! — Sagen Sie, Herr Bürgermeister! sind Sie verheirathet?"

„O ich bitte, lassen Sie Ihren Gesetzentwurf hier," sagte schnell Herr Dr. Klauber, dem es mit einem Male unheimlich zu Muthe ward, „lassen Sie den Entwurf hier, damit ich ihn prüfen kann."

„Ich frage Sie, sind Sie verheirathet, mein Herr?"

„Ich — ich — verheirathet — ob ich verheirathet bin?" rief Dr. Klauber aus. „Ei freilich, seit zehn Jahren bereits."

„Gut also. — Guten Morgen, mein Herr!" — und Fräulein Euphrosyne Honigseim knixte zur Thüre hinaus.

„Gott sei Dank!" rief Dr. Klauber aus, indem er aufathmend die Thüre hinter der verschwundenen Dame abschloß. „Gott sei Dank! Wär' ich ledig gewesen, die hätte mir auf dem Fleck einen Heirathsantrag für Zweiundeinachtel gemacht!"

Es steht leider nicht zu erwarten, daß den zahlreichen Leidensgenossinnen der Blechlinger alten Jungfer Euphrosyne Honigseim durch Annahme eines Anti-Wittwen-Gesetzes wirksam unter die Arme gegriffen werde. Aber Recht hat sie, die Honigseim!

Zwölftes Capitel,

erzählt etwelche drollige Abenteuer, somaßen dem Herrn Florian Kandelsieder unterlaufen sind.

Eines Abends begegnete ich auf offener Heerstraße — eine Stunde ungefähr von Blechlingen's Mauern entfernt — den biederen Florian Kandelsieder, der sich durch einen weiten Spaziergang Motion verschafft hatte, und gesellte mich zu ihm. Wir sprachen von allem Möglichen, vom nahen Krieg mit der Türkei, von Dynamit-Einschmuggelung in unseren Binnen-Canal-Verkehr, von Bohnenstengel's neuerlichen Zwillingen und dergleichen Dingen mehr. Kandelsieder wurde allmälig warm und gab schließlich einige seiner bekannten drolligen Abenteuer zum Besten, — was er sonst nicht gern thut, weil er die unliebsame Erfahrung gemacht hat, daß er durch sie zum Stichblatt des ganzen Städtchens geworden ist.

Eines Nachts also war Kandelsieder sehr spät erst nach Hause gekommen, und hatte Frau und Kind schon im Bette liegend gefunden. Er hatte sich so leise als möglich seiner Oberkleider entledigt und wollte, da er großen Durst verspürte, noch rasch, bevor er sich zu Bette legte, einen Trunk Wasser zu sich nehmen. Ein Blick auf den Waschtisch zeigte ihm ein Glas voll Wasser, das von Frau Kandelsieder, als ob sie ihres Gatten nächtliche Wünsche geahnt hätte, augenscheinlich zu seinem Gebrauche dorthin gestellt worden war. Er nahm das Glas und schlürfte mit ein paar kräftigen Zügen die in ihm enthaltene Flüssigkeit in den Mund. In dem Augenblicke aber, wo er die Neige leeren wollte, kommt ihm ein sonderbares Etwas in den Hals; vor Schrecken läßt

er das Glas aus der Hand und auf den Boden fallen, wo es in tausend Stücke zerspringt, während er aus seinem Munde ein — wie ihm dünkt — höchst wunderliches Gethier ausspeit, dem er einen mächtigen Strahl des eingeschlürften Wassers folgen läßt. Er hat die feste Ueberzeugung, daß irgend ein Thier in dem Wasser gewesen, und daß nicht viel zum Verschlucken desselben gefehlt hätte. Diese Meinung wird zur Gewißheit, als er den ausgespieenen Gegenstand auf dem Fußboden entlang hüpfen sieht. Kandelsieder verfolgt das kleine Ungethüm, wirft dabei einige Stühle um, stößt die Lampe vom Nachttisch, und tritt das vermeintliche Vieh endlich Fuße zu Boden.

Natürlich war Frau Kandelsieder durch das Getöse aus ihrem süßen Schlummer aufgeschreckt worden, und auch der jüngste der Kandelsieder'schen Sprößlinge schrie so laut und kräftig, wie seine Lungen nur herhalten wollten. Die holde Gattin aber erhob sich von ihrem Lager, zündete das Licht an und fragte:

„Florian, um Alles in der Welt, was ist denn los?“

„Eine Maus! eine Maus!“ schrie Kandelsieder mit zeternder Stimme. „In dem Glase hat 'ne Maus gesessen. 's hat nicht viel gefehlt, so hätt' ich sie verschluckt; aber ich hab' sie bei Zeiten noch ausgespieen und halte sie jetzt mit dem Fuße fest. Hol' einen Stock und schlag die Bestie todt! Aber schnell!“

Frau Kandelsieder, die sich nur mit der nothdürftigsten Bekleidung versehen hatte, wollte vor Angst im ersten Augenblick auf einen Stuhl springen und laut aufschreien; denn, wie alle Frauen, hatte sie vor einem Mäuslein mehr Furcht als vor einem Tiger. Aber auf ihres Eheherrn neuerliche Weisung hin holte sie einen Besen herbei und war entschlossen, der Maus den Garaus

zu machen, sobald Florian den Fuß aufhebe. Dieser that das jetzt, und sie holte zu einem fürchterlichen Hiebe aus — fehlte aber im Uebereifer das vermeintliche Mäuslein. Als dieses indessen kein Glied rührte, sondern ruhig an der Stelle, wo es lag oder stand, verharrte, da faßte Frau Kandelsieder sich ein Herz und betrachtete sich das Ding näher. Plötzlich warf sie den Besen weit von sich, und während sie ihren Herrn Gemahl mit einem verächtlichen Blicke maß, rief sie aus:

„Leg' dich in die Federn, alter Schafskopf! Du siehst auch den Himmel für 'n Dudelsack an. Das ist doch keine Maus!"

„Na, was denn?"

„Der Gummipfropfen von unseres Alfred's Saugflasche — du Traumlade! Solltest dich schämen, um zwei Uhr in der Nacht erst aus der Kneipe zu kommen und dann solchen heillosen Spectakel wegen nichts und wider nichts zu machen!"

Darauf hat sich Frau Kandelsieder wieder in ihr Bett verkrochen, und Florian mußte jene Nacht noch manches nicht eben sanfte Wörtlein hören.

„Nie in meinem Leben wieder trink' ich in der Nacht Wasser aus einem Glase, das in der Schlafstube steht," schloß Herr Florian Kandelsieder. „Ich geh' lieber barfuß bis an den Brunnen 'nüber, als daß ich mir noch einmal solchen Schreck und solchen Aerger mache!"

Im Laufe unseres ferneren Gespräches sagte ich zu Kandelsieder, daß ich vor Kurzem auf seinem Dache neuerdings wieder Arbeiter beschäftigt gesehen hätte; und meine Frage, was denn an dem Dache zu repariren sei, beantwortete er dahin:

„Ja, sehen Sie, Nachbar! mein Dach ist ursprüng-

lich mit Schindeln gedeckt gewesen; aber es war nicht wasserdicht, und darum ließ ich die Schindeln abnehmen und ein Kiesel- und Filzdach auflegen.

„Am ersten Abend seiner Fertigstellung nun wehte ein heftiger Sturm, der den ganzen Kies mit solcher Gewalt vom Dache herunterblies, daß er fast alle Fensterscheiben in Bohnenstengel's Hause nebenan zertrümmerte. Dann riß der Wind auch den Filz los und blies ihn über die Kante weg, so daß er vor der Front des Hauses wie ein Vorhang herniederhing. Natürlich war es infolgedessen in allen Zimmern stockfinster — wir sind an diesem Tage bis ein Uhr Mittags im Bette geblieben und haben uns gar nicht enträthseln können, daß die Nacht kein Ende nehmen wollte.

„Darauf hab' ich mein Haus mit Zink decken lassen, was sich eine Zeit lang recht gut zu machen schien. Wenn es aber nachher einmal stark regnete, oder es wehte ein heftiger Wind, so hat es die ganze Nacht hindurch geknattert und gerattert, wie in der Schlacht von Gettysburg. Zuletzt hat 's noch angefangen, leck zu werden, und als der Klempner dann einen Gesellen geschickt hat, der das Loch suchen sollte, hat Ihnen dieser Kerl eine ganze lange Woche auf dem Dache herumgehockt, hat uns die Ohren voll getrampelt und gehämmert, hat wenigstens eine halbe Tonne Löthe verschmiert, aber — das Durchlaufen des Regenwassers hörte darum doch nicht auf. Und als wir gar Schnee kriegten und der dann wieder wegthaute, da ist Ihnen das Wasser stromweis an den Wänden herniedergelaufen, unter Anderm in ein Piano, das mich schwere achthundert Dollars gekostet hat, und nun an Jeden, der Mahagoni-Brennholz braucht, zu mäßigem Preise losgeschlagen wird. Und als das Zinkdach dann entfernt und wieder ein Schiefer-

dach aufgelegt war, da rissen die Schieferplatten los und glitten auf den Kopf der Magd herab, wenn sie im Hofe draußen Wäsche aufhing. Und als der Dachdecker die Schieferplatten wieder aufzulegen im Begriffe war, stürzte er vom Dache herunter, brach vier Rippen und ein Bein — und verklagte mich auf Schadenersatz. Zu alledem stellte sich, während der Fall noch vor Gericht schwebte, ein Schneesturm ein, der Schnee fiel haufenweise durch die offenen Dachschindeln, und zwei, drei Tage lang konnte sich mein ältester Junge, der Willibald, mit einigen seiner Kameraden in der Dachkammer mit Schneeballen und Schlittenfahren amüsiren. Und als der Schnee dann in der Dachkammer schmolz — da sind alle Tapeten im Hause ruinirt worden, und das Haus wurde so fürchterlich naß, daß wir auf zwei Wochen in's Hotel ziehen mußten.

„Darauf versucht' ich's mit der ‚Patentirten Feuergefahrlosen Dachbekleidungsmanier.' Der Dachdecker hatte mir gesagt, daß durch diese nicht allein der Regen abgehalten, sondern auch jede Feuersgefahr für immer beseitigt sei. Und das neue feuersichere Dach ist kaum eine Woche lang oben, da bricht in Bohnenstengel's Stalle Feuer aus und treibt eine Masse Funken in die Luft. Alle Häuser in der Nachbarschaft kamen unbeschädigt davon — nur meines fing an zu brennen. Mein Dach stand in vollen Flammen, noch ehe Bohnenstengel's Stall ganz heruntergebrannt war. Und als die Feuerwehr den Stallbrand gelöscht hatte, da fingen die ehrenwerthen Mitglieder derselben auf meiner Vordertreppe eine Keilerei an, bei welcher das ganze Geländer in kleine Splitter zerschlagen wurde. Sodann ließ die Spritzenmannschaft einen zweizölligen Wasserstrahl fünfzehn Minuten lang in meine gute Stube springen, und

Ober-Feuerwerker Steiger verblutete auf unserem besten Teppich.

„Jetzt hab' ich nun mein Dach mit der ‚Undurchdringlichen Cement-Bedeckung' decken lassen; die scheint zwar ganz gut zu sein, bloß undurchdringlich ist sie nicht. Das Wasser läuft an acht verschiedenen Stellen auf einmal durch, und wenn ein Platzregen niederfällt, so muß ich meine ganze Familie mit Schirmen auf das Dach hinaufjagen, um wenigstens das größte Unglück abzuhalten. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß es einmal in einer schönen Nacht in die Luft fliegen oder sonst etwas Gräßliches anstellen wird. Wenn 's mir zu arg wird, so lass' ich mein Haus im öffentlichen Aufstreich losschlagen und wohne lieber fürderhin in einer Felshöhle oder einer Sennhütte wie Doctor Dulk."

* * *

Der gute Kandelsieder war während dieser Erzählung, die mir in den Busen eines Hausbesitzers zu schauen gestattet hatte, ziemlich warm und erregt geworden, und mit jenem plötzlichen Uebergang vom Positiv in den Comparativ, welcher bei beglückten Menschen leicht stattfindet, wandte er sich jetzt im Geist von seinem Haus zu seiner Leonore, indem er mit einem ausdrucksvollen Blinzeln der Augen zu mir sprach:

„Feuer und Wasser wären das Schlimmste nicht, mein Lieber, mit beidem kann man fertig werden. Aber es gibt andere häusliche Freuden, die niemals aufhören. Ich bin ein liberaler Mann und habe für ‚berechtigte Eigenthümlichkeiten' ein weitgehendes Verständniß. Allein, lieber Himmel! was steht man nicht Alles aus mit den ewigen Spielereien und Tändeleien, deren Sammelwort ‚Weib' heißt? Und ist Eine wirklich herausgewachsen

über die Spielerei mit Puppen und Männern und Kleidern, fangen die Runzeln an, dem Spiegel den Krieg zu erklären — wupp's! kommt 'ne andere Spielerei d'ran; hat man bisher mit der Phantasie, so wird jetzt mit der Nüchternheit getändelt. Sehen Sie, da ist meine Leonore! 's ist ein braves Weib, Gott hab' sie — verzeihen Sie — Gott erhalte sie gesund! und ich muß sagen, wenn sie will, kann sie ihren Kandelsieder sehr glücklich machen. Aber ihre Mucken hat sie doch. Jetzt hat sie sich's seit einiger Zeit in den Kopf gesetzt — 's scheint im ganzen Städtchen Mode zu werden — daß eine gute Hausfrau von Zeit zu Zeit auf Auctionen gehen müsse, um ‚billige Sachen‘ zu kaufen. Und so hat sie seit einiger Zeit eine wahre Wuth auf allen alten Kram, der irgendwo, sei's privatim oder auf Auctionen, zum Kaufe feilgeboten wird. In einem großen Haushalt müsse man sparen, sagt sie, und immer weiß sie einen Grund, wozu sie das und wozu sie jenes, das jetzt gerade zu billigem Preise käuflich ist, im Verlaufe der Jahre 'mal brauchen wird. Mein ganzes Haus ist schon vollgestopft vom Erdgeschoß bis zum Dache hinauf mit dem tollsten Plunder, den Sie sich denken können: auf der einen Hälfte ein wahres Naturalien-Cabinet, auf der andern ein halber Eisen- und Kurzwaaren-Laden. Und noch ist kein Aufhören damit. Ich weiß schon kaum noch, wo ich all' das Geld dazu hernehmen soll. Wirklich, Nachbar, die Geschichte macht mir ernste Bedenken.

„Sie kennen doch den Brandenstein, der vor ein paar Tagen im Auctionswege ausverkauft hat? Nun sehen Sie, dort hat sie mitgeboten, als ob ich ein Millionär wäre! — und kommt dann heim mit einer ganzen Wagenladung von allerhand möglichem und unmöglichem Zeug — vier Berliner Steingut-Theekannen ohne Deckel

und ohne Henkel; zwei Bettpfosten und drei Querhölzer; ein Paar Butterfässer und vierzehn gebrauchte Sommer-Calabreser, obendrein noch eine ganze Heerde elenden Krims und Krams, für den kein Geier Verwendung weiß. Und als ich sie darob zur Rede stellte, da heißt's, ja sie hätte 's eigentlich gar nicht kaufen wollen; sie hätte bloß mitgeboten, um im Interesse von Frau Brandenstein die Sachen möglichst hinaufzutreiben, der Auctionator aber habe im Handumdrehen zugeschlagen; und so mußte sie eben den ganzen Plunder nehmen. Und als ich sie frage, was sie denn mit all' dem Kram anfangen wolle, da sagt sie: die Sommer-Calabreser, die könne sie sehr gut zu Sabberlätzchen für unser Jüngstes brauchen, und die Theekannen ließen sich als Einmachetöpfe besser als alles Andere verwenden; aus den Bettpfosten und den Querhölzern aber sei ohne Schwierigkeit eine sehr hübsche Bettstelle zu machen, man brauche ja nur die entgegengesetzten Enden auf Stühle zu legen; die Butterfässer wären eine sehr günstige Acquisition, denn es könne ja leicht sein, daß sie einmal eine Kuh zugeschlagen bekäme, und da sei sie dann gleich zum Buttermachen eingerichtet. Mich soll's nicht wundern, sie bringt einmal von ihren Rumpelkram-Fahrten einen alten Stier nach Hause geschleppt!

„Als im Januar den Gebrüdern Wanzer Alles im Aufstreich verkauft wurde, da durfte sie natürlich nicht fehlen und kam, wie immer, mit allerhand demolirten und verschandelten Möbeln heim. Und als ich dann zu ihr sagte: ‚Aber, Norchen, zu welchem Zwecke hast du denn einen Flaschenzug und die Copirpresse gekauft?' Ja, da hätten Sie sehen sollen, wie's über mich los ging. Wir Männer, hieß es, hätten kein Verständniß für Sparsamkeit und wollten nie an-

erkennen, wenn eine Frau sich schinde und plage, um da und dort einen Pfennig zu sparen. Und so billig sei Alles weggegangen — rein geschenkt habe man Alles bekommen. Ich hab' mich zwei Tage lang im ganzen Hause nicht rühren können, bis allmälig ein Stück nach dem andern auf den Speicher spaziert ist, wo's noch steht. Nun frag' ich Sie, Nachbar! — hört da nicht Verschiedenes auf?! Und doch hätte sie das nächste Mal, als bei Meyer's am Markte drüben Auction war, auf den ganzen Laden, glaub' ich, ein Gebot gemacht, wenn ich nicht gerade dazu gekommen wäre. Bis zu diesem Augenblick hatte sie schon einen Aneroid-Barometer, drei Dutzend eiserne Bratspieße, ein paar Stück Sackleinwand und vier Bände „Harfenklänge aus alter und neuer Zeit" gekauft. Nachbar, wie wird Ihnen da? Vier Bände Gedichte! Sie sagte zwar, sie hätte gedacht, die Bücher seien eine Art Kochbuch gewesen, sonst hätte sie gewißlich nicht darauf geboten — aber vor meiner Leonore ist jetzt nichts sicher. Der Barometer, meinte sie, sei ja ein sehr nützliches Ding, er zeige die Richtungen der Windrose an, man könne also an ihm sehen, wo Nord und Süd ꝛc. zu finden. — Und da agitiren gewisse Leute für Frauen-Wahlrecht! — Nein, Nachbar, mich lasse man mit dem ganzen Weibergeschlecht zufrieden! Ich hab' die Bratspieße und den Barometer zusammen im Zorn für eine Bagatelle wieder verkauft. Und von der Riesenrolle Sackleinwand hat sie bisher zwei kleine Stückchen abgeschnitten, um Karlchen's Hosen auszubessern. Das ist der ganze Profit, der bei dieser Sache herausgekommen ist.

„Auf Nützlichkeit und Verwendbarkeit nimmt sie bei all' diesen Einkäufen nicht im Entferntesten Rücksicht. 's ist wirklich die reine Manie zu kaufen. Wir haben im

ganzen Hause nicht einen einzigen Ofen. Aber was macht sie bei Ganzhorn's auf der Auction? 62 Fuß Ofenrohr nebst drei Knieen ersteht sie und bringt sie angeschleppt in Compagnie mit drei zerbrochenen Leinwandschirmen. Mit den Schirmen, meinte sie, hätte sie ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht, denn die brauchte man nur neu überziehen und ein neues Gestell dazu machen lassen, und hätte dann ein sehr hübsches uniformes Geburtstagsgeschenk für all' unsere Muhmen und Basen! Das Ofenrohr könnte man um die Pfirsichbäume in der Baum-Plantage pflanzen, um den Kühen das Abfressen der jungen Schößlinge unmöglich zu machen. Wie zum Geier sich ein Ofenrohr um einen Pfirsichbaum legen lassen soll, das ist mir unerfindlich.

„Jetzt hab' ich im ‚Hochwächter' gelesen, daß bei Peter's Auction sein soll, — Freitag, wenn ich nicht irre. Nun passen Sie 'mal auf, was Alles meine Leonore wird angeschleppt bringen! Der Peter hat unter Anderm eine ganze Pyramide von Blechkapseln, in denen er Paradiesäpfel aufbewahrt hielt. Jetzt soll's mich Wunder nehmen, ob sie die nicht alle mit einander kaufen wird, falls ich nicht dazwischen trete! Wissen Sie, Nachbar, ich bin ein gutmüthiger Kerl, der weder Fensterläden schnupft noch Talglichter ißt — aber wenn Einem bei so' was nicht der Kamm schwellen soll, dann weiß ich nicht wann sonst!"

Ich vermochte leider nicht viel zu seinem Troste zu sagen. Daß er ein Recht hatte, bekümmert zu sein, war gar wohl einleuchtend; aber — glücklicher Kandelsieder! ein Blick in das Inventar vieler Actienbesitzer hätte ihm bei alledem seine Lage beneidenswerth erscheinen lassen!

* * *

Vor ein paar Tagen herrschte bei Kandelsieder's eine ungeheure Aufregung, die durch das räthselhafte Verschwinden der in hohen Ehren gehaltenen Hauskatze hervorgerufen wurde. Zwei oder drei Tage lang hörte man allerorten im Hause das jämmerlichste Miauen, ohne daß man den Ort, von woher es ertönte, zu entdecken vermocht hätte. Hausvater Florian, wüthend gemacht durch das nicht enden wollende Gezeter, stand zu öfteren Malen des Nachts auf, tobte im Zimmer umher und warf zuletzt alle möglichen Gegenstände, die ihm in die Finger kamen, ziel- und planlos zum Hinterfenster hinaus, in der eitlen Hoffnung, das Thier zu treffen und dadurch einzuschüchtern. Aber die Katze schien sich um Florian's Wuth nicht im Geringsten zu bekümmern; sie miaute unbeirrt weiter und miaute auch dann noch, als Florian nahezu alle beweglichen Gegenstände, die im Hause zu finden waren, zum Fenster hinausgefeuert hatte.

Als der Tag endlich zu grauen anfing, machte sich Florian Kandelsieder an die genaue Untersuchung des gesammten Gebäudes. Von dem herzzerreißenden Jammergeheul geleitet, war er endlich im Stande festzustellen, daß die Katze innerhalb der an der Nordwand des Gebäudes hinablaufenden blechernen Regenröhre saß. Seiner Meinung nach mußte Mamsell Mieze bei nächtlicher Weile auf dem Dache herumscharmuzirt haben und dabei unglücklicher Weise in die Röhre gerathen sein.

Kandelsieder versuchte nun, das Thier herauszuschütteln, indem er mit einem Stocke gegen die Röhre hämmerte. Aber je mehr er schlug, desto lauter schrie die Katze, bis endlich der vereinigte Lärm von Kandelsieder's Gehämmer und der Mieze Gemaue die gesammte Nachbarschaft aus dem süßen Morgenschlummer aufge-

schreckt und die Aufmerksamkeit der Polizei wachgerufen hatte.

Hierauf nahm er eine Wäschestütze und versuchte nun, auf dem Dache stehend, mit ihr die Katze aus der Röhre hinauszustoßen. Die Stange war aber nicht lang genug, daß er die Katze mit ihr hätte erreichen können. Florian erzielte damit weiter nichts, als daß Mieze noch lauter und heftiger miaute als bisher. Es blieb dem armen Florian schließlich nichts Anderes übrig, als die Röhre herabzunehmen und zu versuchen, ob sich die Katze herauslocken lasse. Als er nun die Röhre auf dem Boden liegen hatte, guckte er an dem einen Ende hinein und konnte die Augen der Katze ganz hinten in der Dunkelheit der Oeffnung wie ein paar Feuerkugeln glänzen sehen. Nachdem er einige Zeit lang an der Röhre gerüttelt und geschüttelt hatte, ohne daß die Katze auch nur eine einzige Bewegung gemacht hätte, kam er endlich auf den Einfall, daß das Thier in der Rinne festgekeilt sitzen müsse und wahrscheinlich kein Glied rühren könne. Er hatte im Sinne, die Röhre aufzureißen. Sein Nachbar Bohnenstengel aber, der sich infolge des Lärms, den Florian gemacht, zu diesem gesellt hatte, war der Meinung, daß es schade sei, solch eine gute Rinne einer Katze wegen zu verderben.

So entschloß sich denn Kandelsieder, theilweise auch auf den Rath Bohnenstengel's hin, die Katze mit Pulver aus der Röhre herauszusprengen. Er holte eine kleine Schußladung aus dem Hause, rammte diese mit einem Stocke möglichst fest in die Röhre, verstopfte die Oeffnung derselben sodann mit Lehm und setzte den Zündfaden in Brand. Zwei Minuten später erfolgte eine heftige Explosion, der Lehm wurde herausgeschleu-

dert und fuhr dem erwartungsvoll dastehenden Baldamus Bohnenstengel so gewaltig gegen die Rippen, daß er bis zur Pumpe hinüberflog und sich auf dem Wiesenfleck hinter derselben kugelrund im Grase zusammenkrümmte. Als er wieder zu Athem gekommen war, erhob er sich, hinkte zu Kandelsieder heran und rief diesem heftig zu:

„Soll der Teufel Sie sammt Ihrer verteufelten Katze holen! 's ist eine Schande für Sie, das Leben eines Familienvaters um eines elenden Katzenviehs halber, das schon längst hätte todtgeschlagen werden sollen, in Gefahr zu setzen!"

Dann kletterte Baldamus verdrossen über den Zaun und ging in sein Haus hinein, während die Katze in der Röhre nun so entsetzlich miaute, daß allen Leuten die Haare zu Berge standen.

Florian war der Meinung, er hätte insofern einen Fehler gemacht, als er das Ende der Röhre nicht gegen einen festen Gegenstand gestellt habe. Er lud hierauf zum zweiten Mal einige Pfund Pulver in das Rohr und stellte dieses dann aufrecht auf den Boden, mit dem Rücken gegen die Pumpe gelehnt. Jetzt setzte er die Lunte in Brand, — und eilig, in Schrecken gesetzt durch das Baldamus Bohnenstengel widerfahrene Malheur, verzog sich die Menge. Ein paar Secunden später erfolgte eine heftige Explosion; Blechstücke und Lehmklumpen regneten im Hofe hernieder, und in die Lüfte hinauf segelte aus der Mündung des Rohres hinaus ein — kohlpechrabenschwarzer Gegenstand, segelte höher und höher, bis er den Augen des schreckerstarrten Florian und der gaffend in gemessener Entfernung postirten Zuschauermenge nur als ein kleiner düsterer Punkt erkennbar war, — fuhr dann in noch rascherer

Bewegung wieder hernieder, tiefer und tiefer und tiefer, bis er den Boden der Erde wieder erreicht hatte. Das war die Hauskatze von Kandelsieder's, versengt und verbrannt zu einer harten und schwärzlichen Kruste. Aber trotzdem sie aussah, als ob sie den Sommer im Krater des Vesuv verlebt hätte, war sie doch scheinbar ganz munter und guter Dinge, denn sobald sie Boden unter den Füßen fühlte, stimmte sie ein wildes, unbändiges Geheule an und stürzte nach dem Holzstalle hin, wo sie miaute und miaute, bis Kandelsieder ihrem Leben durch einen Schuß aus seiner Schrotflinte ein zu frühes Ziel setzte.

Das neue Drahtrohr kostete ihn zum mindesten vierzig Dollar, aber er meinte, als ich bedenklich den Kopf schüttelte, das Geld reue ihn gar nicht, da es ihm doch gelungen sei, diesen Teufelslärm zu unterdrücken.

* * *

Im letztverflossenen Winter geschah es eines Tags, daß Kandelsieder's Wanduhr aus dem rechten Geleise kam und verkehrt zu schlagen anfing. Das gab nun in einer der nächsten Nächte Veranlassung zu einer Scandal-Geschichte sonder Gleichen. Die ganze Familie Kandelsieder vom Hausvater an bis zu der neueingetretenen Dienstmagd lag in süßem friedlichem Schlummer — da, 's mocht' um die zwölfte Stunde sein, da — schlug es auf einmal Fünf. Die Dienstmagd, die, wie das in den ersten Tagen zu geschehen pflegt, sich vorgenommen hatte, ihre Dienstpflichten mit großer Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, und in Folge dessen die ganze Nacht nicht gut schlief, lauschte mit gespanntem Ohre dem Schlagen der Uhr, sprang, als diese beim Schlage Fünf aussetzte, in der festen Meinung, es sei schon

Morgen, wie elektrisirt aus dem Bette und fuhr hastig in ihre Gewänder. Da es zur Winterszeit frühmorgens um fünf Uhr noch stockfinster zu sein pflegt, so war es erklärlich, daß sie den Zeitunterschied nicht bemerkte, sondern in die Küche hinunter eilte, um das Frühstück zu bereiten.

Die nach netter Dienstboten-Art sehr geräuschvolle Weise, in welcher Jungfer Käthe ihren Küchenfunctionen oblag, schreckte den Hausvater Florian aus seinem festen Schlafe, und behutsam bis zur Zimmerthüre schleichend, öffnete er diese leise und schob vorsichtig zuerst seine Nachtmütze und dann seinen Kopf hindurch, um sich von der Ursache dieses eigenartigen nächtlichen Rumorens zu unterrichten. Er vernahm deutlich, wie in Küche und Speisekammer unten Personen heraus- und hereinschritten, und das Klappern von Tellern und Tassen, das laut bis in die oberen Räume herauf ertönte, rief die Meinung in ihm wach, als sei etwelches diebische Gesindel mit dem Zusammenpacken seiner Küchen-Einrichtung beschäftigt. Behutsam trat er in das eheliche Schlafgemach zurück, weckte seine theure Leonore und wies dieselbe an, die Schnarre zum Vorderfenster hinaus ertönen lassen, sobald sie einen Schuß knallen hören werde. Dann langte er die Schrotflinte von der Wand, schlich leise die Treppenstufen herab, trat an die Thüre der Speisekammer, in welcher die Missethäter jetzt hausten, spannte kalten Blutes den Hahn, setzte das Zündhütchen auf, legte an, stieß die Thüre mit dem Fuße auf, schob den Lauf durch die Oeffnung hindurch und — schoß. Im selben Moment dröhnte mit Höllenspectakel die Schnarre der Frau Kandelsieder zum Straßenfenster heraus; und bevor noch Hausvater Florian recht zur Erkenntniß seines Irrthums gekommen war und die an

ihren hinteren Weichtheilen verwundete Dienstmagd vom Boden aufheben und in ihr Kämmerlein tragen konnte, wurde dreimal laut und kräftig an die Vorderthüre des Kandelsieder'schen Hauses gepocht, und als diese sich daraufhin nicht öffnete, folgten zwei, drei, mächtige Rucke, dann ein lautes Gepolter und Gepraffel — die Thür ward eingestoßen und herein schritten zwei bis an die Zähne bewaffnete Männer des Gesetzes.

Diese, als sie Herrn Florian Kandelsieder mit der Schrotflinte in der Hand dastehen und Jungfer Käthe blutig und ohnmächtig auf den Steinfliesen liegen sahen, dachten nicht anders, als daß hier ein Mord verübt worden sei. Der eine dieser zwei Wackeren schleppte unsern Florian im Geschwindschritt nach der Polizeiwache, während der zweite im Kandelsieder'schen Hause blieb, um den Thatbestand zu constatiren. In diesem Augenblick schlug die Uhr Sechs. Eine Auseinandersetzung von Seiten Käthens, die nur einige Schrotkörner in der oben bezeichneten Stelle zu sitzen hatte, klärte den zurückgebliebenen Polizeimann auf, der sich daraufhin rasch entfernte, um den geprüften Kandelsieder seiner angsterfüllten Familie wieder zuzuführen. Zähneklappernd vor Frost und Aufregung langte Florian um drei Uhr Morgens — gerade als die Uhr im Hause Acht schlug — vor seiner Thüre wieder an. Nachdem ihm der Sachverhalt auseinandergesetzt worden, war seine erste Handlung, den Kolben seiner Flinte in das Uhrwerk zu stoßen, worauf dasselbe sofort zweihundertundvierzig Mal hinter einander schlug. Da packte Florian die Wuth, und er feuerte das werthvolle Möbel durch das Fenster nach dem Hofe hinaus, wo es in tausend Trümmern barst. Am Nachmittag erstand seine Leonore auf der Fahrnißversteigerung bei Schwanepelzens eine zierliche alte Rococo-Uhr zu mäßi-

gem Preise — der erste praktische Erwerb, den der Kandelsieder'sche Haushalt von Leonorens Gerümpel-Kaufsucht zugeführt erhielt. Seitdem erfreut sich die Familie Kandelsieder wieder der gewohnten segensreichen Ordnung.

* * *

Wenige Wochen nach dieser curiosen Uhren-Geschichte feierte das Ehepaar Florian und Leonore Kandelsieder ihre „eiserne Hochzeit". *) Circa 120 Gäste waren zu dem solennen Feste geladen; und jeder Gebetene fühlte natürlich die Verpflichtung, irgend ein Geschenk dem Jubelpaare zu überreichen.

Herr und Frau Schulze eröffneten den Reigen und brachten dem „verehrten Jubel-Florian" ein paar Bügeleisen; Herr und Frau Müller folgten und brachten der „theuren Jubel-Leonore" ein paar Bügeleisen. Allgemeines Gelächter ob dieser sonderbaren Gedanken-Harmonie! — Die Heiterkeit wuchs, als nun auch Herr und Frau Lehmann, beide je ein Bügeleisen in der Hand tragend, in das Festgemach traten und dem Jubelpaare mit einigen wohlgesetzten Worten das seltene Präsent überreichten, — schwoll aber an zu einem brausenden Gejohle, als gleich hinter Lehmann's, wiederum mit einem paar Bügeleisen, Herr und Frau Meier sich zur Thür herein bewegten.

---

*) Es ist eine Eigenthümlichkeit des Familienlebens in den Vereinigten Staaten, den Tag der Eheschließung nicht, wie es bei uns Sitte, bloß nach 25, 50 und 75 Jahren (als silberne, goldene, diamantne Hochzeit) festlich zu begehen, sondern bereits zu fünf früheren Malen, nämlich nach 3 Jahren als paper-wedding (papierne Hochzeit), nach 5 als glass-w. (gläserne), nach 7 als wooden-w. (hölzerne), nach 10 als tin-w. (blecherne) und nach 15 Jahren als iron-wedding (eiserne Hochzeit). Bei der ersten Feier bestehen die sämmtlichen Geschenke aus papiernen, bei der zweiten aus gläsernen, der dritten aus hölzernen, der vierten aus blechernen, der fünften aus eisernen Gegenständen. H.-A.

Als aber nach kaum fünf Minuten Herr und Frau Wasserhose sich anmelden ließen und — zur Abwechslung — nicht ein, sondern zwei Paar Bügeleisen, sorgfältig in braunes Packpapier gehüllt, voraussandten; als gleich darauf die drei Mädchen von Schlaginweit's, jede mit einem Bügeleisen ausgestattet, erschienen; als Bohnenstengel's, Maßelgruber's, Purzpichler's, Specht's, Piepenbrink's, Schummler's und Abele's, Alle mit Bügeleisen in der Hand oder unter dem Arme, auf der Straße sichtbar wurden: da legte sich Herrn Florian's Gesicht doch langsam in ernste Falten, und Norchen rümpfte das Näschen mehr als gewöhnlich. Ganz Blechlingen schien an diesem weihevollen Tage an weiter nichts gedacht zu haben, als an Bügeleisen, denn soviel Gäste wie in's Festzimmer eintraten, soviel wanderten auch Bügeleisen auf die für die Festgeschenke aufgestellte Tafel, die schließlich durch Ansetzen von Tischen verlängert werden mußte. Nur der steinalte, expreß zu dem Festtage von Philadelphia nach Blechlingen gekommene Großonkel Florian's, der gute Medardus Hugendubel, brachte eine Abwechslung in die Geschichte, indem er aus den Tiefen seines Reisesackes eine eiserne Kuhschelle hervorlangte und der Gattin seines vielgeliebten Großneffen mit ein paar Beglückwünschungs-Worten einhändigte. Jubel-Florian hatte zwar in seinem ganzen Leben nicht Verwendung für eine Kuhschelle, und zu jeder andern Stunde würde er mit Verachtung auf ein derartiges Präsent herabgeblickt haben. Heute aber fühlte er sich dem „freigebigen" Großonkel unendlich dankbar und wollte denselben gerade im überströmenden Gefühl seiner Freude umarmen und küssen, als das Ehepaar Schwänzlein zur Thüre herein trat mit einem Paar doppelspitziger, holzgriffiger Bügeleisen neuester Erfindung, und Hieronymus Schwänz-

lein dem Jubel-Florian ein kurzes launiges Gedichtchen herdeclamirte. Den Schwänzlein's folgten Rohrdommel's, den Rohrdommel's Rabe's, den Rabe's Wunderlich's, Trittmüller's, Braun's, Reisewitzens, Pfeifer's u. s. w. u. s. w., Alle mit einem, zwei oder mehr Bügeleisen, bis endlich der witzige Milchlieferant Blechlingen's, Herr Lactantius Weise, in bekannter Geistesüberlegenheit den ersten und einzigen gußeisernen Untersatz für Bügeleisen dem Jubelpaare überreichte.

Herr Florian Kandelsieder hatte bei jedem weiteren, mit einem Bügeleisen Eintretenden ein unheimlicheres Gesicht geschnitten, bis ihm endlich, als Notar Dr. Klauber durch seinen ältesten Sprößling, „um einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen," ein einziges Bügeleisen sandte, der Geduldfaden riß. Schäumend vor Wuth, ließ er die geladenen Gäste im Stiche, unternahm einen Gang in's Freie, um sich abzukühlen, und begab sich nach seiner Heimkunft alsbald zu Bette.

Am Morgen nach dem Festtage zeigte Norchen, der die Bewirthung der Festgäste bis zum frühen Morgen allein obgelegen hatte, ihrem verdrießlichen Florian die „Errungenschaften des Abends." Sie zählten die empfangenen Geschenke: zweihundert und dreizehn eiserne Bügeleisen, einen eisernen Untersatz und eine eiserne Kuhschelle.

Von diesem Tage an haben sich Kandelsieder's von dem Umgange mit den Schulze's und Müller's, Lehmann's und Meier's u. s. w. u. s. w. losgesagt, denn sie können sich des drückenden Bewußtseins nicht entschlagen, daß ihnen mit dieser ganzen Geschichte ein höchst unliebsamer Schabernack gespielt worden. Der wirkliche Thatbestand aber ist, daß der Kurz- und Eisenwaarenhändler Lautenschlager einen übermäßigen Vor-

rath an Bügeleisen hatte, die er für ein Spottgeld losschlug, und daß, wie andererorten, auch in Blechlingen Einer wie der Andere das Billigste gekauft hatte, was im Laden zu haben gewesen war. Ob Kandelsieder nach dieser zum Mindesten sehr unerfreulichen Enttäuschung die Feier seines silbernen Hochzeitsfestes begehen wird, darüber soll er noch gar manchen Zweifel hegen.

Dreizehntes Capitel,

welches in höchst seltsamlicher Weise von Wettrennen und auch mancherlei anderen Dingen Kunde giebt.

Unfern der mächtigen Großstadt, in deren unmittelbarer Nähe — wie Eingangs dieser Blätter hervorgehoben — unser gemüthliches Blechlingen gelegen ist, befindet sich ein hügeliges, von zahlreichen Gräben und Hecken durchschnittenes Terrain, welchem der Volksmund den Namen „Teufelsgrund" gegeben hat. Dort werden die jährlichen Wett- und Hürdenrennen abgehalten, bei denen unser wohlbekannter Freund, der Pferdeliebhaber Herr Baldamus Bohnenstengel, nur in höchst seltenen Ausnahmefällen nicht gegenwärtig zu sein pflegt. So war er denn auch zu dem großen Preis-Kirchthurmjagen, das im milden Herbst des letztverflossenen Jahres auf besagtem „Teufelsgrund" abgehalten wurde, hinübergereist. In den letzten Tagen seiner Anwesenheit in der großen Stadt hatte er zufällig den Prediger der Blechlinger Methodisten-Gemeinde, Seine Ehrwürden Herrn Barnabas Speidel, getroffen und sich mit diesem zur gemeinschaftlichen Heimreise verabredet.

Als die beiden Herren im Bahnwagen einander gegenüber saßen, erzählte Bohnenstengel, der noch ganz unter den Eindrücken des bei dem Rennen Gesehenen und Erlebten stand, von weiter nichts als von Pferden und Jockeys, von Jagen mit und ohne Hindernisse, von ersten, zweiten, dritten Preisen und dergleichen mehr. Herr Prediger Speidel verstand freilich von diesen Dingen soviel wie ein Wilder von Psychologie; Bohnenstengel aber hielt es in der ihm eigenthümlichen Weise für selbstverständlich, daß der Herr Pfarrer mit dem Gegenstande vertraut sein müsse; und so erzählte er denn mit lauter, vernehmlicher Stimme (Herr Barnabas Speidel nämlich war etwas schwerhörig), wie folgt:

„Ich war heut Morgen noch auf der Rennbahn draußen, um mir den ‚Longfellow' anzusehen."

„Wirklich? War denn der auch anwesend? Wo sagten Sie, daß er gewesen sei?" fragte Speidel.

„Auf der Rennbahn drüben im ‚Teufelsgrund,'" rief Bohnenstengel, indem er sich zu Ehrwürden's Ohr herüberneigte; „ich hab' ihn ganz deutlich gesehen, und den ‚Grant' und den ‚Sherman' und eine große Menge Anderer noch. Er lief gegen Grant, was eine colossale Aufregung hervorrief. Er hat aber den Grant gründlich geschlagen, und die Art und Weise, wie ihm die Menge Hoch's und Vivat's zubrüllte, war wirklich großartig. Es heißt, daß bei der Geschichte viel Geld gesprungen ist. Ich hatte selbst eine kleine Wette auf den Grant geschlossen."

„Sie wollen doch nicht sagen, Herr Bohnenstengel, daß Longfellow wirklich Grant *geschlagen* hat?" fragte Herr Speidel.

„Ei versteht sich! Grant hat eine totale Niederlage erlitten. Man hätte 's kaum glauben sollen; nicht wahr?

Ich hab' in meinem ganzen Leben kein größeres Erstaunen gefühlt. Das Merkwürdigste an der Sache war, daß Longfellow nachher noch gerade so frisch erschien wie vorher. 's hat ihn wirklich gar nicht angegriffen. Anstatt auszuruhen, sprang er munter umher; und als sich die Menge zu ihm herandrängte, schlug er einen Jungen in den Rücken, daß der Aermste zusammenknickte wie ein Federmesser — ist beinahe zu Grund gegangen daran, der unglückliche Bursche! O! der Longfellow ist ein gefährlicher Wicht! Ich möcht' ihm nicht von hier bis an die Ecke trauen."

„Das ist aber wirklich verwunderlich!" rief der Herr Pfarrer aus. „Ich kann das beinahe nicht für möglich halten. Sind Sie auch wirklich ganz sicher, Herr Bohnenstengel, daß es Longfellow war?"

„Nun, natürlich!" rief dieser aus. „Ich hab' ihn früher ja oft genug schon gesehen. Nachdem er sich ein wenig verschnauft hatte, hat er mit der Lucca angebunden. Die ist nun vollends schlecht weggekommen. Die ganze Bahn hindurch hielt er ihr immer ein paar Fäuste vor."

„Was Sie sagen! ein paar Fäuste — Longfellow, der Lucca! Das ist ja schauderhaft!"

„Hierauf maßen sich Bismarck und Arnim, und das war der schönste Wettstreit des ganzen Tages. Zuerst schlug der Bismarck den Arnim, dann ermannte sich dieser und machte dem Erstern colossal zu schaffen, nun schossen Beide eine Zeit lang neben einander her, als der Bismarck plötzlich ein paar mächtige Rucke that und den Arnim weit hinter sich ließ. Es wurde gesagt, Arnim hätte das Augenlicht verloren in Folge des übermäßigen Echauffements; aber ich weiß nicht, ob es wahr ist oder nicht. Wie dem auch sei, er konnte nicht weiter. — Nun aber hören Sie, Ehrwürden! Jetzt kam

der Longfellow wieder mit der Beecher-Stowe. Auch an dieser hat er fortwährend vorbeigeschossen, wodurch sie in solche Aufregung gerieth, daß sie ein wenig seitwärts gerannt ist und, weiß der Himmel wie! über Longfellow's Bein gestolpert ist, darauf zusammengebrochen und — so hab' ich gehört — sehr gefährlich beschädigt sein soll. Auch Longfellow's Bein soll bis auf den Knochen aufgeschürft sein."

„Haben denn welche von den Schüssen getroffen?"

„Schüsse — was sagen Sie?"

„Nun, Sie sagten doch, er hätte fortwährend an ihr vorbeigeschossen?! und da glaubte ich, es hätten am Ende welche von den Kugeln sie getroffen."

„Ach was!" rief Bohnenstengel, „ich hab' natürlich damit gemeint, daß er an ihr vorbeigerannt sei. Wie soll er denn Kugeln auf sie haben schießen können?"

„Nun, ich dachte, er hätte vielleicht eine Flinte gehabt. Aber ich verstehe von der ganzen Sache nichts. Ich hab' so etwas Verwunderliches gewiß mein ganzes Leben lang noch nicht gehört," sagte kopfschüttelnd Herr Pfarrer Speidel.

„Aber, mein guter lieber Herr Pfarrer," fragte Bohnenstengel; „wie soll denn der Longfellow eine Flinte handhaben können?"

„Nun, wie jeder andere Mensch doch auch!"

„Aber Ehrwürden! — Heiliger Moses! Sie haben doch nicht geglaubt, daß ich die ganze Zeit hindurch von Menschen gesprochen habe!? Oder wirklich etwa? Der Longfellow ist ein Pferd, mein sehr verehrter Herr Speidel! Der Bismarck und der Arnim, die Lucca und die Beecher-Stowe auch. Sie sind heute Nachmittag um die Wette gelaufen im ‚Teufelsgrund' drüben. Und davon hab' ich Ihnen erzählen wollen."

„Was Sie nicht sagen!“ entgegnete Herr Barnabas Speidel mit einem Seufzer der Erleichterung. „Ich dachte, Sie sprächen von dem Dichter, und wußte nicht, ob ich Ihnen glauben sollte, Herr Bohnenstengel, oder nicht. Es war mir doch gar zu sonderbar.“

Herr Baldamus Bohnenstengel stand auf, weil er sich kaum das Lachen verhalten konnte, und schritt nach dem Rauch-Coupé hinüber, wo er den Scherz allen seinen Bekannten zum Besten gab, indessen Seine Ehrwürden über die unverschämte Frechheit der Menschen nachdachte, Pferden die Namen achtbarer Personen beizulegen.

* * *

Während Ehrwürden Speidel noch über diesen Fall nachsann, ward seine Aufmerksamkeit auf ein weiteres sensationelles Ereigniß gelenkt.

Ein junger Mann, der mit Ehrwürden im gleichen Wagen saß, hatte eine Flasche Himbeersaft mit dem Halse nach unten in den Behälter für Reisehandgepäck zu seinen Häupten gelegt. Kurze Zeit darauf kam ein Bekannter dieses Mannes in den Wagen und setzte sich auf den neben demselben befindlichen freien Platz. Während auch zwischen diesen beiden Herren über nichts Anderes, als über das eben stattgefundene Wettrennen gesprochen wurde, hatte der Letztgekommene sein Federmesser aus der Tasche gezogen und schnitzelte sich damit an seinen Fingernägeln herum. Die Unterredung wurde allmälig warm; und als die Aufregung zu einem hohen Grade gestiegen war, gesticulirte der Zuletzteingetretene heftig mit seinem Messer in der Luft herum, um seine Anschauungen besser zu erläutern. Inzwischen hatte sich durch die Erschütterung des Fahrens der Kork aus

der Himbeerflasche zu Häupten seines Widerparts gelockert, und der Saft träufelte auf des Besitzers Kopf, Gesicht und Kragen und Rock nieder, ohne daß es der junge Mann im Feuereifer des Meinungskampfes bemerkt hätte.

Nicht lange währte es jedoch, so wurde eine ängstliche alte Frau, die auf der Bank hinter dem lebhaft discutirenden Männerpaar saß, des rothen Fleckens auf dem Antlitz des Einen ansichtig, und da sie sich dem schrecklichen Wahn hingab, sie sehe Blut, so schrie sie aus voller Kehle: „Mordio! Mordio!“ Als auf diesen Lärm hin Passagiere, Zugführer und Bremser herbeigestürzt kamen, fuchtelte sie wild mit ihrem Schirme umher und rief:

„Arretiren Sie den Mann da! arretiren Sie ihn! Ich hab' ihn bei der That gesehen. Ich hab' gesehen, wie er den Anderen mit seinem Messer gestochen hat, bis das Blut herausgespritzt ist. O du Satan! du schlechter Schurke! ein Menschenleben in so niederträchtiger Weise zu rauben! Ich hab' gesehen, wie du ihn mit dem Messer gestochen hast, du Menschenschlächter du! Und das werde ich vor Gericht beschwören, du elender Schurke du!“

Man brachte die aufgeregte Dame in den hinteren Wagen und beruhigte sie, während das nichts ahnende Opfer sich den Himbeersaft vom Rocke wischte. Die ehrenwerthe alte Frau aber wird mit der festen Ueberzeugung in's Grab sinken, Augenzeuge eines der entsetzlichsten Eisenbahnmorde gewesen zu sein, die jemals sich zugetragen.

* * *

Vor nicht langer Zeit aber wurde Ehrwürden Speidel's Weisheit zur Entscheidung einer Wette von weit gewichtigerer Natur angerufen, als sie ursächlich eines Pferderennens je abgeschlossen werden kann. Bei Gelegenheit einer religiösen Controverse nämlich zwischen dem bibelfesten Kirchendiener Petrus Lämmlein und einigen seiner Bekannten war von einem dieser letzteren behauptet worden, daß Herr Petrus bei all' seiner Belesenheit denn doch nicht wisse, wie die Schwiegermutter des Moses geheißen habe, und daß er dies auch nicht zu eruiren vermöge. Petrus Lämmlein nun hatte nach langem Hin- und Widerreden sich zu einer Wette erboten, daß er den Namen dennoch zu erforschen im Stande sei. Die Wette war von der ganzen Kumpanei seiner Widersacher gehalten worden, und Petrus hatte daraufhin die Bibel von A bis Z durchgelesen, ohne indeß das Mindeste zu finden, was ihm Aufklärung über das wichtige Streit-Object oder nur den geringsten Anhalt zur Entscheidung der Frage gegeben hätte. Er faßte nun den Entschluß, den Kirchen-Aeltesten Fein in dieser Angelegenheit zu befragen.

Herr Fein ist Director der Blechlinger Gasfabrik-Gesellschaft. Die Bureaux derselben liegen am „Rosenweg" draußen, und durch ein halbes Dutzend kleiner niedriger Fenster gewahrt der Vorübergehende die gleiche Anzahl von Köpfen, die ebensoviel Angestellten angehören, deren Obliegenheit es ist, Bestellungen auf Gas und Coaks sowohl, wie eingehende Geldbeträge in Empfang zu nehmen. An das zunächst der Straßenecke sitzende dieser Individuen nun richtete Herr Petrus Lämmlein das Wort:

„Ist Herr Fein zugegen?"

„Was ist Ihr Begehr?" schallte ihm entgegen.

„Hm! ich möchte gerne den Namen von Moses' —"

„Ich kenne keinen Moses. Sehen Sie im Adreßbuch nach!" und ärgerlich schlug der Beamte das Fenster zu.

Darauf wanderte Petrus zum zweiten Schalter und rief hinein:

„Ich wünsche Herrn Fein auf einen Augenblick zu sprechen."

„In welcher Angelegenheit?"

„Ich möchte gerne wissen, ob er vielleicht Moses —"

„Was für einen Moses?"

„Na, Moses, den Bibel-Moses — möchte gerne wissen, ob er vielleicht weiß —"

„Patriarchen gehören nicht in mein Ressort. Fragen Sie drüben im ‚Christlichen Jünglings-Verein' nach!" und darauf schloß sich das Fenster.

Beim dritten Schalter nun sprach Petrus:

„Ich wünsche Herrn Fein auf ein paar Augenblicke wegen Mose'n zu sprechen."

„Wollen Sie seine Gasrechnung bezahlen? Wie heißt sein Zuname?"

„Nein, nein! ich meine den ersten Moses, den Moses aller Mosesse."

„Ist etwas an seinem Gasometer entzwei?"

„Ach! Sie verstehen mich nicht! Ich meine den Propheten Israel's. Ich möchte gern wissen, ob —"

„Na, hier finden Sie ihn nicht. Das ist das Bureau für Reparaturen. Fragen Sie 'mal am Fenster nebenan."

Petrus folgte der Weisung.

„Ach, mein werther Herr!" rief er zum vierten Schalter herein. „Ich möchte gern Herrn Fein auf einen Augenblick sprechen. Er wird mir eine nothwendige Aufklärung über den Propheten Mose geben können. Es wäre mir angenehm, wenn Sie es ihm sagen möchten."

„Ach! was Ihnen nicht einfällt!" versetzte barsch der Beamte. „Herr Fein ist viel zu sehr beschäftigt, um für solchen Unsinn Zeit zu haben."

„Ich muß ihn aber sprechen," beharrte Petrus, „und ich bestehe darauf. Sie müssen nämlich wissen, ich habe wegen des Moses —"

„Mir gleichviel, was Sie haben oder nicht haben. Herr Fein ist nicht zu sprechen."

„Ich werde ihn aber doch sprechen," rief Herr Petrus Lämmlein, dessen Geduld nun zu Ende war. „Ich verlange, daß Sie ihm sagen, der Lämmlein sei hier und wolle ihn etwas über den biblischen Mose fragen. Ich werde dafür sorgen, daß Sie Ihre Entlassung kriegen, wenn Sie sich weigern, es zu thun."

„Was geht's mich an, ob Sie ihn wegen der sämmtlichen Kinder Israel's sprechen wollen? Ich sag' Ihnen, es geht nicht — und damit basta! Nun verhalten Sie sich ruhig und gehen Sie Ihrer Wege!"

Hierauf entschloß sich Herr Petrus Lämmlein nothgedrungen, den Kirchen-Aeltesten Fein in dieser Angelegenheit aus dem Spiele zu lassen und sich direct an Seine Ehrwürden den Herrn Pfarrer Speidel zu wenden. Der geistliche Herr empfing ihn freundlich und fragte nach seinem Begehr:

„Ich komme zu Ihnen, Herr Pfarrer, um Sie zu fragen: Können Sie mir nicht Auskunft geben, wie die Schwiegermutter hieß vom großen Mose?"

„Hm!" meinte Herr Barnabas Speidel — der, wie die Leser sich aus dem früher Gesagten erinnern werden, schwerhörig war, was hier die Ursache zu einem kleinen Mißverständniß wurde — „hm! da ist wirklich wenig Unterschied. Manche lieben diese Sorte, Manche jene. Eine recht gute Moos-Rose von heller Farbe ist ‚Herzog

von Cambridge;' hat große Blumen, blüht sehr früh und hat einen feinen Geruch. ‚Hercules' ist auch vorzüglich, muß aber guten Dünger haben und fleißig begossen werden."

„Ach! ich habe ja nicht wegen Rosen, sondern wegen Mose'n gefragt. Sie lassen sich irre leiten!" rief Petrus Lämmlein.

„O freilich! unter allen Umständen! Man kann sie am Pfahl hinauf leiten, wenn man das will. Da peitscht sie der Wind nicht herum, und sie treiben mehr Schößlinge."

„Ach! Sie mißverstehen mich!" schrie Petrus Lämmlein. „Ich frage wegen Mose'n, nicht wegen Rosen. Ich möchte gern wissen, wer Mosis, des Gesetzgebers, Schwiegermutter war."

„Ach so! Nun, entschuldigen Sie! ich glaubte, Sie sprächen von Rosen. Mosis Gesetze waren die Grundlage der jüdischen Religion. Sie finden das im Pentateuch. O! das ist eine sehr bewundernswerthe Sammlung, sehr bewundernswerth, wenn man den Zweck derselben im Auge behält. Wir natürlich haben sie überlebt, aber noch immer enthält sie gar vieles auch für uns Nützliche, so z. B. die —"

„War Moses verheirathet?" brüllte Petrus Lämmlein.

„Verheirathet? O gewiß! der Name seines Schwiegervaters war Jethro, wie Sie wissen, und —"

„Wer war seine Frau?"

„Nun, die Tochter des Jethro natürlich! Ich sage ja, Jethro war sein Schwiegervater."

„Ach! wer Jethro's Frau war, meine ich," sagte Petrus Lämmlein. „Ich möchte das wissen, weil ich gerne meine Wette gewonnen hätte."

„‚Jette?' — Nein, so hieß sie nicht. ‚Jette' ist ja das corrumpirte Verkleinerungswort von Henriette, und

dieser Name findet sich im Alten Testamente nicht. Ich kann mich auf den Namen von Mosis Frau nicht besinnen."

„Ich frage ja doch nach dem Namen der Schwiegermutter des Mose, zur Schlichtung einer Wette?"

„Junger Mann," sagte jetzt Seine Ehrwürden in streng verweisendem Tone. „Sie treiben Spott mit ernsten Dingen. Was wollen Sie damit sagen, daß Sie den Moses zur Schlichtung einer Wette haben wollen?"

Da langte Petrus Lämmlein nach einem auf dem Piano liegenden Notenheft, rollte dasselbe zusammen, hielt es an des Pfarrers Ohr und brüllte hinein:

„Ich — hab' — gewettet — daß — ich — den Namen — von — Mose'n seiner — Schwiegermutter — erfahren könnte. — Wissen — Sie — ihn?"

„In der Bibel ist derselbe nicht genannt," erwiderte der Pfarrer; „und wenn Sie keinen Geisterbeschwörer finden können, der Sie mit Mose'n in directe Beziehung bringt, — so glaub' ich, werden Sie Ihre Wette verlieren."

Herr Petrus Lämmlein gab seine fruchtlosen Bemühungen auf und zahlte die gewettete Summe, soll sich aber vorgenommen haben, in Zukunft weniger Heißsporn zu sein.

* * *

Herr Petrus Lämmlein ist, wie theilweise schon aus den vorhergehenden Zeilen erhellt, ein überaus wißbegieriger Mensch. Fortwährend ist er mit der Untersuchung dieses oder jenes Gegenstandes beschäftigt. Vor ein paar Tagen nun las er, daß zwei Tropfen vom flüchtigen Oel der Tabakspflanze, einer Katze auf die Zunge getropft, das Thier sofort umbrächten. Die Sache

erschien ihm nicht recht glaublich, und darum beschloß er, sich durch eigene Anschauung zu überzeugen. Der alte Schwalbe, der zweite — der Anciennetät nach erste — Apotheker von Blechlingen hat eine Katze, die wohl ihre fünfzehn Pfund wiegen mag. Diese fing nun unser Freund Lämmlein ein und nahm sie mit sich in sein Zimmer. Dort öffnete er ihr das Maul und träufelte ihr ein paar Tropfen des Giftes ein. Einen Augenblick später erschallte ein wildes, übernatürliches „M-i-i-i-au-u-u-i-i-au-u-u!" — und zu Herrn Lämmlein's größter Bestürzung fing Schwalbe's Katze an, mit zu Berge stehendem Haar und krampfhaft sich windendem Schweife, pfauchend wie das Nebelhorn auf der Wiener Weltausstellung, im Zimmer herumzujagen. Herr Lämmlein ist seiner Sache nicht ganz sicher, aber er meint der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen mit der Behauptung, daß die Katze die Runde durch das Zimmer über Tisch und Stühle weg etwa siebenzigmal in der Minute gemacht habe, ohne die zahlreichen Schwenkungen in Betracht zu ziehen, die sie, um nach Lämmlein's Hosen zu schnappen, unternommen haben soll. Gerade als Herr Lämmlein die Meinung in seinem Geiste Wurzel fassen fühlte, daß das rasende Vieh seine gymnastischen Exercitien damit endigen würde, ihm an die Kehle zu springen und ihn todt zu beißen, machte sie einen riesigen Satz, sprang durch das Thürfenster in's Freie, raste in Schwalbe's Apothekerladen zurück, setzte über den Ladentisch hinüber, riß dabei zwei Glaskruken voll Süßholzmehl und Zahnbürsten, die Ipecacuanha-Flasche und vier Flacons Haarfärbe-Essenz herunter, stieß bei ihrem Sprung zur Erde eine auf dem Boden stehende Flasche voll peruvianischen Balsams um, jagte dann an einer hageren Frau herauf, die eben in den Laden ge-

treten war, um ein Glas Schwalbe'schen „Original-Selterser Wassers" zu trinken, faßte auf dem umfangreichen Hute der zum Tode erschreckten Dame einige Secunden Posto, zuckte drei- bis viermal krampfhaft zusammen und stürzte in den Grünseifen-Behälter hinunter, wo sie verendete.

Herr Petrus Lämmlein ist nun überzeugt, daß eine Katze in der vorerwähnten Weise um ihr Leben gebracht werden kann. Er würde indessen mit diesem neuerlichen Resultate seines Forschungsdranges weit mehr zufrieden sein, wenn der alte närrische Schwalbe nicht Schadenersatz für seine Katze, Medicamente und Glasscheiben begehrt hätte.

* * *

Im letztverflossenen Sommer wurde unser Petrus Lämmlein von einem seiner Brüder, Cyprian, in Blechlingen besucht. Cyprian besaß einen Pistolen-Stock, den er gewöhnlich scharf geladen mit sich herum zu tragen pflegte. Seltsamer Weise ließ er denselben bei seiner Abreise stehen. Zum bessern Verständniß des hier Folgenden, wie auch zur Ehrenrettung unseres Petrus müssen wir bemerken, daß Cyprian nie über die gefährliche Natur besagten Stockes ein Wort verloren hatte.

Wenige Tage nun nach Cyprian's Abreise traf es sich, daß Petrus Lämmlein in einer Viehkaufs-Angelegenheit sich auf die Farm von Nehemias Lilienstengel begeben mußte, und daß er zu dem weiten Marsche sich mit Cyprian's Stocke ausrüstete. Lilienstengel ging sogleich mit ihm nach den Viehställen und zeigte ihm neben verschiedenen Pracht-Exemplaren von Zuchtochsen und Widdern eine neue Eigenart von Schwein, die durch Racenkreuzung erzielt worden war.

„Diese Sau, da, Herr Lämmlein," sagte Lilienstengel, „übertrifft alle anderen Säue an der ganzen Küste des Oceans. Sehen Sie sich's an, wie Sie wollen: diese Sau bleibt ein prächtiges Vieh. Fett — das lautere, reine Fett ist sie! Nicht eine einzige magere Stelle an ihr, alles derber, fester Speck. Stellen Sie die Sau zu einem Kamin heran, und in zwanzig Minuten wird das nackte Gerippe in einer Fettlache dastehen. Das ist ganz zweifellos! Befühlen Sie blos einmal das Thier an den Schultern und Seiten!"

Hierauf nahm Herr Lämmlein seinen Stock und stieß mit demselben nach dem Schweine. Er hatte das zwei- bis dreimal gethan und eben ausgerufen: „Das ist wirklich ein Pracht-Exemplar!" — als plötzlich ein Schuß krachte, das Schwein zur Erde stürzte, noch ein kurzes Röcheln ausstieß und verendete. Lämmlein sah Lilienstengel, und Lilienstengel sah Lämmlein verblüfft an. Dann endlich rief Lilienstengel in heftigem Zorn:

„Was zum Teufel haben Sie da gemacht?!"

„Ich? — Was hab' ich denn gemacht? — Daß ich nicht wüßte! — Der Stock da muß aus irgendwelchem alten Flintenlauf gemacht sein, in dem noch die Ladung gesteckt hat. Sie können sich darauf verlassen, daß ich nicht das Geringste davon gewußt habe."

„Das ist eine ziemlich windige Ausrede," versetzte Lilienstengel. „Sie haben einen Groll auf das Schwein gehabt, weil Sie ein Schwein, wie das, nicht kriegen konnten; und darum haben Sie's umgebracht."

„Ach! reden Sie doch nicht so albern!"

„Wenn Ihnen das albern erscheint, so ist das Ihre Sache. Aber zweihundert Dollar werden Sie für dieses Stück Schweinefleisch berappen, wenn ich bitten darf!"

„Da seh' ich Sie eher beim Teufel und seiner Großmutter!" rief Petrus Lämmlein.

Und Lämmlein blieb Sieger; wenn aber Lilienstengel auch zuerst nachgab, so kehrte Lämmlein doch mit blutiger Nase heim und wurde am nächsten Tage wegen Schweinetödtung verhaftet. Wie die richterliche Entscheidung ausfallen wird, ist bis auf Weiteres noch nicht bekannt. Cyprian ist wieder da, um zu Gunsten seines Bruders zu zeugen.

Vierzehntes Capitel.

Seltsame Wilde.

Als der junge Herr Abel Schnabel, der Neffe des Herrn Gerichtsrath Amadeus Watschler, seine Gymnasial-Studien beendigt hatte, faßte er den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen und Missionär zu werden. Eines Tags begegnete er dem See-Capitän Nelson Kidd. Nachdem er diesem erzählt hatte, daß er im Sinne habe, als Missionär in die Heidenwelt zu wandern, fragte ihn der Capitän: „Nach welchem Lande gehen Sie denn?"

„Nach den Ci-go-rien-Inseln. Ich segele im October ab."

Kidd (den Kopf mitleidig schüttelnd): „Armer junger Mensch! Das ist recht schade — wirklich recht schade! — Nach den Ci-go-rien-Inseln! — Noch nicht verheirathet, vermuthe ich? Nein? Ah! um so besser. So ist kein Weib und kein Kind da, das zur Wittwe und Waise werden könnte. Gott sei Dank! Aber traurig ist es doch

recht sehr! Ein so vielversprechender junger Mann wie Sie. Mir blutet das Herz!"

S.: „Was meinen Sie denn eigentlich?"

K.: „Ach, nichts! Ich will Sie nicht abschrecken. Ich weiß wohl, daß Sie aus Pflichtgefühl handeln. Aber sehen Sie — ich bin auf den Ei-go-rien-Inseln gewesen, und kenne die kleinen Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner, und ich — nun, ich — ich — es ist eben nicht anders. Sehen Sie, daß — doch ehe ich die Wahrheit verberge, will ich Ihnen lieber gerade heraussagen, daß am letzten Tage meines Aufenthalts daselbst die Insulaner eines meiner Beine aufgespeist haben — abgesägt und aufgespeist haben. Darnach können Sie selbst urtheilen, wie die Sachen dort stehen. Diese Kerle haben mein Bein mit einem wahren Wohlgefallen vertilgt — bis auf den letzten Knochen. Mein Bein war Ihrem Beine erschrecklich ähnlich — nur ein wenig schwerer noch, kommt's mir vor."

S.: „Gerechter Himmel! Sie setzen mich in Erstaunen!"

K.: „O! das ist noch gar nichts. Das haben sie bloß als einen kleinen Spaß angesehen. Der Häuptling erzählte mir Tags zuvor, daß sie gar nichts Anderes als Menschenfleisch äßen. Er sagte, seine Familie verbrauche jahraus jahrein, Sonn- und Festtage mitgerechnet, etwa drei Menschen täglich; er selbst sei ein mäßiger Esser, da er sich Anno '47 an einem zähknochigen Australier den Magen gründlich verdorben habe und seitdem noch immer an Verdauungsbeschwerden leide. Aber seine Mädels und seine Alte, die wären mit einem prächtigen Appetite gesegnet, und er hätte infolgedessen gerade genug zu thun, wenn er den Haushalt immer mit dem nöthigen Menschenfleisch versorgt wissen wollte.

Die Alte, meinte er, zöge kleine Kinder vor, weil ihre Zähne schon etwas stark angegriffen seien; die Mädels aber könnten den verwettertsten alten Matrosen verspeisen, der je die See befahren hat."

S. (schaudernd): „Das ist ja fürchterlich!"

K.: „Und weiterhin hat mir dieser Häuptling noch gesagt, daß manchmal der Vorrath an Menschenfleisch sehr karg sei; seit neuerer Zeit könnten sie sich aber mehr auf die importirte Waare als auf ihre eigenen heimischen Producte verlassen. Diese sei zudem auch besser, und Jedermann zöge das weiße Fleisch vor. Er hat gemeint, die Missionsgesellschaften schickten ihnen manch' schöne Ladung Fleischwaaren zu, und Thränen kamen ihm in die Augen, als er davon sprach, wie mitleidig und fürsorglich man gegen den armen freundlosen wilden Mann auf ferner Insel sei. Er hat gemeint, er liebe alte Missionäre nicht sonderlich, allzu junge jedoch auch nicht. Aber lassen Sie 'mal sehen! Wie alt sind Sie denn eigentlich?"

S. (dem die Haare zu Berge standen): „Ich bin achtundzwanzig Jahre alt."

K.: „Ich dächte, er hätte 'was von siebenundzwanzig gesagt. Aber wie dem auch sei, er hat sie gern, wenn sie alt genug sind, um fest, und noch jung genug, um zart zu sein. Er meinte auch, er liebe das Fleisch von den Missionären darum so, weil sie gewöhnlich viel Schnaps tränken und Tabak rauchten oder kauten; das Fleisch erhielte dadurch so eine Art haut-goût. Ich kann mich erinnern, einen jungen Mann gesehen zu haben, der von Boston aus dahinaus kam. Dieser glaubenseifrige Jüngling berief eine Lagerversammlung in dem mächtigen Urwalde, und während er eben eine Hymne anstimmte, schlug ihn einer aus der versammelten

Gemeinde mit einer Keule über den Kopf, und wenige Augenblicke später brodelte er schon über dem Feuer gerade vor dem Altare. Mit dem Gesangbuche wurde das Feuer angezündet und mit den Predigtbüchern wurde es unterhalten. Er war ein Mann so von Ihrem Caliber ungefähr, mein lieber Abel Schnabel — vielleicht noch ein wenig magerer. Fette Leute sind aber bei diesem Feinschmecker-Volke weit beliebter; das Fleisch derselben ist besser verdaulich und läßt sich leichter beißen."

S. (den eine Gänsehaut überlief): „Ich hatte keine Ahnung, daß dortzulande solche Gewohnheiten herrschen."

K.: „Ich hab' Ihnen noch nicht die Hälfte von allen den grausigen Dingen erzählt, die ich weiß, weil ich Sie nicht entmuthigen möchte. Ich weiß ja, daß Sie nur Edles wollen; und vielleicht läßt man Sie auch Ihr Dasein fristen. Ich kann mich aber entsinnen, daß, als ich dem Häuptling sagte, bei uns zu Lande studirten eine ganze Menge junger Leute Theologie, um dann als Missionäre in die heidnische Welt hinaus zu wandern, er sich ganz vergnügt die Hände rieb und seine Alte anwies, im nächsten Frühjahr mehr Meerrettig und Zwiebeln anzupflanzen. Für solch' einen Heidenwilden ist dieser Häuptling ein ganz fürsorglicher Mann. Er nagte gerade an einem Missionärsknochen, als er mit mir redete, und aus einem andern machte seine Alte gerade eine Keule. Es sind haushälterische Leute, diese Wilden — sie lassen nichts zu Grunde gehen."

S. (zitternd): „Das ist ja gräßlich, was Sie mir da sagen. Wenn das Alles wahr ist, da bleib' ich lieber zu Hause."

K.: „Ich will Sie keineswegs von Ihrem löblichen

Vorhaben zurückschrecken. Ich hätte gar nichts darüber gesagt, wenn Sie nicht so zu sagen mich mit Gewalt dazu veranlaßt hätten. Und da ich nun doch einmal so weit gegangen bin, kann ich Ihnen wohl auch noch sagen, daß ich vorgestern einen Brief erhalten habe von einem Manne, der gerade erst von dort zurückgekommen ist. Der Mann schreibt mir, daß in Folge der Mißernte im letzten Jahre eine wahre Hungersnoth auf den Inseln herrsche, und daß die Insulaner heißhungrig an allen Küstenfelsen herumhockten und sehnsüchtig den Missionsschiffen entgegen sähen. So! Und nun muß ich weiter gehen, mein lieber Abel Schnabel. Seh' Sie doch vielleicht zum letzten Male. Also geben Sie mir Ihre Hand! Und nun Adieu!"

Capitän Kidd ging von dannen, und Abel Schnabel gab seinen Missionär-Gedanken auf. Er ist jetzt der letztangestellte jüngste Unterlehrer in Placidus Klopfer's Abtheilung der Blechlinger Schul-Anstalt.

* * *

Ein anderer, noch mehr enthusiastisch gesinnter Freund des „Armen Wilden" ist Herr Rufus Hasenkleber. Dieser wackere Mann kam eines Tages in das Redactionsbureau des „Hochwächter für Intelligenz und Handel" und trat zu dem, in Abwesenheit des Herrn Typophil Griesgram die Redactions-Geschäfte leitenden Reporter Giftmichel heran. Dieser lud ihn ein, sich niederzusetzen. Während Hasenkleber dies that und sich bequem nach hinten lehnte, trat ein heiteres, menschenfreundliches Lächeln auf sein Antlitz, und er begann also zu Giftmichel:

„Sie wissen, ich bin der Freund des Armen Rothen

Mannes. Er sieht mich an als seinen Großen Weißen Bruder, und ich erwidere sein Vertrauen und seine Liebe damit, daß ich Alles, was in meinen Kräften steht, thue, um seine Leiden und seine dermalige unglückliche Lage zu heben und zu mildern. Junger Mann! Sie kennen das Gefühl der Qual und der Sorge nicht, welches die Seele des Armen Rothen Mannes erfüllt, je weiter die fortschreitende Civilisation ihn von seinen geliebten Jagdgründen zurückdrängt in rauhe, unwirthliche Felsenstriche. Mannhaft unterdrückt er den in ihm nagenden bitteren Schmerz, und wir Philanthropen gewahren denselben nur an dem Umstande, daß der arme Wilde eine größere Sehnsucht nach Feuerwasser an den Tag legt und eine tiefere Abneigung, sich zu waschen und zu säubern, bekundet. Welcher Natur nun mag — was glauben Sie wohl, mein junger Herr? — das letzte peinvolle Leiden sein, das über den Armen Wilden Mann hereingebrochen ist, um das Lebensglück dieses verfolgten Wesens gänzlich zu zerstören?"

„Das weiß ich nicht — ist mir auch sehr gleichgültig," versetzte Giftmichel mürrisch.

„Ich will es Ihnen sagen. Es ist die um sich greifende Neigung des Weißen Mannes zur Kahlheit. Je weiter die Civilisation nach oben strebt, desto weiter tritt das Haar des Bleichgesichtes zurück. In kurzer Zeit wird, glaube ich, jeder weiße Mann eine Glatze haben. Ich bemerke auch an Ihnen, mein werther junger Herr, daß Ihr Haar nach und nach bis auf eine Krause um den Rand Ihres Schädels reducirt wird. Jetzt erwägen Sie, was ein Indianer empfinden muß, wenn er solchen Verlauf der Dinge beobachtet. Ist's da wohl ein Wunder, daß die Zukunft ihm düster und trübe erscheint? Das Scalpiren ist und bleibt

ihm nun einmal eine heilige Stammeseigenthümlichkeit, an die sich für ihn die theuersten Traditionen vom Ur-Ur-Ur-Urgroßvater her knüpfen. Verliert er auch dies Letzte noch, das ihm geblieben, so muß er, ob er will oder nicht, an gebrochenem Herzen sterben. Was, frage ich Sie, ist da zu machen?"

„Ach, zum Henker, seien Sie still und scheeren Sie sich!" rief Giftmichel, der dem kühnen Flug von Hasenkleber's Logik nicht zu folgen vermochte, ärgerlich aus und trat an sein Pult zurück.

„Es gibt nur einen Weg," fuhr Hasenkleber fort, indem er sich von seinem Stuhle erhob und Giftmichel folgte, „nur einen Weg, um dieser ernsten Calamität vorzubeugen. Wir dürfen nicht zugeben, daß dieser edle Enkel der großsinnigen Race, die einst unbehindert auf diesem großen Continent schalten und walten durfte, an solchem Gebreste zu Grunde gehe. Die Möglichkeit des Scalpirens seiner ihm feindlich gesinnten Nebenmenschen muß als letzte und heiligste Stammeseigenthümlichkeit dem armen wilden Manne gelassen werden, — auch wenn selbst die ganze weiße Menschheit kahlköpfig ihm gegenübertritt. Wie aber ist das möglich?"

„Jetzt hören Sie auf, Mann! Ich habe keine Zeit zu solchem Unsinn," schrie Giftmichel, dem die Galle aufstieg.

„Hier hilft mir nun der mir innewohnende rege Geist," sprach Hasenkleber unbeirrt weiter. „Sehen Sie, mein lieber junger Herr! ich habe da so eine kleine Maschine erfunden, der ich den Namen ‚Patentirter atmosphärischer Scalp-Heber' gegeben habe. Die Erfindung besteht aus einer Scheibe dünnen Leders, die etwa sechs Zoll im Durchmesser hat. In der Mitte ist ein Loch, durch welches eine Schnur gezogen ist. Wenn nun ein Indianer mit einem Weißen, der eine Glatze hat, zu

thun bekommt, so verfährt er in der folgenden Weise — ich bitte, mein Herr! geben Sie Acht auf diese Einzelnheiten und auf die ungeheuere Einfachheit des ganzen Verfahrens! Er feuchtet also das Leder an, drückt dasselbe vorsichtig auf die Scalp-Fläche nieder, kerbt mit dem Messer ringsherum oberhalb der Ohren ein, zieht an der Schnur und — schwupp! — der Scalp ist herunter, so schön und sauber, wie Absalom's Haarschopf." Bei diesen Worten öffnete Hasenkleber seine Umhängetasche. „Sie verstehen die Genialität meines Gedankens? Natürlich! Vielleicht aber wär' Ihnen damit gedient, den Apparat selbst in Thätigkeit zu sehen? Warten Sie nur eine Minute — ich werde Ihnen sofort zeigen, wie ungeheuer praktisch er arbeitet."

Und während Giftmichel, ohne den Schwätzer Hasenkleber noch eines Blickes zu würdigen, mit fast auf dem Papier liegender Nase emsig der Vollendung seines begonnenen Localberichts über „die Ursachen des zunehmenden Pauperismus" oblag, holte der wackere Freund des vielgeplagten rothen Mannes plötzlich einen seiner angefeuchteten „Scalp-Heber" hervor, klappte ihn fest auf Giftmichel's Glatze — und ehe noch das vor Wuth schäumende Opfer von Hasenkeber's Philanthropie sich wehren konnte, rannte der Große Weiße Bruder ein paarmal in dem geräumigen Redactionszimmer herum und zerrte den hilflosen Journalisten an der Schnur hinter sich her. Während er sodann die Maschinerie von der Glatze des Unglücklichen löste, sagte er mit vergnüglichem Schmunzeln:

„Ausgezeichnetes Ding, nicht wahr? Es ließe sich ein Pferdebahnwagen damit vom Platze ziehen. Sie thäten mir einen sehr großen Gefallen, wenn Sie mit mir nach Washington reisten und mir Ihre Glatze liehen, damit

ich dem Minister des Innern zeigen könnte, wie praktisch mein Apparat arbeitet. Sie haben den besten Scalp zum Festhalten, den ich noch je probirt habe. Ich bezahle die Fahrtkosten."

Giftmichel aber stand schon am Sprachrohr, um einem Austräger den Befehl zu ertheilen, sofort zur Polizei zu laufen und einen Polizisten zur Stelle zu bringen. Da Hasenkleber nun sah, daß Giftmichel nichts von ihm mehr hören wollte, packte er seinen Scalp-Hebe-Apparat wieder zu den übrigen, schloß sie in seine Umhängetasche ein und schritt mit frohbewußtem Lächeln zur Thüre hinaus, als sei ihm eine unentgeltliche Reclame für seine Erfindung versprochen und diese selbst mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen worden. Er eilte auf der Treppe an dem Polizisten vorüber und war rasch aus dem Sehbereich entschwunden.

* * *

Die seltsame „Scalp-Heber"-Erfindungsgeschichte ruft mir einen andern Fall in Erinnerung, der seinerzeit in Blechlingen viel Aufsehen gemacht hat: zeigte er doch so recht die Schlauheit, mit welcher die Indianer sich an den Blaßgesichtern zu rächen wissen. Das seltsame Abenteuer, das ich jetzt erzählen will, widerfuhr dem Herrn Tobias Quintlein, einem Handelsmann in Blechlingen, der vielfach mit den Rothhäuten in Verkehr trat.

Herr Quintlein war einmal vor Jahren einige Monate in Colorado gewesen; und kurz vor Antritt seiner Rückreise hatte er seiner Frau Nachricht von dem wahrscheinlichen Tage seiner Ankunft in Blechlingen gegeben. Als Postscriptum zu dem Briefe hatte er

die folgenden Zeilen an sein Söhnlein, einen ungefähr achtjährigen Knaben, gerichtet:

„Unserem Karlchen sage, daß ich ihm einen allerliebsten kleinen Spielbär mitbringen werde, den ich von einem Indianer gestern gekauft habe."

Natürlich war Karlchen ob dieser Nachricht hocherfreut; seine Gedanken und Gespräche waren während der nächstfolgenden zwei Wochen fast ausschließlich auf den versprochenen Bär gerichtet, und sehnlichst wünschte er, daß sein Papa bald mit dem neuen Liebling kommen möchte. Der Abend, den Papa Quintlein für seine Rückkehr festgesetzt hatte, verstrich, ohne daß er gekommen wäre, — und die Familie Quintlein war sehr traurig ob der verdorbenen Freude; Karlchen besonders war des nicht erhaltenen Bären halber untröstlich.

Am nächstfolgenden Abend, als Frau Quintlein und die Kinder im Vorzimmer bei offener Thüre saßen, hörten sie plötzlich Jemand durch den Hof gerannt kommen, die Hausthüre aufreißen und zuschlagen, und sahen dann durch die offene Thür hindurch einen Mann ohne Hut in rasender Eile den Gang entlang und die Treppe hinauf stürzen. Frau Quintlein wollte eben über die Person des Eindringlings sich Gewißheit verschaffen, als ein großes, schwarzes Thier, wie Frau Quintlein noch niemals eins gesehen, sich zur Hausthür herein den Weg bahnte und mit fürchterlichem Gebrumme dem die Treppe hinauf rasenden Manne nachgaloppirte. Da fuhr es ihr plötzlich durch den Sinn, daß der fliehende Mann ihr Gemahl und das ihn verfolgende Ungethüm der für Karlchen bestimmte Spielbär sein möchte. In demselben Augenblick ließ sich auch vom obersten Treppenabsatze her die Stimme ihres Tobias hören:

„Um Gotteswillen, Loni, macht, daß ihr so schnell wie möglich aus dem Hause kommt, und schließe alle Thüren und Fensterläden!"

Frau Appollonia Quintlein schickte die Jungen zum Nachbar Piepenbrink hinüber, schloß hierauf die sämmtlichen Fensterläden, verriegelte alle Thüren und ging sodann in den Hofraum, der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Als sie ihren Blick zum Hause hinauf richtete, sah sie ihren Tobias auf das Dach hinausschlüpfen und eiligst die Fallthür hinter sich zuschlagen, die er dann dadurch, daß er darauf kniete, mit Aufgebot aller seiner Kräfte zuzuhalten sich bemühte. Gleich darauf hörte sie ihn schreien, daß Jemand auf das Dach hinaufklettern und ihm zu Hilfe kommen sollte. Peter Piepenbrink holte in Folge dessen eine Leiter, ein Beil und einige Nägel, und stieg zu Quintlein hinauf. Rasch wurde nun von beiden Männern die Fallthüre zugenagelt; dann kletterte Quintlein zur Erde hernieder, und Piepenbrink folgte ihm.

Jetzt erst war es dem wackern Tobias vergönnt, seine Familie zu begrüßen; und als Frau Loni ihn fragte, was denn eigentlich los sei, antwortete er:

„Ja, Loni, du weißt doch, daß ich dem Karlchen einen kleinen Spielbären mitbringen wollte? Den hatte ich also in einen Kasten eingesperrt, und so lange ich auf der Bahn fuhr, hab' ich mich nicht weiter um die Bestie bekümmert. Als ich aber heut Nachmittag auf dem Bahnhof hier ausstieg, da dacht' ich, du nimmst ihn heraus und führst ihn durch die Gassen von Blechlingen an der Kette. Sobald aber die Bestie heraus war, biß sie sogleich nach meinem Bein, und als ich zurückprallte, fuhr mir die Kette aus der Hand. Darauf blieb mir nichts übrig, als, so schnell mich meine

Beine tragen wollten, davonzulaufen; aber die Bestie von Bär blieb mir immer dicht auf den Fersen. Hätt' mich das Vieh erwischt, dann wäre dein Tobias in einer Minute verspeist gewesen. Dieser verteufelte Indianer hat mich hinter's Licht geführt; er sagte, der Bär wäre ein Junges von ungefähr zwei Monaten und hätte noch gar keinen Zahn. Und ich glaube, 's ist ein vollständig ausgewachsener alter Bär."

Als Tobias seine Erzählung beendet hatte, warf Piepenbrink die Frage auf, wie man den Bär nun wieder aus dem Hause herauskriegen werde. Das gab Veranlassung zu lebhafter Debatte. Quintlein meinte, das Beste würde sein wenn man ihn erschösse, und ersuchte seine Nachbarn, ihn in seinem Beginnen mit ihren Schrotflinten unterstützen zu wollen. Diese kamen denn auch zahlreich angerückt; und sobald man nun den Bären an einem der Fenster kratzen hörte, wurde eine Salve dorthin abgefeuert. Trotzdem aber jeder Fensterladen im Parterre zu einem wahren Sieb zerschossen war, konnte man doch noch immerfort den Bären im Hause rumoren und brummen hören. Baldamus Bohnenstengel schlug nun vor, in den Keller hinunter zu klettern, weil man dort besser würde hören können, als man es vom Hofe aus durch die geschlossenen Fensterläden sehen könnte, wo der Bär sich aufhalte. Gesagt, gethan: die sämmtlichen Schützen krochen in den Keller hinunter und sobald sie den Bär über den Boden hinschreiten hörten, schossen sie hinauf nach der Stelle ungefähr, wo sie ihn zu treffen hofften. Aber das ungewohnte Geknatter und Gepuffe machte das Thier, wie es schien, nur noch rasender, und nach jedem Schusse konnten die im Keller Befindlichen hören, wie oben etwas zertreten und zertrümmert wurde. Capitän Rohrdommel schlug nun vor, ein paar tüchtige

Bullenbeißer dem Bären auf den Hals zu schicken. Tobias Quintlein lieh sich von Piepenbrink eine mächtige Bulldogge und von Typophil Griesgram einen stattlichen Jagdhund. Beide Hunde wurden zur Vorderthüre hinein in das Haus geschoben. Die draußen versammelt stehenden Schützen lauschten nun aufmerksam wohl eine halbe Stunde lang dem im Innern des Hauses entbrannten fürchterlichen Kampfe. Griesgram wollte wetten, daß sein ‚Herkules' es gut und gerne mit zwei der größten Bären des Felsengebirges aufnehmen würde. Dann wurde mit einem Male Alles still und ein paar Augenblicke später hörten sie, wie der Bär etwas verzehrte und Knochen mit seinen Zähnen zermalmte.

Zuletzt schlug Quintlein eine strategische List vor. Er holte einen riesigen eisernen Haken mit einer scharfen Spitze daran aus Lautenschlager's Eisenwaarenladen, band denselben an einem Seile fest und steckte ein paar Pfund frisches Fleisch daran. Dann stieg er auf das Dach hinauf, gefolgt von Piepenbrink, Bohnenstengel und Rohrdommel, und ließ den sonderbaren Köder hinab. Nach einer Weile fühlten die drei Männer, wie etwas an dem Fleische anbiß. — Ruck! — zogen alle drei kräftig an dem den Haken festhaltenden Seile, und zogen — Griesgram's Jagdhund herauf, der sich furchtsam in der Dachkammer verkrochen hatte. Tobias Quintlein war wüthend, entschloß sich aber doch, das Verfahren zum zweiten Male zu versuchen. Er steckte frisches Fleisch an den Haken und ließ denselben wieder in das Innere des Hauses hinab. Eine Stunde lang wohl hatten die Tapferen das Hakenseil gehalten, als Meister Petz sich endlich bemüßigt fand, anzubeißen. Nun wurde er heraufbugsirt und mit Knüppeln vollends todtgeschlagen.

Und jetzt erst wagten es die streitbaren Blechlinger, in Quintlein's Haus hinein zu gehen. Der Hausflur war mit den Ueberresten von Piepenbrink's Bulldogge bedeckt, und in den Parterre-Zimmern waren Teppich und Möbel und Fenster mit Kugeln durchlöchert. Den großen Spiegel, in welchem der Bär wahrscheinlich sein eigenes Ebenbild bekämpft hatte, hatte das Thier völlig zertrümmert; die Stühle waren fast sämmtlich zerrissen, die Leuchter und Lampen umgeworfen und alles Porzellan in Stücke gebrochen. Tobias knirschte mit den Zähnen, als er die Zerstörung überblickte. Frau Apollonia meinte, es wäre gescheidter gewesen, Tobias mitsammt seinem Bären wäre in Colorado geblieben, und verließ im größten Aerger das Zimmer. Und als in diesem Augenblicke Karlchen herein und auf den endlich angekommenen Papa mit der Frage zustürzte: „Ach, Papa! wo hast du denn nun meinen Bären?" — da hatte Tobias endlich einen Ableiter für seinen maßlosen Zorn gefunden: er sah sich um, ob seine Loni das Zimmer verlassen und gerbte dann seinem Karlchen dafür, daß er nicht nach dem Papa, sondern bloß nach dem langersehnten Bären gefragt hatte, weidlich das Fell durch.

Fünfzehntes Capitel,

meldet gar jämmerliche Erfahrungen eines liebekranken Jünglings.

Gracchus Zwiebel, ein Commis in einem der Blechlinger Ellenwaaren-Geschäfte, wurde vor wenigen Monaten von einer heftigen Leidenschaft für eine junge,

hübsche Nachbarin, Fräulein Julia Braun, des Dr. Braun Töchterlein, erfaßt. Das Schicksal aber schien der erfolgreichen Entfaltung seiner Minne-Schwingen nicht hold zu sein; denn er gerieth in Gegenwart der jungen Dame in eine solche Menge schiefer Lagen, daß seines Herzens zarte Regungen lächerlich erscheinen mußten.

An einem Sommer-Abend zum Beispiel, zur Zeit, als er seine ersten Annäherungsversuche an Fräulein Braun machte, kam das junge Mädchen zur Schwester unseres Gracchus auf Besuch. Die beiden Mädchen begaben sich in der Dunkelheit auf die Veranda hinaus und plauderten. Gracchus bläst das Horn ein wenig, und er dachte nun, es möchte sich vielleicht ganz hübsch machen, wenn er seine Kunstfertigkeit in der Hornmusik vor Fräulein Julie producirte. Er trat also, um nach seinem über dem Piano hängenden Piston zu langen, in das noch unerhellte Zimmer zurück. Nun hatte es der Zufall gefügt, daß am Tage vorher seine schwerhörige Tante Sibbe von Großschnettern zum Besuche bei Zwiebel's in Blechlingen gewesen war und ihre messingne Ohrtrompete vergessen hatte, welcher unseres Gracchus Mutter über dem Piano einen einstweiligen Platz angewiesen hatte. Diese ergriff nun Gracchus und ohne seinen Fehler zu bemerken, schritt er mit ihr auf die Veranda hinaus, und fragte nun Fräulein Julie, ob sie Hornmusik gerne höre. Fräulein Julie antwortete, daß sie Hornmusik leidenschaftlich liebe, und auf die weitere Frage des jungen Mannes, ob er ihr das Lied „Ewig gedenk' ich dein!" vorspielen solle, erklärte die Angebetete, daß dies eine der hübschesten Melodieen sei, die sie kenne.

Gracchus setzte nun die Ohrtrompete seiner Tante Sibbe an die Lippen. Er blies und blies. Dann blies er mit noch größerer Anstrengung, holte von Neuem tief

Athem und blies wieder. Der einzige Ton aber, den er der Trompete zu entlocken vermochte, war ein hohles, dumpfes Gestöhn, welches sich bei der herrschenden Dunkelheit so sonderbar anhörte, daß Fräulein Braun den liebedurstigen Jüngling besorgt fragte, ob er etwa unwohl sei. Als Gracchus ihr darauf antwortete, daß ihm gar nichts fehle, meinte sie, die Töne, die er durch die Trompete von sich gebe, hörten sich gerade so an, wie das Geächze und Gehuste ihres an Asthma leidenden Vetters.

Hierauf erklärte Gracchus, daß sich „Ewig gedenk' ich dein" auf dem Horne heute nicht blasen lasse; wenn Fräulein Braun aber „Allabendlich, eh' ich zur Ruhe geh'" hören wolle, das würde sich, glaube er, blasen lassen. Fräulein Braun erwiderte auf seine Worte, daß „Allabendlich, eh' ich zur Ruhe geh'" ein sanftes Echo in ihrem Herzen wachrufe.

Gracchus setzte nun die Trompete wieder an und wandte die ganze Kraft seiner Lungen auf in dem Versuche, den ersten Ton zu jener zweiten Melodie aus ihr hervorzulocken. Aber auch diesmal wieder entrang er dem Instrumente nur jenes dumpfe hohle Gestöhn, welches der jungen Dame Ohren nichts weniger als angenehm berührte. Gracchus meinte, es müsse Jemand das Horn mit Werg oder etwas dergleichen verstopft haben, und ersuchte seine Schwester, das Gas im Hausgange aufzudrehen, damit er das Horn ausputzen könne. Als diese seinem Wunsche nachkam, gewahrte er zu seinem namenlosen Schrecken, daß er die Ohrtrompete seiner Tante Sibbe statt seines Pistonhornes in der Hand hielt. Beide Mädchen lachten laut auf, und als Gracchus inne wurde, daß auch Julie lachte, sah er mit schmerzlichem Ausdruck im Gesichte zu ihr empor, stülpte seinen Hut

auf den Kopf und stürmte auf die offene Heerstraße hinaus, wo er seinen Gefühlen in wilderregten Worten Ausdruck verleihen konnte.

* * *

Einige Abende später gaben die Eltern von Fräulein Julie eine Thee-Gesellschaft, zu welcher auch Herr Gracchus Zwiebel geladen war. Er ging mit dem Entschlusse dorthin, seinen redlichen Theil zur Unterhaltung der Gesellschaft beizutragen. Während man beim Abendessen saß, rief unser Zwiebel mit lauter Stimme:

„Apropos! haben die Herrschaften die drollige Geschichte im ‚Hochwächter' gelesen, die jener Frau in Possenhausen passirt sein soll? Es ist die amüsanteste Geschichte, die ich je gelesen habe. Der Name der Frau, müssen Sie wissen, war Emma. Zwei junge Bursche machten ihr den Hof, und nachdem sie den Einen erhört hatte, machte ihr auch der Andere einen Antrag. Weil sie die Gewißheit zu haben wähnte, daß der erste nicht ernstlich gemeint war, nahm sie auch den zweiten Antrag an. Wenige Tage später nun sprachen beide Bewerber vor; beide begehrten ihre Hand, und beide bestanden darauf, daß die Ehe sogleich geschlossen werden sollte. Daraufhin kam Emma natürlich in ein höchst unangenehmes — unangenehmes — äh, äh, äh — warten Sie 'mal! Wie heißt doch gleich das Wort? In ein unangenehmes — unangenehmes — äh, äh — Donnerwetter! das Wort hab' ich vergessen!"

„Verhältniß vielleicht," half Kandelsieder ein.

„Nein, das ist es nicht. Wie heißt doch das Ding mit zwei Hörnern? Unangenehmes — äh, äh — Sapperlot! das Wort ist mir total entfallen."

„Eine Kuh," meinte Fräulein Honigseim.

„Nein, eine Kuh nicht."

„Vielleicht ein Büffel," bemerkte Herr Barnabas Speidel mit lächelnder Miene.

„Nein, nein, ein Thier war es nicht. Etwas Anderes mit zwei Hörnern. 's ist doch merkwürdig, daß mir das Wort nicht einfallen will."

„Vielleicht ein Blechmusik-Corps," sprach Baldamus Bohnenstengel.

„Oder ein Mann, der ein paar Schoppen über den Durst getrunken hat," meinte Dr. Braun.

„Ach, nicht doch!" rief Gracchus verdrießlich.

„Sie meinen doch nicht etwa eine Spritzen-Compagnie?" fragte Frau Müller-Möller-Miller-Meisel, nunmehrige Bitterwasser.

„N-nein! Donnerwetter! Das ist doch wirklich sonderbarer als Alles, was mir je passirt ist. Warum mir bloß das Wort nicht einfallen will!" meinte unser Zwiebel, den ein unbehagliches Gefühl überkam.

„Na, so erzählen Sie uns den Schluß von der Geschichte und lassen Sie den Namen fort!" sagte Kandelsieder.

„Das ist ja gerade das Dumme bei der Sache," versetzte Gracchus. „Der ganze Witz dreht sich gerade um dieses verwünschte Wort."

„Zwei Hörner — sagten Sie?" fragte Herr Barnabas Speidel. „Vielleicht ist's 'ne Groppe."

„Oder eine Schnecke," meinte Gerichtsrath Amadeus Watschler.

„N-nein! n-nein! keins von dem Allen!" rief Gracchus ärgerlich.

„Etwa ein Elephant oder ein Walroß?" fragte Frau Speidel.

„Ich glaub', ich werde die Geschichte unbeendet lassen müssen," sagte schließlich Gracchus Zwiebel und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Na, hören Sie, Kandelsieder, das ist die lahmste Geschichte, die mir noch je zu Ohren gekommen ist," meinte Bohnenstengel, zu diesem gewendet. Hierauf brach Alles in lautes Gelächter aus; und unserm Zwiebel war es, als er verstohlen auf Fräulein Julie blickte, so unheimlich, daß er in die Erde sinken zu müssen vermeinte.

Das Geheimniß, um welches Wort es sich dabei gehandelt, ist noch nicht gelöst; Herr Barnabas Speidel aber ist der Meinung, daß Herr Zwiebel auf den Namen der Frau „Emma" ein Wortspiel mit „Dilemma" habe machen wollen.

Zwiebel behauptet ferner, ein geschickter Taschenspieler zu sein, und erschien an einem späteren Gesellschafts-Abend bei Braun's mit der festen Absicht, einige seiner gelungensten Kunststückchen zum Besten zu geben. Als sich nun die Gesellschaft nach eingenommenem Mahle im Salon versammelt hatte, war er entschlossen, die Scharte jenes früheren Abends wieder auszuwetzen.

Es gibt ein beliebtes Taschenspielerstückchen, welches „die verzauberten Goldfische" genannt wird, und wobei es folgendermaßen zugeht: der Künstler wirft ein Taschentuch über seinen Arm und bringt dann rasch hintereinander drei, manchmal auch vier mit Wasser gefüllte flache Glasbehälter zum Vorschein, in denen lebende Goldfische herumschwimmen. Natürlich sind die Behälter irgendwo am Körper des Vorstellenden verborgen gewesen.

Unser Zwiebel nun hatte herausbekommen, wie das Kunststück gemacht wird, und wollte dasselbe jetzt zum Besten geben. Alle Anwesenden versammelten sich darum erwartungsvoll an dem einen Ende des Empfangszimmers, und nach wenigen Augenblicken trat Gracchus

zur Thür auf der entgegengesetzten Seite herein. Er stellte sich auf das zu diesem Behufe errichtete Podium und hub also an:

„Meine Herren und Damen! Sie werden sehen, daß ich nichts an mir habe als meine gewöhnliche Kleidung; und dennoch werde ich sogleich zwei mit Wasser angefüllte Behälter hervorzaubern, in denen lebende Fische herumschwimmen. Dieselben werden nachher verloost werden. Bitte beobachten Sie mich genau!"

Herr Gracchus Zwiebel warf nun das Taschentuch über Hand und Arme, und wir konnten sehen, daß er emsig an etwas unterhalb desselben zupfte und zerrte. Das dauerte einige Minuten lang, ohne daß indessen die Goldfische zum Vorschein gekommen wären. Mit einem Male wurde Gracchus sehr roth, und wir konnten deutlich sehen, daß etwas nicht ganz in Ordnung war. Jetzt traten ihm zahllose Schweißtropfen auf die Stirne, und Doctor Braun fragte, ob ihm etwas Unangenehmes zugestoßen sei. Darauf brach die Gesellschaft in Lachen aus, und Zwiebel's Gesicht wurde röther als Zinnober. Aber noch immer setzte er sein Zupfen und Zerren unter dem Taschentuche fort und mühte sich allem Anscheine nach ernstlich ab, unterhalb seiner Rockschöße etwas in die richtige Lage zu bringen. Da hörten wir plötzlich, wie etwas auseinander riß, und im andern Augenblick floß ein Maß Wasser durch des Zauberers linkes Hosenbein hernieder und breitete sich zu einer Lache auf dem Zimmerteppich aus. Zwiebel's Gesicht hatte einen verzweifelten Ausdruck angenommen; aber noch immer setzte er sein Herumsuchen unter dem Taschentuche fort. Da plötzlich platzte wiederum etwas, und ein zweites Maß Wasser floß durch sein rechtes Hosenbein hernieder, worauf der Zauberer, dem es nun klar ward, daß sein

Kunststück mißlungen sei, zur Thüre hinaus und in das daneben gelegene Speisezimmer rannte.

Wir folgten ihm dorthin und fanden ihn auf dem Sofa sitzend, wo er sich vergeblich abmühte, die Beinkleider herunter zu ziehen. Als er uns erblickte, rief er:

„Um Christi Willen! kommt geschwind und zieht mir die Hosen herunter! Schließt aber vorerst die Thüre ab! Ich bin patschnaß, und an die fünfzehn Goldfische jagen in meinen Hosen herum und reiben mir mit ihren Flossen derartig an den Beinen herum, daß ich schier rasend werden möchte. Au-u-u! Schnell mit dem Schuh herunter und fangt den Fisch da an meinem linken Knie — sonst muß ich laut aufschreien!"

Darauf zogen wir ihm die Schuhe und die Beinkleider aus, holten die Fische aus seinen Kleidern hervor und entdeckten, daß er zwei Behälter voll Wasser, die mit Gummideckeln versehen gewesen waren, hinten an seinen Hosengurt festgeschnallt hatte. In seinen Versuchen, dieselben zu erfassen, hatte er die Deckel losgerissen. Wir zogen ihm nun ein Paar von Doctor Braun's Hosen an, die ihm aber um sechs Zoll zu kurz waren. Dann kletterte der unglückliche Zwiebel über den hinteren Hofzaun hinüber und eilte nach seines Vaters Hause.

Derartiges Mißgeschick hätte sicher jeden Andern um allen Humor gebracht. Unser Zwiebel aber war bis über die Ohren verliebt, und ein paar Wochen nach dieser Zauber-Goldfisch-Geschichte machte er seiner holden Angebeteten einen Antrag. Sie wies ihn natürlich kurz zurück. Gracchus wurde darüber fast wahnsinnig, und seine Freunde befürchteten einen unglücklichen Ausgang. Ihre Ahnungen sollten nur zu bald

verwirklicht werden. Gracchus ging zum jungen Kandelsieder und fragte diesen, ob er einen Revolver habe? Kandelsieder junior bejahte, und Gracchus bat, ihm denselben zu leihen. Kandelsieder that dies, und nun theilte Zwiebel ihm mit, daß er den Entschluß gefaßt habe, seinem Leben ein Ende zu machen. Seit Fräulein Julie ihm ihre Hand verweigert, sei ihm das Leben eine unerträgliche Last, von der ihm nur das Grab Erlösung bringen könne. Er wolle zum Flusse hinunter gehen und dort sich das Gehirn ausblasen; dann hätte alle Pein und Qual ein Ende, und er sei diesem irdischen Jammerthal per saldo entrückt. Er mache diese Mittheilung seinem Freunde Kandelsieder ganz im Vertrauen, weil er wünsche, daß dieser ihm noch einige kleine Gefälligkeiten erweisen solle, sobald er nicht mehr hienieden weile. Nach diesen Worten überreichte Gracchus Zwiebel seinem Freunde Kandelsieder junior ein an Julie Braun gerichtetes Sonett, das den Titel „Ein letztes Lebewohl" trug. Dieses sollte er dem theuren geliebten Weibe zu eigenen Handen übergeben, sobald sein Leichnam gefunden worden sei. Das würde ihr doch wenigstens zeigen — und dabei wischte sich Zwiebel mit dem Sacktuch zweiundeinhalb Thränen aus den Augen — wie heiß ihr Zwiebel sie geliebt. Darauf gab Gracchus noch seinem Freunde Kandelsieder seine Uhr zum Zeichen der Erinnerung, händigte ihm seine Baarschaft ein, für deren Betrag Herr Kandelsieder senior einen Grabstein kaufen solle, und zwar einen einfachen mit nur dem Namen „Gracchus Zwiebel" darauf — das Begräbniß solle auch so einfach und anspruchslos als möglich hergerichtet werden.

Kandelsieder junior versprach, diese letzten Wünsche zu erfüllen. Beim Abschiede trug er dem Gracchus ein

Bowiemesser an, womit er sich, für den Fall die Pistole den Dienst versagen sollte, den Hals abschneiden könne. Der Selbstmörder in spe aber meinte, daß er sein Vorhaben mit dem Revolver schon zur Durchführung bringen werde — nichts destoweniger aber sei er dem Freunde für seinen wohlgemeinten Vorschlag dankbar. Gracchus äußerte dann noch, daß es ihm angenehm sein würde, wenn Kandelsieder am folgenden Morgen zu der unglückseligen Frau, die ihn — Zwiebel — geboren, und ihr die Trauerkunde in möglichst schonungsvoller Weise mittheilen wollte. Er — ihr Gracchus — lasse ihr sagen, daß sein letzter Gedanke, sein letzter Seufzer der theuren Mutter gegolten habe; der einzige Wunsch, den er noch an sie richte, sei: sie solle keine Trauergewänder um ihren verirrten und verlorenen Sohn anlegen.

Dann setzte er seinen Freund Kandelsieder noch davon in Kenntniß, daß der schauervolle Act am Strande des Flusses, dicht bei der Gasfabrik, vollzogen werden würde, und bat ihn, am andern Morgen mit einem Fuhrwerk herausgefahren zu kommen und die Leiche nach Blechlingen zu überführen. Für den Fall Fräulein Julia Braun dem Begräbniß anwohnen sollte, so sei ihr ein Platz in der Kutsche hinter dem Leichenwagen anzuweisen. Wenn besagtes Fräulein den Wunsch aussprechen würde, sein Herz zu besitzen, so solle es ihr in Spiritus präparirt zugestellt werden; — „es habe,“ wie er auch in seinem Sonett sich ausgedrückt, „es habe dieses Zwiebel-Herz für sie allein geschlagen.“ Und zuletzt bat er Kandelsieder, zu seinen — Zwiebel's — Principalen zu gehen und ihnen zu sagen, daß er mit Bedauern von ihnen scheide, er habe aber die feste Ueberzeugung, daß sie einen ihrer Achtung und ihres

Vertrauens würdigeren Mann finden dürften. Wo man ihn zur ewigen Ruhe bestatten würde, sei ihm gleichgiltig; am liebsten aber wäre ihm ein einsames, abgelegenes Fleckchen — weit fort vom Gedränge und Getümmel der Welt — ein Plätzchen, wo im Sommer „ewig grün" das Gras wachse und wohin im Lenz die Vöglein kämen, um „heitere Lieder und muntere Nester zu bauen."

Kandelsieder junior fragte ihn dann noch, ob er ein tiefes oder ein seichtes Grab haben wolle; Gracchus aber meinte, auch das sei ihm ganz gleichgiltig — wenn die Seele sich in das bessere Jenseits aufgeschwungen habe, so sei die leere irdische Hülle von wenig Belang mehr. Siebenzig Cents schulde er noch an Pievenbrink junior für eine Partie Billard; diese solle Kandelsieder von dem in seiner Hand befindlichen Gelde bezahlen; — den Pfarrer Speidel lasse er ersuchen, keine Rede an seinem Grabe zu halten. Dann schüttelte er Kandelsieder junior, dessen liebevolle Theilnahme er niemals vergessen werde, kräftig beide Hände und ging „seinem schrecklichen Schicksal entgegen."

Am Morgen des folgenden Tages schrieb Kandelsieder junior an Fräulein Julia Braun und ging dann zu der alten Zwiebel, die von der entsetzlichen Nachricht beinahe zu Tode getroffen wurde. Hierauf borgte er sich Kosmos Abele's Wagen, nahm den Leichenbeschauer mit sich und fuhr am Flußufer entlang bis hin zur Gasfabrik, um seinem Versprechen gemäß den entstellten und gewiß gräßlich verstümmelten Leichnam aufzuheben und nach Blechlingen zu überführen. Nirgendwo aber am ganzen Flusse fanden sie, trotz eifrigsten Suchens, eine Leiche; und da zuletzt Kandelsieder die Befürchtung aussprach, daß am Ende die Hochfluth sie fortgespült

haben möchte, fuhren sie zu Lilienstengel hinüber, dessen Farm-Grundstück sich unterhalb der Gasfabrik bis an das Flußufer hinab erstreckte, um Nachfrage zu halten, ob dort vielleicht ein Schuß gehört worden sei.

Als sie die Holzhaufen am untern Ende des Hofraums überschritten, sahen sie Lilienstengel, einen Vorstehhund mit dem Hintertheil gegen einen Holzklotz stemmend, auf der Erde knieen. Der Schweif des Hundes lag quer über den Klotz, und ein zweiter Mann stand, die Axt zum Streiche hochhaltend, neben dem Holzklotze. Einen Moment später sauste die Axt hernieder und hackte den Schweif dicht am Hintertheil des Hundes ab; und während Lilienstengel das vor Schmerz rasend gewordene Thier festhielt, rieb der andere Mann den blutigen Stumpen mit Höllenstein ein. Dann ließen die Beiden den Hund laufen, und Kandelsieder erkannte nun zu seinem größten Erstaunen in dem Manne, welcher die Axt geführt hatte, den unglückseligen Selbstmörder Gracchus Zwiebel. Ehe jedoch Kandelsieder ein Wort an diesen richten konnte, rief Gracchus, an ihn herantretend: „Sti-i-ill! Sag' nichts von der Geschichte, weder zu Lilienstengel, noch zu Braun's, noch zu sonst Jemandem. Ich hab' mich eines Andern — und Bessern besonnen. Die Pistole sah so donnermäßig gefährlich aus, als ich den Hahn spannte, daß ich das Schießen sein ließ und zu Lilienstengel herüberging, bei dem ich die Nacht über geblieben bin. Ich will jetzt dem Braun'schen Mädel gerade zum Trotz am Leben bleiben."

Der Leichenbeschauer meinte hierauf, es käme ihm fast vor, als habe man sich einen Spaß mit ihm erlaubt, und daß er eigentlich große Lust habe, Herrn Zwiebel eine tüchtige Tracht Prügel zu verabfolgen. Ein paar Stunden später aber fuhren sie Alle mit einander in

Lilienstengel's Wagen nach Blechlingen zurück, und gerade als Zwiebel's Mutter ihren wiedergefundenen Gracchus herzte und küßte, trat eine Dienstmagd herein mit einem Briefe von Fräulein Julia Braun, die das Lebewohl-Sonett zurückschickte mit dem Bemerken, daß ihr ein größerer Blödsinn niemals vor Augen gekommen sei, und daß sie wohl wisse, wie Gracchus Zwiebel nicht der Mann dazu sei, sich das Leben zu nehmen.

Am andern Tage ging Gracchus wieder seinen Berufspflichten nach, war aber höchst unangenehm berührt, als er wahrnehmen mußte, daß seine Principale Fühllosigkeit genug besaßen, ihm die Zeit, während welcher er seinen Selbstmord begangen hatte, von seinem Gehalte in Abzug zu bringen. Was er nun gern wissen möchte, ist: ob er den pfiffigen Kandelsieder junior gerichtlich zur Herausgabe seiner Uhr und seiner Baarschaft wird zwingen können. Kandelsieder sagt, er halte das Angedenken seines unglücklichen Freundes zu hoch, um sich von den ihm zur Erinnerung an den Verstorbenen gegebenen Gegenständen trennen zu können; aber gewaltig ärgert es den wackern Freund, daß er den Grabstein schon bestellt hatte, als er Zwiebel wieder unter den Lebenden fand, und nun das Denkmal aus dessen Hinterlassenschaft bezahlen muß.

Sechzehntes Capitel.

Leberecht Schmalz, der Magnetiseur, als Nimrod und als Ehemann.

In den letzten Jahren war der Wildstand in den Blechlinger Forsten so zahlreich, daß unser alter Bekannter, Herr Leberecht Schmalz, den Entschluß faßte,

in seinen Freistunden sich dem Waidmannshandwerke zu widmen. Er kaufte sich zu diesem Behufe eine Doppelflinte, probirte sie, indem er einige Schüsse nach einer Scheibe aus ihr abfeuerte, lud sie dann wieder und stellte sie so lange, bis er sie brauchen würde, hinter die Hausthüre.

Ein paar Tage darauf kam ihm der Gedanke, in den Wald hinauszugehen und ein paar Hasen zu schießen. So schulterte er denn sein Gewehr und zog von dannen. Als er ungefähr eine Stunde weit von Blechlingen entfernt war, traf er auf einen Hasen — flugs das Gewehr an die Backe und losgedrückt! aber — der Schuß versagte. Darauf spannte er den zweiten Hahn, das Zündhütchen knallte; aber der Schuß versagte auch diesmal. Leberecht stieß eine gottlose Verwünschung aus, zog eine Stecknadel aus seinem linken Rockaufschlag und stocherte damit in der Pfanne herum. Dann schüttete er ein wenig frisches Pulver auf die Pfanne, legte ein neues Zündhütchen vor und setzte seinen Marsch weiter fort. Kurze Zeit darauf sah er wieder einen Hasen. Er zielte gut, aber wieder knallten bloß die beiden Zündhütchen los. Der Hase bemerkte den Schützen Leberecht nicht, und dieser setzte zwei neue Zündhütchen auf, die aber ebenfalls wieder wirkungslos verknallten.

Darauf putzte Leberecht die Pfanne neuerdings aus, schüttete abermals Pulver darauf und zielte diesmal nach einem Zaune. Die Zündhütchen knallten wiederum, der Schuß aber — versagte ebenfalls wieder. Nun wurde Schmalz wüthend, und verknallte in seiner blinden Wuth bei dem Versuche, seine Flinte zum Schusse zu bringen, gegen vierzig Zündhütchen. Nachdem auch das vierzigste ohne Wirkung verknallt war, dachte Schmalz, daß am Ende im Innern der Flinte etwas nicht ganz

richtig sein müsse, und untersuchte die Läufe mit dem Ladestock. Zu seiner nicht geringen Verwunderung nahm er wahr, daß beide Läufe leer waren. Frau Trine Schmalz, welche vor Schießwaffen eine heillose Angst besitzt, hatte die Schüsse herausgezogen, ohne ihrem Leberecht ein Wort davon zu sagen. Die Sprache, deren sich Herr Schmalz nach Entdeckung dieses Umstandes bediente, war nichts weniger als zart und liebevoll; einen Augenblick später aber bereute er seinen Zorn schon wieder. Dann lud er beide Läufe frisch und ging von Neuem auf die Hasenjagd. Nach wenigen Schritten schon sah er wieder einen Hasen, und wollte gerade auf ihn abdrücken, als er inne wurde, daß noch kein Zündhütchen aufgesetzt war. Er griff rasch in die Tasche, und nun bemerkte er, daß er nicht ein einziges Zündhütchen mehr vorräthig hatte. Da knirschte er wüthend mit den Zähnen und trollte heimwärts. Auf dem Nachhausewege sah er eine größere Anzahl Hasen, als er jemals in seinem Leben gesehen hatte, und wie er die nichts Böses ahnenden Thiere gemüthlich Männchen machen sah und dann seine Gedanken zu seiner Trine schweifen ließ: da regten sich in seiner Brust wilde, mordlustige Gefühle.

In jenem Herbste ging er wohl noch acht- bis zehnmal auf die Jagd, immer mit Pulver und Blei und allem Waidwerk-Zubehör ausgerüstet; allein niemals wieder ist ihm ein Hase, noch sonst ein Wild vor die Flinte gekommen.

Seiner Trine aber hat Leberecht verziehen, und eine Zeit hindurch war sein von vielfachen Stürmen durchtobtes eheliches Glück ungetrübt. Eines Abends jedoch, als sie nach dem Essen einander gegenüber saßen, kamen sie auf ihr eheliches Zusammenleben, ihre überstandenen Sorgen und durchlebten Freuden zu sprechen, bis endlich

beide ganz weich gestimmt waren. Schließlich fing Frau Schmalz an zu weinen und meinte, daß es vielleicht das Feuer ihrer Liebe wieder neu anfachen könnte, wenn sie beide ihre Fehler sich gegenseitig bekennen und einander versprechen wollten, sie abzulegen. Leberecht entgegnete hierauf, daß der Gedanke ihm nicht übel zu sein scheine. Er für seinen Theil sei gern gewillt, volle Offenheit walten zu lassen, schlage aber vor, daß Trine den Anfang machen solle. Sie überlegte einen Augenblick, und dann entspann sich das folgende Gespräch:

„Nun," sagte Frau Trine Schmalz, „ich will gern zugeben, daß ich das hitzigste Weib auf der Welt bin."

Herr Schmalz (sich umwendend und sie anblickend): „Trine! das ist wohl das erste Mal in deinem ganzen Leben, daß du die Wahrheit — die volle reine Wahrheit gesagt hast."

Frau Schmalz (aufgebracht): „Leberecht! das ist geradezu abscheulich! Du solltest dich schämen!"

Leberecht: „Na, du weißt doch recht gut, daß es wahr ist. Du kannst doch nicht abstreiten wollen, daß du das hitzigste Temperament von allen Frauenzimmern hast, die ich noch jemals kennen gelernt habe — ja, das aller- — allerhitzigste — mußt du das nicht selber sagen?"

Trine: „Nein, das ist nicht wahr! Ich bin gerade so gutmüthig wie du bist."

Leberecht: „Ach! was du nicht sagst! Trine, du bist brummig wie ein Bär. Und wärest du mit einer Wachsfigur verheirathet, so würdest du sicher Ursache zu Zank und Streit finden."

Trine: „Das ist eine ganz schändliche Lüge! In der ganzen Nachbarschaft gibt's keine Frau, die sich so

viel gefallen läßt wie ich. Du bist eine wahre Bestie, Leberecht!“

Leberecht: „Nein — du bist 'ne Bestie, Trine!“

Trine: „Du lügst, du erbärmlicher Kerl! Das bin ich nicht.“

Leberecht: „So bissig bist du, wie ein toller Hund, Trine! Ich möchte den Mann sehen, der außer mir noch mit dir auszukommen im Stande wäre!“

Trine: „Wenn du mir das noch einmal sagst, so kratz' ich dir die Augen aus!“

Leberecht: „Versuch' es nur einmal, deine Hand gegen mich zu erheben, du — Xanthippe!“

Trine: „Was? — du forderst mich auch noch heraus? Da! nimm das! und das! und das! und das!“ (ihn links und rechts ohrfeigend und am Haar-Schopfe packend.)

Leberecht: „Laß meine Haare los! — oder ich bringe dich um!“

Trine: „Meinethalben! — Noch in dieser Nacht verlasse ich dies Haus. Ich will nicht eine Stunde länger mit einem solchen Scheusal leben!“

Leberecht: „Gut dann! So mach', daß du fortkommst! Und zwar je früher, desto besser. Bin recht froh, daß ich dich auf so gute Manier los werde. Nimm dir auch all' deinen Kleiderkram mit!“

Trine: „Mich reut's in jeder Minute, mich hat's in jeder Minute gereut, daß ich dich zum Manne genommen! Du kannst mit 'nem reputirlichen Frauenzimmer nicht zusammen sein, du Ungeheuer — du erbärmlicher Wicht du!“

Leberecht: „Na, dich reut's nicht halb so sehr, wie 's mich reut und 's immer gereut hat, so lang' ich denken kann.“ (Seiner Gattin die Thür öffnend.) „Leb'

wohl, mein saures Trinchen! Und laß dich nicht bald wieder bei mir sehen!"

Und Frau Trine Schmalz setzte empört ihren Hut auf und ging heim zu ihrer Mutter; — stellte sich jedoch am andern Morgen schon wieder ein. Leberecht hat in Folge der frühzeitigen Unterbrechung der gegenseitigen Beichte seine Hauptfehler bis heut noch nicht eingestanden.

* * *

Papa Schmalzens Lebenspfad ist nicht mit Rosen bestreut gewesen. Vor Kurzem, als wir in Kraul's Bierstube bei einem gemüthlichen Gläschen saßen, erzählte er mir unter Anderm, daß er in einer Nacht mit einem Male von Schlaflosigkeit befallen worden sei. Nachdem er sich vergebens bemüht hätte, wieder einzuschlummern, sei ihm eingefallen, daß er vor Zeiten einmal im Kalender gelesen habe, man könne den Schlaf sicherlich wiederfinden, sobald man sich einbilde, eine Heerde Schafe einzeln über einen Zaun springen zu sehen, und jedes derselben mit geschlossenen Augen zähle. Er nahm sich vor, dies Experiment zu machen, schloß seine Augen, bildete sich ein, eine Heerde einzeln über einen Zaun springender Schafe zu sehen und fing an zu zählen. Er war beim hundertundvierzigsten Schafe angelangt und gerade im Begriffe, darüber einzuschlummern, als Frau Trine plötzlich rief:

„Leberecht!"

„Na — was ist denn los?" gähnte Papa Schmalz.

„Ich glaube, unsere gelbe Henne will brüten."

„Ach! störe mich doch nicht mit solchem Unsinn! Sei ruhig und schlafe!"

Darauf drehte sich Trine auf die linke Seite, und

Leberecht ließ seine Schafe wieder springen und zählte wacker. Er war schon wieder bei Nummer Hundertundzwanzig angelangt und glaubte jeden Augenblick, in Morpheus' Arme sinken zu sollen, — da, gerade als das hundertundzwanzigste Schaf über den Zaun springen sollte, da fing sein zarter Säugling an zu schreien.

„Zum Henker mit dem Balge!" schrie er seiner Trine zu. „Warum nimmst du dich denn seiner nicht an und bringst es zur Ruhe?! — Halte dein Maul, du kleiner Satan! — oder ich wichse dich durch, daß dir Hören und Sehen vergeht!"

„Hätt'st du nicht Lust, es wieder zu magnetisiren, du — unausstehlicher Grobsack du!" rief Frau Schmalz giftig, stand aber doch auf und brachte den kleinen Schreihals zur Ruhe.

Leberecht, obgleich schon in ziemlichem Grade nervös erregt, entschloß sich dennoch zum dritten Male, seine Schafe springen zu lassen. Er war glücklich bis zum vierundsechzigsten Schafe gekommen, als seine alte Tante an die Thüre klopfte und hereinrief, ob Leberecht vielleicht munter sei? Als ihr mit einem „Ja!" seitens der Frau Trine geantwortet ward, da schrie die alte Tante herein, sie glaube, er habe die hinteren Fensterläden zu schließen vergessen, und es sei ihr ganz so, als höre sie Diebe hinten im Hofe herumhantieren.

Da stand Papa Schmalz wüthend vor Zorn von seinem Lager auf und ging in den untern Raum des Hauses, um nachzusehen, ob die Fenster geschlossen seien. Wie alle Tage, so waren dieselben auch heute geschlossen, und als er dann mit seiner Flinte nach dem Hofe hinausschritt, um nach Diebesgesindel zu spähen, da hörte er kein Mäuschen sich rühren. Mit dem festen Vorsatze legte er sich wieder zu Bette, daß, wenn er nicht

selbst gehen sollte, seine alte Tante das Haus verlassen müsse. Trotz alledem aber wollte er jene Kalender-Anweisung noch einmal erproben und ließ also unbeirrt seine Schafe wieder springen. Er zählte wieder munter darauf los und kam ohne irgend welche Störung bis zu Nummer Zweihundertundvierzig; wahrscheinlich wäre er auch eingeschlafen, bevor er bis zum dreihundertsten Schafe gekommen, wenn nicht plötzlich Quintlein's Hund im Nebenhofe, den sich dieser seit der erschrecklichen Bären-Episode angeschafft, Heimweh bekommen und angefangen hätte, seinen Gefühlen in einer Reihe von langgezogenen, herzzerreißenden Stoßseufzern Ausdruck zu verleihen.

Leberecht Schmalz war rasend vor Zorn. Er vergaß Schafe und Zählen, und Trine und Kind; und fing an, mit Stiefeln, Seifenbechern und andern leichten Gegenständen mehr, wie sie ihm gerade zur Hand kamen, den Hund zu bombardiren. Endlich traf er denselben mit einer Gipsbüste von Benjamin Franklin vor den Kopf, und dies bewog die Canaille endlich, sich in die Hütte zurückzuziehen und im Stillen über Heimath und Heimweh nachzudenken.

Es erschien beinahe lächerlich, wieder an das Experiment mit dem Schafe-Zählen zu gehen; Leberecht aber war unverwüstlich, und sobald die Schafe in seinem Wahne wieder über den Zaun sprangen, fing er auch wieder an zu zählen. Er hatte gerade das zweiundachtzigste Schaf glücklich expedirt und war eben im Begriffe in das Reich der Träume hinüber zu wandern, als Frau Trine, die durch die Schall-Schwingungen allmälig in Bewegung gekommen sein mochte, mit einem Male aus dem Bette fiel, der zarte Schmalz'sche Säugling vor Schreck ein wehmüthiges Concert anstimmte

und Leberecht's Tante, vier Stufen auf einmal überspringend, die Treppe herabgejagt kam und in's Zimmer herein zeterte: ob sie denn das Erdbeben auch gehört hätten?

Die Situation hatte nun einen zu entsetzlichen Charakter angenommen, als daß sie in Worten sich hätte ausdrücken lassen. Leberecht hatte sie auch mit einem Blicke ermessen, in verbissenem Zorn ein Kopfkissen emporgerafft und sich in das hintere Wohnzimmer begeben, wo er sich auf das Sofa niederlegte.

Zehn Minuten später war er, diesmal ohne Hülfe jener Kalender-Anweisung, eingeschlafen; aber er träumte die ganze Nacht in Einem fort von Widdern, die ihn um den Aequator herumjagten. Leberecht ist nun zu der Ansicht gekommen, daß Schafe wohl wegen ihrer Wolle und der aus ihrem Fleische herzustellenden Cotelletten sehr nützliche Hausthiere seien, daß sie aber als narkotisches Mittel nicht eben sonderlich viel taugten.

* * *

Herr Leberecht Schmalz hat einen starken Hang zur Aufschneiderei; und davon gab er vor Kurzem, als er mir bei Gelegenheit eines Besuches, den ich ihm machte, ein Histörchen erzählte, einen schlagenden Beweis. Die Sache betraf ein Ereigniß, das sich in einem nahe gelegenen Städtchen vor wenigen Tagen zugetragen haben sollte. Papa Schmalzens Erzählung lautete etwa folgendermaßen:

„Sehen Sie, mein lieber Nachbar! der alte Piepenbrink drüben ist jetzt, seitdem es mit seinem Garten nichts ist, ganz versessen auf Gase und Luftschichten und dergleichen Dinge — rein wie toll ist er darauf. Eines

Tages hat er mit dem alten Menzel drüben disputirt, wie hoch über der Oberfläche der Erde wohl thierisches Leben bestehen könne, und dabei hat Piepenbrink behauptet, daß ein Thier vierzig Millionen Meilen über der Erde leben könne, wenn —"

„Nicht vierzig Millionen Meilen, mein Lieber," unterbrach ihn Frau Trine, — „er sagte nur vierzig Meilen."

„Vierzig war's — so? Dank' schön! Nun also, der alte Menzel meinte, das sei ganz lächerlich, und erbot sich, mit Piepenbrink ein paarmal hunderttausend Dollar zu wetten, daß thierisches Leben nicht halb so hoch oben existiren könne; und so —"

„Leberecht! Du irrst dich — er wollte ja nur fünfzig Dollar wetten," unterbrach Frau Trine neuerdings.

„Nun, wie dem auch sei — Piepenbrink nahm die Wette im Handumdrehen an, und sie kamen nun dahin überein, eine Katze in einem Ballon hinaufzuschicken und auf diese Weise die Wette zur Entscheidung zu bringen. Was macht nun unser Piepenbrink? Er geht und kauft einen Ballon — einen Ballon, Nachbar, der etwa zweimal so groß ist wie unsere Scheuer, und fängt an —"

„Er war nur circa zehn Fuß im Durchmesser, Herr Nachbar; der Leberecht hat es vergessen."

„— fängt an ihn zu füllen," fuhr Herr Schmalz fort, ohne seiner Gattin Einreden zu achten; „und als er gefüllt ist, langten achzig Mann kaum hin, um ihn zu halten und —"

„Achtzig Mann?!" rief lachend Frau Trine. „Aber, Leberecht! Du weißt doch recht gut, daß Herr Piepenbrink den Ballon allein gehalten hat."

„So, wirklich? Na, mir auch recht! Was macht das aus? Nachdem nun Alles fertig gemacht war, da haben sie Piepenbrink's Kater angeschleppt gebracht, haben ihn in einen Korb gethan und festgebunden, so daß er nicht herausspringen konnte. Circa hunderttausend Menschen standen versammelt, um zuzuschauen; und der Lärm, als man die Stricke abschnitt und der Ballon stieg, war wirklich —"

„Es waren kaum zweihundert Menschen bei der Geschichte," schalt Frau Trine Schmalz wieder ein. „Ich habe sie selbst gezählt."

„Ach was! unterbrich mich doch nicht in Einem fort! — Ich sage, man hat noch nie einen solchen Höllenlärm gehört, wie an jenem Tage, als der Ballon in die Lüfte stieg und beinahe außer Sehweite kam. Piepenbrink sagte, er sei etwa tausend Meilen hinaufgestiegen, — und — jetzt unterbrich mich nicht, Trine! ich weiß, was er gesagt hat — und da habe die Katze in Einem fort geschrieen, geschrieen wie hundert Nebelhörner zusammengenommen, so daß man sie von hier bis Peru hätte hören können. Nachdem also der Ballon so hoch gestiegen war, daß er nur noch so groß wie etwa ein Stecknadelknopf aussah: da platzte plötzlich etwas. Ich weiß nicht, wie die Geschichte gekommen ist, aber kurz, es dauerte nicht lange, so kam der Ballon gegen die Erde herabgestürzt mit einer Geschwindigkeit von fünfzig Meilen in der Minute, und der alte —"

„Aber, Leberecht! Du weißt doch ganz gut, daß der Ballon so sanft wie ein —"

„Halte doch den Mund, Trine!" rief Papa Schmalz ärgerlich aus. „Frauen verstehen von derlei Dingen gar nichts. Also — der alte Piepenbrink hatte so eine Art Registrir-Thermometer in dem Korbe angebracht, —

das Ding hatte ihm gegen tausend Dollar gekostet, — und damit wollte er Untersuchungen anstellen. Menzel aber war der festen Ueberzeugung, daß er eine todte Katze aus dem Korbe nehmen und den Gewinn würde einstreichen können. Da plötzlich, als der Ballon herniedergesaust kam, da wird er von einem Orkan erfaßt — — was, zum Teufel! starrst du mich so an, Trine? — ein Orkan war's, ein fürchterlicher Wirbelwind, Nachbar — und der hat ihn erfaßt, just wie ich sage, und gegen den Blitzableiter auf dem Thurm der Baptistenkirche geworfen. Auf diesem Thurm hat er festgesessen — circa achthundert Fuß hoch in der Luft, und Jedermann hat geglaubt, daß er ewig dort hängen bleiben würde."

„Du magst meinethalben so wild werden, wie du willst," rief Frau Schmalz; „aber ich weiß sicher, daß der Thurm nicht einen Zoll über fünfundneunzig Fuß hoch ist."

„Trine! ich ersuche dich eindringlichst, in dein Zimmer hinauf zu gehen und nach den Kindern zu sehen. Lassen Sie mich weiter fortfahren, Herr Nachbar! — Also, etwa eine halbe Minute, nachdem der Ballon auf der Kirchthurmspitze festgehakt ist, klettert der Kater auf die Wetterfahne heraus. Menzel, dem alten Geizkragen, wurde es grün und gelb vor den Augen. In demselben Augenblick nun packt der Orkan die Wetterfahne, dreht sie in rasendem Kreislauf sechshundert bis siebenhundert Mal in der Minute herum — der Kater stößt ein Geschrei aus, so wild und heftig, daß man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen konnte, und — du hast nichts weiter zu sagen, Trine, du bist jetzt still — der Kater ist etwa zwei Monate auf der Wetterfahne oben hängen geblieben —"

„Leberecht! das ist ja eine gräßliche Lüge. Die ganze Ballon-Geschichte ist ja erst am letzten Donnerstag passirt . . ."

„Achten Sie nicht auf meiner dummen Trine Salbadereien!" sagte Herr Schmalz, sich vertraulich zu mir wendend. — „Die Art und Weise nun," fuhr er in seiner Erzählung fort, „wie die Katze sich am Sonntage aufführte und, mit dem Schweife stracks nach Osten gerichtet, heulte, war so arg, daß der Gottesdienst nicht abgehalten werden konnte. Am Sonntag Nachmittag ist Herr Barnabas Speidel zum Peter Piepenbrink gegangen und hat ihm gesagt, daß, wenn er — Piepenbrink — die Katze nicht vom Kirchthurm entferne, er — Speidel — ihn auf eine Million Dollar Schadenersatz verklagen würde. Da hat denn Piepenbrink seine Flinte genommen und circa 1400mal nach der Katze auf der Wetterfahne geschossen, — sei still, Trine! du hast die Schüsse nicht gezählt, aber ich hab' sie gezählt — netto 1400mal — hat die Thurmspitze zu lauter kleinen Splittern zusammengepfeffert und endlich den Kater heruntergepafft, der aber schier zu einem Fetzen verwandelt schien und in dessen Magen man den kostbaren Thermometer Piepenbrink's fand. Das Vieh hat ihn, während der Ballon in die Lüfte hinauf stieg, gefressen; und als man ihn aus ihrem Magen heraus zog, stand er auf 1100 Grad. Der alte —"

„Kein Thermometer steigt jemals auf 1100 Grade," rief Frau Trine Schmalz dazwischen.

„Na, du dummes Ding," brüllte Leberecht wüthend; „wenn du dir einbildest, daß du die Geschichte besser erzählen kannst, als ich — warum erzählst du sie denn dann nicht selbst? Du kriegst es wirklich fertig, das Leben aus einem Menschen heraus zu cujoniren, du — Scheusal du!"

Und Schmalz schlug zornig die Thüre hinter sich zu. Ein paar Augenblicke später verabschiedete ich mich von Frau Trine. Ueber den Ausgang der Menzel-Piepenbrink'schen Wette ist mir nie etwas zu Ohren gekommen.

Siebzehntes Capitel.

Wie in Blechlingen eine Wahlschlacht geleitet wird.

Die Einwohnerschaft von Blechlingen nimmt an politischen Fragen ein ungeheuer lebhaftes Interesse, und während jeder Wahl-Campagne herrscht in dem ganzen Städtchen eine riesige Aufregung. Der erbittertste Kampf, den Blechlingen seit langer Zeit in seinen Mauern gesehen, war derjenige gewesen, welcher bei der vorletzten Wahl-Periode ausgefochten wurde. Ich selbst hatte mich damals in Blechlingen noch nicht niedergelassen. Der Fall hatte aber so viel Aufsehen erregt, daß noch viele Jahre nach demselben davon erzählt wurde. Und da nun viel Halbes, aber nichts Ganzes über die dabei stattgehabten Vorgänge zu meinen Ohren gedrungen war, so fragte ich eines Tages den wackern Florian Kandelsieder nach dem eigentlichen Sachverhalt. Dieser berichtete mir denselben in der folgenden Weise:

„Sie müssen nämlich wissen, mein lieber Nachbar!" hub Kandelsieder an, „wir hatten den Wenzel Schilling gegen den Zeno Willing zum Congreß-Mitglied vorgeschlagen. Ein paar Tage darauf, nachdem die Ver-

sammlung auseinander gegangen war, stand Wenzel Schilling draußen auf der Straße und sprach mit Bohnenstengel über die Wahlaffaire.

„‚Die Mehrheit werde ich haben,‘ sagte Schilling mit triumphirendem Gesichte zu Bohnenstengel im Laufe des Gesprächs; ‚ich bin meiner Sache völlig sicher, ich will den Sieg angesichts eines ganzen Regiments Willinge bekommen!‘

„In diesem Augenblicke war gerade Frau Martin vorbeigegangen, und da Wenzel, wie Sie ja wissen, sehr schnell spricht, so hatte sie zu hören gemeint, Schilling habe ‚Zwillinge‘ bekommen. Und Frau Martin, nach Weiber-Art, posaunte die frohe Kunde, daß Frau Schilling Zwillinge geboren habe, sofort im ganzen Städtchen aus.

„Natürlich entstand hierüber in allen Familien große Aufregung: viele der Frauen bedauerten, andere wieder beneideten Frau Schilling; während die Männer, da der Wenzel doch jetzt Candidat und, wie sich durch dies Ereigniß wieder bekunde, ein in jeder Hinsicht gediegener Mann sei, es nicht mehr als billig fanden, ihm durch eine öffentliche Kundgebung anläßlich dieser Zwillinge von der aufrichtig freundschaftlichen Gesinnung, die er allgemein genieße, Beweise zu geben. Und ich sage Ihnen, Nachbar,“ — rief Kandelsieder aus — „einen solchen Enthusiasmus haben Sie noch niemals erlebt. Mit welcher Freudigkeit der Gedanke aufgenommen wurde, war geradezu wunderbar — und alles stimmte dahin überein, daß eine Parade veranstaltet werden sollte. Man hißte also in Folge dessen die städtischen Flaggen auf dem Rathhause auf, desgleichen wurden die Hotels und die beiden auf der Werft liegenden Schooner beflaggt; Gerichtsrath Watschler vertagte die

Gerichtssitzung bis zum folgenden Donnerstag, die Schuldirectoren gaben den Schülern einen Ferientag und die Strafanstalts-Vorgesetzten gaben den Sträflingen ein Festessen.

„Einige Leute thaten sich zu einer Blechmusik zusammen und marschirten dem Zuge voran — dann folgte Typophil Griesgram mit dem rosenbekränzten Sternenbanner; dann kam die Geistlichkeit in Kutschen, der die ‚Freimaurer', die ‚Liedertafel' und der ‚Turnerbund' zu Fuße folgten. Dann kam die zahlreiche Schaar des ‚Christlichen Jünglingsvereins' nebst den ‚Söhnen der Mäßigkeit,' die letzteren mit fliegenden Fahnen, welche, wie Ihnen vermuthlich bekannt ist, eine Theekanne im Bild tragen. Dann ritt der Commandant unserer Stadtgarde, der alte Maultrommel, den Blechlinger Stadt-Garden auf einem grauen Apfel-Schimmel voraus. Ihnen folgte das gesammte Richter-Collegium zu Fuß, diesem der Stadtrath, die Schuldirectorien, die Angestellten der Gasanstalt und der anderen städtischen Etablissements, die Mitglieder der Bibel-, der Dorcas- und der Patriotischen Gesellschaft. Den Schluß des Festzuges bildeten die sonstigen Bürger Blechlingen's, die zu zwei und zwei marschirten, und hinterher wälzte sich der ganze Troß von Kindern, Dienstboten und sonstigen Zuschauern.

„Während dieser ganzen Zeit spielte die rasch formirte Musik-Capelle die prächtigsten Piècen, wie ‚Lieblich strahlt im Ost die Sonne,' ‚Ich hatt' einen Kameraden' und ‚Der kleine Rekrut' mit Pauken und Becken, Cymbeln, großer Trommel und was sonst noch von musikalischen Instrumenten in Blechlingen aufgeboten werden konnte. Unser Held, Wenzel Schilling, der kein Wort von der ganzen Geschichte gehört hatte, wußte gar nicht,

wie ihm geschah. Die Ueberraschung, die der Mann hatte, hätten Sie sehen sollen. Und als der Festzug vor seinem Wohnhause hielt, da wurde ihm ein dreimaliges Hoch ausgebracht — er kam auf den Balcon herausgestürzt, um zu sehen, was denn los sei. In diesem Augenblick stimmte die Musik ‚Heil dir im Siegesglanz‘ an — Typophil Griesgram senkte die Flagge, und General Maultrommel lüftete den Hut, während die Stadt-Garde Salve auf Salve abfeuerte und Alles schrie und johlte.

„Wenzel Schilling verneigte sich und hielt eine kleine Ansprache, worin er zum Ausdruck brachte, wie ungeheuer geehrt er sich durch diese Kundgebung fühle; er sei seines Wahlsieges gewiß, und wenn er einmal im Amte sei, so wolle er sein Möglichstes thun, um seinen Mitbürgern redlich zu dienen. Wenzel war der Meinung, es sei ihm ein politisches Ständchen gebracht worden. Als er aber seine Rede beendet hatte, rief Commandant Maultrommel mit weithin hallender Stimme:

„‚Zeigen Sie das Zwillingspaar!‘

„Wenzel blickte erstaunt darein und sagte dann:

„‚Ich glaube, ich verstehe Sie nicht recht, Commandant! Was wünschen Sie?‘

„‚Zeigen Sie das Zwillingspaar!‘ rief nun Gerichtsrath Watschler. ‚Lassen Sie uns die beiden Jungens ’mal sehen!‘

„‚Zwillingspaar? Zwei Jungens?‘ rief Wenzel herunter. ‚Was meinen Sie denn eigentlich, Doctor?‘

„‚Na, das Zwillingspaar, womit Sie beglückt worden! Heraus damit! Halten Sie die Jungens an’s Fenster, damit wir sie sehen können,‘ rief nun Typophil Griesgram.

„‚Meine Herrschaften,‘ erläuterte der verblüffte

Wenzel Schilling, ‚hier muß ein kleiner Irrthum — oder — Fehler — unterlaufen sein hinsichtlich der — das heißt, Sie müssen falsch berichtet worden sein über die — äh — die — äh — hier in diesem Hause sind keine Zwillinge.‘

„Da dachten vorerst die versammelten Leute, er treibe Scherz, und die Musik stimmte ‚Ja, ich bin klug und weise‘ an. Nun aber kam Wenzel herunter, um den Sinn von Gerichtsrath Watschler's Bemerkungen zu erhaschen; und als er die Menge überzeugt hatte, daß sich thatsächlich keine Zwillinge in seinem ganzen Hause befänden, da hätten Sie sehen sollen, wie aufgebracht die Menschen vor dem Schilling'schen Hause wurden. Eine solche Aufregung haben Sie noch nie in Ihrem ganzen Leben gesehen. Alle waren teufelswild, und Jedermann sagte, sie hätten es nun und nimmer für möglich gehalten, daß Wenzel zu so schändlichen Mitteln greifen würde.

„Darauf löste sich die versammelte Menge auf und Alles ging nach Hause. Gerichtsrath Watschler betrat in so wüthender Gemüthsstimmung den Richtersaal, daß er einem Arrestanten zwanzig Jahre Gefängniß zudictirte, obgleich ihm nach dem Gesetze nur zehn zufallen konnten. Die Schuldirectoren ließen ihren Zorn dadurch aus, daß sie dem Lehrer-Corps einen halben Tag vom Gehalt in Abzug brachten. Die Strafanstalts-Vorgesetzten strichen von dem nun zwecklosen Festessen noch rechtzeitig die Preißelbeer-Sauce. Commandant Maultrommel spülte seinen Groll in geistigen Getränken hinunter und torkelte Abends im höchsten Stadium der Trunkenheit nach Hause. Der Stadtrath hielt eine Extrasitzung und beantragte, die Wassermiethe auf das Schilling'sche Haus höher zu fixiren. Kurz, Alles war rasend vor Zorn.

„Und diese Geschichte hat den Wenzel Schilling um den Sitz im Abgeordnetenhaus gebracht. Zeno Willing schlug ihn mit großer Majorität einzig und allein, weil die alte Martin für ‚Willing' — ‚Zwilling' verstanden hatte. Denn sonst hätte Jeder zehnmal lieber den Schilling als den Willing zum Abgeordneten gewählt. Das ist doch schändlich, nicht wahr? Mir will's freilich scheinen, als ob das dem Wenzel Schilling gegenüber nicht sehr anständig gehandelt war. Aber — was ist dem öffentlichen Vorurtheil gegenüber zu machen? Nichts — rein Nichts!"

* * *

Wenzel Schilling war, wie wir soeben gesehen haben, nicht gewählt worden, obgleich er die Wahl gewünscht hatte; umgekehrt, aber nicht minder drollig, ist es einem höchst verdienstvollen Einwohner Blechlingen's, Herrn Dietrich Senft, ergangen, den seine Mitbürger mit Gewalt zum Stadt-Director ernannt haben.

„Sie wissen ja," erzählte mir Senft mit Bezug auf diese Wahl, „daß ich mir aus dem ganzen Posten wenig mache, und ich wollte damals auch das Amt gar nicht haben. Als davon gesprochen wurde, mich zu wählen, da hab' ich zu den Leuten gesagt — sagt' ich — daß es ganz verlorene Mühe sei, wenn sie mich wählen wollten; annehmen würde ich doch nun und nimmer. Glaubt ihr etwa — hab' ich ihnen gesagt — daß ich mein ehrsames Geschäft an den Nagel hängen würde, um meine Nase in Euer Aller dummes Zeug zu stecken?

„Und — werden Sie's glauben, Nachbar? trotzdem

stellt man mich auf gegnerischer Seite als Candidat auf — trotzdem schlägt man mich zur Wahl vor. Ich erließ eine öffentliche Adresse, in welcher ich auf jede Wahl im Vorhinein Verzicht leistete. Aber sie waren unverschämt genug, mich trotz alledem auf der Wahlliste zu belassen und Massenversammlungen abzuhalten, in denen sie zu meinen Gunsten agitirten. Ich war in hohem Grade ungehalten über solches Vorgehen, weil sich darin eine totale Nichtachtung aller meiner Empfindungen bekundete. So neigte ich mich denn zu der Gegenpartei hinüber, ging etwa zwei Monate lang zu allen Versammlungen derselben und hielt Reden über Reden gegen mich selbst und zu Gunsten meines Gegners. Ich glaubte, auf diese Weise müßt' ich ganz sicher zum Ziele kommen, da ich meine eigenen Schwächen doch besser als jeder Andere kennen muß. Und ich versichere Sie, Nachbar, ich hab' sie vergrößert, bis in's Unendliche vergrößert, so daß ich ein vollständiger — nun, Sie können's mir glauben, ich hab' manchmal so dick aufgetragen, daß ich mich vor mir selbst geschämt habe und mir als ein ärgerer Sünder vorgekommen bin, als ich es je in meinem Leben wirklich gewesen. Es war aber sehr heilsam für mich; ich habe mich dadurch gebessert. Seit jener Zeit bin ich ein vernünftigerer Kerl.

„Nun hätte man doch meinen sollen, ich müsse der beste Richter über meine Fähigkeit oder Unfähigkeit für jenes Amt sein. Aber — hol' mich der Henker! — laufen dennoch die Bürger von ganz Blechlingen und Zubehör an die Wahlurne wie besessen, und wählen mich mit wenigstens 800 Stimmen Majorität! Ich war der unglücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Am Abend des Wahltages kam gar noch das niederträchtige Wahl-

Comité, dem ich diesen Schabernack zu verdanken hatte, und stellte sich vor dem Hause in Positur, um mir ein Ständchen zu bringen. Sobald aber die ersten Töne erschallten, öffnete ich das Fenster und schoß mit meiner Schrotflinte auf die Musikanten — eine Ladung fuhr dem Paukenschläger in die Beine; aber sie spielten unbeirrt und unverdrossen weiter. Und als die Musik zu Ende war, da haben sie Gratulationsbesuche zur Thüre hereingestopft, mich hoch leben lassen und sind dann nach langer Zeit erst wieder nach Hause gegangen. Ich hab' mich in meinem ganzen Leben nicht so geärgert wie an jenem Tage.

„Am dritten Tage darauf wurde mir meine Wahlbestätigung zugesandt; aber ich habe mich geweigert, sie anzunehmen. Da haben mich die Kerle gepackt und Baldamus Bohnenstengel und Piepenbrink haben mich festgehalten, während der Rohrdommel mir die Bestätigung in die Rocktasche hinten geschoben hat, worauf sie Alle zusammen wie der Wind zum Tempel hinaus waren. Und so mußte ich denn am Ende daran glauben. Sauer genug ist mir das Amt geworden, das kann ich Sie versichern, denn wissen Sie, wenn man seine Pflicht thun will, ist so ein Posten keine Kleinigkeit. — Fünfzehn Mal mindestens hab' ich schon mein Entlassungsgesuch eingereicht, aber — immer ohne Wirkung; stets ist es auf die eine oder andere Weise unterdrückt oder umgangen worden. Ich hab' nie etwas davon zu hören bekommen.

„Und was sagen Sie dazu, Nachbar? Als meine Amtszeit zu Ende ging, da haben diese Blechlinger Subjecte die verrückte Arroganz, mich zur Wiederwahl vorzuschlagen. Ist das nicht zum Tollwerden? Die Politiker wollten durchaus, daß ich noch einmal auf-

treten sollte. Sie sagten, ich wäre der populärste Stadt-Director im ganzen Lande; Jedermann gefiele die Art und Weise, wie ich mit den Leuten umginge, ich sei so gefühlvoll, so theilnehmend und was dergleichen Dinge mehr gesagt wurden. Was aber that ich? Ich wollte mich dieser Gefahr nicht wieder aussetzen — verreiste deshalb in die Bundeshauptstadt, und ließ am Tage vor der Wahlversammlung das Gerücht ausſprengen, daß ich plötzlich durch einen Sturz in's Wasser um's Leben gekommen sei, als ich das Fährschiff über den Fluß hätte betreten wollen. Als diese Kunde bekannt wurde, da hat man das Versammlungszimmer schwarz decorirt, hat Beileids-Kundgebungen beschlossen, und dergleichen mehr. Schließlich haben sie den Wendelin Pfeffer gewählt an meiner Statt.

„Am Tage der Wahl zeigte ich mich wieder; und nie hab' ich Männer so tiefverletzt, so im innersten Herzen gekränkt gesehen, wie die Blechlinger Politiker es ob dieser Täuschung gewesen sind. Sie äußerten sich, daß es eine beispiellose Infamie sei, ehrsame Leute also hinter das Licht zu führen; und drohten mir, mich beim nächsten Wahlgange zum Polizeimeister vorzuschlagen. Wenn sie das wirklich thun sollten, so zieh' ich ganz aus Blechlingen weg. Dann geh' ich nach Colorado oder sonst einem anständigen Orte, wo die Leute Einen mit dergleichen Geschichten ungeschoren lassen. Eher will ich mit Tod abfahren, als noch einmal in diesem Blechlingen ein Amt verwalten. Das steht bombenfest!"

Achtzehntes Capitel.

Ein lustiges Histörchen vom Wecker Kikeriki.

Horatio ruft seinem Freunde Hamlet zu: „Da krähte laut der Morgenhahn!" und ich für mein Theil, werther Leser, hege nicht im Geringsten Zweifel, daß der Hahn in jenem Falle wirklich gekräht hat: er thut dies ja jeden Tag beim Grauen der Früh-Dämmerung, vornehmlich wenn er gezwungen ist, sein Morgen-Vocal-Concert in einem engen Hofe der Stadt anstimmen zu müssen. Ist doch ein solcher Hof gemeinhin rings von Backsteinmauern umschlossen, die eine Art von Resonanz-Boden bilden und die Schall-Vibrationen sorgfältiglich dem Ohre des hinter ihnen weilenden Stadtbewohners zuführen, der zumeist in Folge der dumpfen Hitze der Sommermonate und vom unaufhörlichen Gesumme frühgeschäftiger Fliegen geplagt, sich ruhelos in seinem Federbette umherwälzt. Einem solchermaßen aus seinem Bette gejagten und darob zornergrimmten Menschen drängt sich die feste Ueberzeugung auf, daß der städtische Hahn weit lärmlustiger ist, als seine ländlichen Collegen; daß er weit lauter krähen, den Ton viel länger aushalten und in weit kürzeren Pausen wieder einsetzen kann, als der bucolische Hahn, der mit Mutter Natur in ungetrübtem Zusammenhang bleibt, die mistischen Wechselbeziehungen zwischen Ursache und Wirkung von einem erhabenen Standpunkt aus betrachtet, und keinerlei neidisches Gelüste kennt, den frühzeitig die Straßen der Stadt durcheilenden Milchhändler oder Semmelverkäufer zu überschreien. Und der also heimgesuchte Städter mag vielleicht bis zu einem gewissen Grade im Rechte sein, wenn

er „den Meister Kikeriki, den Früh-Trompeter," als eine unausstehliche Beschwerniß betrachtet, deren Vorhandensein einzig und allein der Umstand entschuldigen und begründen kann, daß ein feister Hahn, wenn er, braun und knusperig gebraten und vor Füllsel beinah platzend, in einer schmackhaften Sauce auf der Anrichteschüssel liegt, Augen und Gaumen in versöhnender Weise labt.

Derjenige Mensch aber, der glücklich genug ist, während der drückend heißen Sommertage auf dem Lande leben zu können, hat eine andere und freundlichere Meinung über den Wecker Kikeriki. Wenn der Landbewohner — vorausgesetzt, daß er sich zeitig am Abend zur Ruhe begeben hat — am frühen Morgen durch das vom Nachbarhofe her erschallende muntere Krähen aus dem Schlafe geweckt wird, so wird er nicht, wie in der Stadt, verdrossen darüber sein, denn er bekommt hier in der Regel ein Concert zu hören, das sein Gemüth in erfreulicher Weise erheitert. Der Hahn im Nachbarhofe giebt die Melodie an. Seine Stimme ist ein tiefer, aber gebrochener Baß; sie läßt darauf schließen, daß er die Nacht an einem luftigen Orte geschlafen hat, daß hierdurch seine Stimmritze entzündet worden und die seiner Kehle entströmenden Töne ihre Schönheit verloren haben; sie hört sich genau so an, als ob eine Kaffeemühle den Versuch zu krähen unternehmen würde. Die angestimmte Melodie wird ein paar Häuser weiter weg von einem Hahn mit dünner, feiner Stimme aufgenommen; und kaum hat dieser die letzte Note erschallen lassen, als auch schon in weiterer Entfernung ein Hahn-Bariton die Cadenz wiederholt und in größerer Nähe von einer Mittelstimme, die den in der Fuge anzuschlagenden Ton genau zu wissen scheint, accompagnirt wird. Und so erschallt denn ein fröhliches Kikeriki nach dem andern, schwächer und

schwächer in der Entfernung werdend, bis zuletzt Stille eintritt. Da erschallt mit einem Mal aus weiter, weiter Ferne eine überaus zarte Fistelstimme, die von einem, im Keller sich übenden Miniatur-Hahne herstammen könnte, und gleich darauf stimmt der Hahn im Nachbarhofe, der den Morgengesang intonirt hat, mit seinem heisern tiefen Basse den Refrain an, und fort und fort erschallt die Fuge aus allen Hahnen-Kehlen, ohne daß der Lauscher müde würde, zuzuhören — bis endlich die Sonne völlig am Horizont heraufgetreten ist, bis alle Hennen erwacht sind und des Tages Gescharre und Gekratze seinen Anfang nehmen kann.

Die gemeinhin mit „Ki-ke-ri-ki" abgefertigte musikalische Sprache des Hahns ist ein Thema, welches eingehend studirt und zum Gegenstand wissenschaftlicher Abhandlungen gemacht werden sollte. Man erwäge nur, welche historische Bedeutung ihm inne wohnt! Diese nämliche Combination von Tönen, welche den schlafenden Stadtbürger der Jetztzeit aus dem Bette jagt und ärgerlich und zornig macht, ist schon von Noah und dessen Familie, als sie in der Arche auf den Wogen der Sündfluth umherschwammen, in ganz der nämlichen Folge und Weise gehört worden. Das nämliche Gekräh war es, welches Petrus vernahm, als er seinen Herrn und Meister verleugnete, — ein Gekräh, das sich vom Paradiese her bis auf uns herab fast ohne alle Unterbrechung fortgepflanzt hat, das Jahrhundert um Jahrhundert auf der Welt erschallt ist und jetzt noch ebenso wie vormals als Herold der aufsteigenden Sonne betrachtet wird. Vielleicht daß das Hahnen-Gekräh schließlich doch noch als Vorwurf einer großartigen musicalischen Composition gewählt wird, zumal ja Wagner der Menschheit jetzt gezeigt hat, wie man auf einer Phrase ein lyrisches

Drama aufbauen kann. Vielleicht daß die Zukunfts-Nationalhymne Amerika's diesen allseitig bekannten Ton des Kikeriki zu ihrem Refrain erhält. So sehr schlimm wäre es gerade nicht, den Hahn zu unserem National-Emblem zu erwählen, selbst wenn wir seinen Sang als Basis unserer National-Hymne verwerfen. Wir haben den Adler von Rom genommen, wie Frankreich den seinen; wäre es nicht klüger gewesen, wir hätten statt seiner den Hahn erwählt, wie Frankreich es nach der Revolution gethan? Die alten Römer und Griechen betrachteten den Hahn als geheiligten Vogel. Das Hauptsächlichste, dessen sich durchschnittlich der Schulknabe über Sokrates erinnert, ist, daß dieser sich, unmittelbar nachdem er Befehl gegeben hatte, dem Aesculap einen Hahn zu opfern, selbst um's Leben brachte; und gewisse Leute haben die Behauptung aufgestellt, daß die Ursache zu seinem Selbstmorde der laute Lärm des Hahnes gewesen sei, und daß er den verhaßten Ruhestörer aus Rache für all' den Schmerz und all' das Elend habe umbringen wollen, was ihm diese Species durch beständige Unterbrechung seiner Denk- und Schlaf-Bestrebungen allezeit verursacht hatte.

Der Hahn ist ein tapfrerer Vogel als der Adler. Er ist von jeher ein kühner und schlagfertiger Krieger gewesen und trägt die Sporen seiner Ritterschaft seit seiner Erschaffung. Er besitzt eine hohe militärische Eigenschaft: er weiß, wenn er geschlagen ist; denn wer hat ihn nicht schon gesehen, wie er nach Unterliegung im muthigen Streite sich in irgend eine entfernte Ecke fortgestohlen hat und mit gesträubten Federn auf einem Beine dagestanden ist, das wahre Bild der Demüthigung und Verzweiflung? Und Meister Kikeriki ist wachsam; denn hat er nicht schon seit undenklicher Zeit sich

auf den Kirchthürmen als Sinnbild der Wachsamkeit gedreht? Er besitzt ferner alle häuslichen Tugenden. Er ist ein liebender Vater und ein zärtlicher, wie auch urkräftiger Gatte. Er weiß seine Familie vor fahrenden und schlecht beleumdeten Hähnen zu schützen, und ist allezeit bereit, mit unbefriedigtem Appetit beiseite zu treten, um ihnen Gelegenheit zur Verzehrung einiger delicater Brosamen, die er gefunden, zu geben. Er ist nützlich und vortrefflich in seiner Beziehung zu dieser Welt, und ist nicht ohne Werth für das Jenseits, denn der Volksglaube hat ihm das Amt zugewiesen, spukende Geister von der Erde zu verscheuchen; und wenn er die ganze Nacht hindurch kräht, so sind die Gespensterkönige und andere geisterhafte Personen, wie Katie King,*) die aus dem unbegrenzten Raume kommen, um Tische zu rücken und Guitarren disharmonische Töne zu entlocken, taub für alle verlockenden Bitten der ehrenwerthen Beschwörer.

Vielleicht beruht die einzig richtige Methode, den Teufel aus der Welt zu jagen und die das Land heimsuchende Corruption zu stauen und zu heben, darin, daß wir den Hahn auf unsere Standarten erheben und veranlassen, in Einem fort zu krähen. Das wäre eine Idee, die Eingang in die politischen Grundsätze unserer Parteien finden sollte. Eine Gans hat Rom gerettet;

*) Katie King ist der Name eines Frauenzimmers, das zuerst im Jahre 1875 als Geister-Erscheinung, sogen. Medium, — sie gab vor, die Tochter eines im 17. Jahrhundert umgekommenen Seeräubers zu sein — in Philadelphia viel von sich reden machte. Das Ganze entpuppte sich als der höhere Schwindel. Robert Dale Owen, der Verschiedenes über K. K. schrieb, gehörte in erster Linie zu denjenigen, welche sich in hervorragender Weise ihrer Sache annahmen und in hervorragender Weise von ihr mystificirt wurden. H.-A.

warum sollte nicht ein Hahn Amerika erlösen? Möge der patriotisch gesinnte Mann, der dem geräuschvollen Vogel flucht, weil er durch dessen Gekräh zu unzeitiger Stunde von seinem müßigen Lager aufgescheucht wird, sich Alles, was ich hier gesagt, überlegen und seinen Zorn mit Reflexionen über den wohlverdienten Ruhm des Morgenhahnes dämpfen!

Ich habe einen Nachbar, welcher den krähenden Hahn nicht mit dem gebührenden Enthusiasmus betrachtet, sondern vielmehr geneigt ist, mit Mißgunst auf den Vogel herabzusehen. Da er aber ein Opfer der Lärmlustigkeit desselben gewesen, so ist vielleicht sein Widerwille gegen den stolzen Vogel theilweise zu entschuldigen.

Der landwirthschaftliche Verein von Blechlingen und Umgegend hat im letztverflossenen Herbste eine Geflügelausstellung abgehalten; und unser werther Bekannter, Herr Peter Piepenbrink, der seit seinen Gartencultur-Bestrebungen zu den Mitgliedern des obigen Vereins gehört, ist aufgefordert worden, die Eröffnungsrede der Ausstellung zu halten. Herr Piepenbrink arbeitete einen Vortrag über die Geflügelzucht aus, den er für sehr gelehrt hielt; und als die Zeit herankam, da stand er auf dem Podium, bereit seinen Zuhörern Belehrung zu schaffen. Die Vögel waren in Käfigen an der Wand herum aufgestellt; und nachdem die Ausstellung vom Vorsitzenden formell eröffnet worden war, trat der Festredner mit dem Manuscript in der Hand vor. In demselben Augenblick, als er mit dem Vorlesen begann, stieß ein schwarzer polnischer Hahn ganz in der Nähe des Podiums ein lautes herausforderndes Gekräh aus. Es befanden sich in dem Ausstellungssaale ungefähr zweihundert Hähne, und unverzüglich fingen diese alle

an, auf die maßloseste Weise mitzukrähen, welcher Lärm die sämmtlichen Hennen so ungeheuer aufregte, daß sie sämmtlich, so laut sie es vermochten, ebenfalls zu krähen anfingen.

Natürlich konnte die Stimme des Redners nicht gehört werden; er hielt also inne, während das Publicum lachte. Nach Verlauf von zehn Minuten war die Ruhe wieder hergestellt, und Herr Peter Piepenbrink begann zum zweiten Male.

Kaum jedoch hatte er die Worte: „Meine Herren und Damen!“ ausgesprochen, als auch der polnische Hahn, welcher einen heftigen Groll gegen den Sprecher gefaßt zu haben schien, wiederum sein abgeschmacktes Gekrähe erschallen ließ, und alles andere Geflügel im Zimmer den betäubenden Chorus wieder anstimmte. Das anwesende Publicum wälzte sich vor Lachen, während Herrn Piepenbrink die Zornesröthe in's Gesicht stieg. Als aber der Lärm sich wieder gelegt hatte, begann der Redner zum dritten Male. Er hatte die Worte: „Meine Herren und Damen! Das Geflügel im Scheuerhofe bietet ein Thema vom höchsten Interesse für den —“ als der polnische Hahn mit einem ausgewachsenen Kalekut-Hahn in Streit gerieth, was die Hennen der beiden Kämpfenden zu glucken veranlaßte, so daß in kurzer Zeit die ganze Gesammtheit des Geflügelvolks in die höchste Aufregung gerieth. Das war Herrn Peter Piepenbrink denn doch zu viel. Er war vor Zorn außer sich, warf sein Manuscript weit fort, stürzte auf den Käfig los, und indem er wild seine Faust gegen den Störenfried Hahn schüttelte, zischte er:

„Du teuflische Canaille! ich hätte große Lust, dich umzubringen!“

Darauf trat er den Käfig mit den Füßen ein, riß den Hahn heraus, drehte ihm den Hals um und warf

ihn zu Boden. Wüthend verließ er dann den Saal, gefolgt von dem homerischen Gelächter der Anwesenden und dem noch ärgeren Spectakel der Hähne und Hähninnen. Die Geflügel-Ausstellung wurde ohne weitere Ceremonie eröffnet, und die Abhandlung des Herrn Peter Piepenbrink erschien in den diesjährigen Vereins-Annalen der Blechlinger landwirthschaftlichen Gesellschaft als erster Artikel abgedruckt.

Eines Tages, als ich mit Herrn Nehemias Lilienstengel über den Gegenstand sprach, deutete er auf einen Hahn, welcher auf einem neuerrichteten Zaune saß, und erzählte mir eine Geschichte über diesen Vogel, die ich absolut nicht glauben kann.

„Sie haben sich den Hahn jedenfalls noch nicht genau angesehen," sagte Lilienstengel; „wahrscheinlich hätten Sie ihn gar nicht bemerkt. Aber es ist mir gleichgiltig, in welchem Lichte Sie ihn betrachten; je mehr man ihn ansieht, desto talentvoller erscheint er. Man spricht da immer von Adlern und dergleichen; aber dieser unscheinbar aussehende Vogel kann ihnen allen zwanzig Points vorgeben und wird dennoch das Spiel gewinnen. Dieser Hahn besitzt Charakter-Eigenschaften, die jeden Lebensweg zieren würden.

„Das Hühnervolk im Großen und Ganzen ist, was man so sagt, dumm. Aber was mir an diesem Hahn da gefällt, ist, daß er Mitgefühl besitzt, daß er eine theilnehmende Seele in sich birgt. Ich erinnere mich, daß er im Herbst des letzten Jahres, als meine Kalekut-Henne während des Brütens erkrankte, so viel Gattenliebe an den Tag legte, daß er zu ihrem Neste hinging und stundenlang auf demselben saß, um ihr aus der Noth zu helfen und die Möglichkeit zu Bewegung und Erholung zu verschaffen. Und als sie später dennoch

crepirte, da hat er sich ihrer mütterlichen Obliegenheiten mit wirklicher Zartheit angenommen: er schien das Bewußtsein zu haben, als ob er jenen ungeborenen Kleinen Alles sein müsse, und hat seine Flügel lange, lange Zeit über die Eier gespreizt. Viel Befriedigung hat er aber nicht geerntet für all' seine väterliche Mühe und Sorge; als die Eier nämlich ausgebrütet waren, mußte er gewahr werden, daß es zumeist Enteneier gewesen — und das ist ihm, wie es mir hat scheinen wollen, ernstlich zu Herzen gegangen. Zu verschiedenen Malen ist er zur Seite getreten und hat ganz allein — zumeist auf einem Bein in irgend einem Winkel des Zaunes — gestanden und seinen Geist grübeln lassen über die Sorgen und Schmerzen, die sein väterliches Herz bedrückten, so daß man wahrhaftig nicht umhin konnte, ihn vollen Ernstes zu bedauern. Man sah es ihm an, daß ihm der Anblick dessen, was seine Brüt-Arbeit hervorgebracht, große Kümmerniß verursachte.

„Man sollte meinen, daß ein solcher Hahn keinen Muth haben könne; aber mein Hahn dort hätte, ohne sich zu besinnen, den Kampf mit einer ganzen Wagenladung Tiger aufgenommen. Einmal hatte er es sich in den Kopf gesetzt, daß der Hahn da drüben auf der Baptisten-Kirche lebendig sei, und der Gedanke, daß dieser windige Kumpan da oben sitzen und sich drehen und wenden und ihm gegenüber den hohen Herrn sollte spielen können, war ihm schier unerträglich. Da habe ich denn zum Oefteren gesehen, wie er sich angestrengt hat, um zu ihm hinauf zu fliegen und sich in einen Kampf mit ihm einzulassen. Als er jedoch einsehen mußte, daß es mit dem Hinaufffliegen nichts war, so krähte er den Baptisten-Hahn in Einem fort an und forderte ihn laut heraus, zu ihm herunterzukommen. Und zuletzt,

als ihm das Vergebliche all' seiner Bemühungen einleuchtete, da — Sie werden das kaum glauben, Nachbar — da hat er eines Tages den Meßner angekrallt und seine Sporen so tief in dessen Waden eingehakt, daß der Aermste eine Woche lang an Krücken gehen mußte! Ich versichere Sie auf Farmer-Ehre, Nachbar, daß ich noch nie in meinem Leben einen Hahn gesehen habe, der einen solchen Muth besessen und einen so zarten Instinct bekundet hätte.

„Ein prächtiger Kampfhahn ist er ebenfalls; sehen Sie sich ihn nur an, wie er dasteht! Vor einiger Zeit hatte er einen kleinen Streit mit Meier's polnischem Hahne; aber anstatt über diesen ohne Weiteres herzufallen, auf die Gefahr hin geschlagen zu werden, geht mein Hahn vierzehn Tage lang mit dem Plane und dem Gedanken über seine Absicht umher, paukt sich förmlich auf einen Zweikampf ein, frißt weiter nichts als Korn, macht sich regelmäßige Bewegung, geht frühzeitig schlafen, nimmt jeden Morgen ein kaltes Bad, und läßt sich von einer Henne täglich mit einem Maiskolben abreiben. Das war doch wirklich wunderbar! Nach circa einer Woche war mein Kikeriki lauter Knochen und Muskel, und nun erst stieg er zu Meier's Hahn hinüber, den er auch nach dem vierten Gange schon in eine bessere Hahnen-Welt spedirte.

„Sie können 's mir glauben, Nachbar, einen solchen Hahn, wie den meinen dort, hab' ich noch nie gesehen — Sie gewiß auch nicht, was? Werden Sie es glauben, Nachbar, wenn ich Ihnen sage, daß dieser Hahn sich auch allem Anscheine nach mit Politik befaßt? O! lachen Sie nur! aber im letzten Herbst während der Wahl-Campagne war er so ungeheuerlich aufgeregt, daß er nichts zu sich nehmen konnte; und an dem Abend,

an welchem hier die republicanische Massenversammlung abgehalten wurde, da hat er sich auf den Kronleuchter im Saale gesetzt, und jedesmal wenn Commandant Maultrommel etwas Gutes sagte, da hat mein Hahn mit den Flügeln geschlagen und geglucht und geglucht, als ob er sagen wollte: „Das ist auch meine Ansicht!“ Und am Tage des Wahl-Umzuges ist er auch mit ausgerückt und hinter dem letzten Wagen hergetrippelt, immer im richtigen Tacte und immer in stolzer, gravitätischer Haltung. Er ist nie aus Reih' und Glied herausgetreten, außer ein einziges Mal, wo er aber nur deßhalb stehen blieb, um dem demokratisch gesinnten Hahne des alten Wühlhuber, dessen Name in großen Lettern auf dem Wahlzettel der Demokratenpartei prangte, einen gehörigen Denkzettel zu geben. Und am Morgen, nachdem bekannt geworden war, daß die Republicaner gesiegt hatten, ist er auf die höchsten Spitzen meines Zaunstackets geklettert und hat so laut und kräftig gekräht, daß man ihn auf dem andern Flußufer hat hören können, und lauter und kräftiger noch wurde der Schall seiner Stimme, als er gewahrte, daß ich die amerikanische Flagge aufhißte und die Wahlresultate mit lauter Stimme verkündete.

„Ja, ja, mein lieber Nachbar. Ich weiß, daß Sie darüber lachen werden, wenn ich Ihnen sage, daß, als am selben Tage meine Tochter auf dem Klaviere die National-Hymne spielte, der Hahn, sobald er nur die ersten Klänge gehört hatte, in das Zimmer hereingeflogen kam, sich auf das Piano gesetzt und die Melodie so natürlich gekräht hat, als ob er ein geschulter Musiker wäre. Aber wahr ist es, durchaus wahr; und mit dem Kamme hat er obendrein den Tact dazu geschlagen. Er kräht nicht so wie unsere andern Hähne. Jeden Morgen

singt er ausgewählte Stücke, Cantaten von Gluck und Hähndel und dergleichen gediegenen Musikern mehr; an Sonntagen läßt er sich sogar in Choralmusik hören. Ob er's mit Wagner noch versuchen wird, weiß ich nicht zu sagen; zutrauen thu' ich's dem Burschen schon. Ich weiß, daß er zeitweise stundenlang auf dem Zaune dort gesessen und Tonleitern probirt hat; einmal sogar hat er einen anderen Hahn beinahe todtgetreten, einfach darum weil dieser einen Ton zu tief gekräht hat. Das hab' ich selbst mit angesehen.

„Jetzt aber muß ich fort, Nachbar. Ich steh' da und plaudere — und vergesse darüber ganz, daß ich meiner Artemisia Holz zum Abendbrot-Herrichten spalten und dann die Kühe melken soll. Adieu für heute, Nachbar, und gehaben Sie sich wohl!"

„Immer der Alte!" sprach ich zu mir. Je länger ich aber nachher über Liliensteugel's Hahnbericht nachsann, desto fester wurde der Vorsatz in mir, diesem Hahne aller Hähne sobald als möglich den Hals umzudrehen, damit sein Besitzer künftighin einen Gegenstand weniger hat, über den er lügen kann.

Neunzehntes Capitel,

enthält allerlei Unsinn — womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß in den vorhergegangenen Capiteln nicht auch Unsinn enthalten gewesen.

Im letztvergangenen Winter, als es einmal recht bitterkalt war, fror mir der Gasmesser ein, trotzdem ich ihn im Keller untergebracht hatte. Ich versuchte ihn

durch Aufschütten heißen Wassers aufzuthauen; aber nachdem ich mich fruchtlos wohl eine Stunde lang abgequält hatte, kehrte ich mit nassen Füßen, die Haare voll Staub und Spinnweben, das Gesicht vor Anstrengung und Aufregung puterroth, wieder in meine Stube zurück. Nachdem ich dort die Ruhe wiedergefunden, mir trockene Strümpfe angezogen und mich gesäubert hatte, setzte ich mich an's Fenster und sann darüber nach, wie ich am besten das Eis aus meinem Keller entfernen könnte. Ich versuchte daraufhin alles Erdenkliche; als aber nichts helfen wollte, da riß mir die Geduld, ich packte einen glühenden Schürhaken, stieß ihn durch eines der Luftlöcher hindurch und rührte nun im Innern des Gasmessers mit Aufgebot aller meiner Kräfte herum. Ich fühlte, wie das Eis nachgab, dann hörte ich die Räder mit etwas größerer Vehemenz herumschnurren als gewöhnlich, — und dann ging ich befriedigter als das erste Mal wieder in meine Stube hinauf.

Drei bis vier Tage hindurch machte ich die Wahrnehmung, daß die Maschinerie im Innern meines Gasometers auf eine wirklich sonderbare Weise schnurrte und surrte; allerorten im Hause konnte man das eigenthümliche Getöse hören. Aber ich war froh und guter Dinge: mein Gasometer kam ja trotz des hohen Kältegrades, den wir damals in Blechlingen hatten, seinen Functionen augenscheinlich überaus exact nach. Ich ließ mich also nicht irre machen.

Zwei Wochen später nun bekam ich meine Gasrechnung. Ein heilloser Schreck packte mich, denn dort stand Schwarz auf Weiß die Anschuldigung zu lesen, daß ich während des letzten Vierteljahrs eine Million und fünfmalhundert tausend Cubikfuß Gas verbrannt haben sollte. Dafür begehrte man von mir Entrichtung

des allerliebsten Sümmchens von dreimalhundertundfünfzigtausend Dollar.

Ich stülpte meinen Hut auf den Kopf und rannte nach dem Gas-Büreau. Dort redete ich den Ersten-Besten der mir entgegentretenden Beamten an:

„Wieviel Gas haben Sie während des letzten Vierteljahrs fabricirt?"

„Ich weiß nicht genau," lautete die Antwort. „Etwa eine Million Cubikfuß, denke ich."

„So! — und mir stellen Sie eine halbe Million Fuß mehr in Rechnung, als Sie Alles in Allem fabricirt haben!?"

„Lassen Sie mich Ihre Rechnung sehen! — Hm-m-m! Die Rechnung ist ganz in Ordnung — ist nach Aussage Ihres Gasmessers aufgestellt. Diese Zahl gibt Ihr Gasmesser an."

„Was kann denn darauf ankommen! Ich kann doch nicht mehr Gas verbrennen, als fabricirt worden."

„Kann 's nicht ändern, mein Herr! Der Gasmesser kann nicht lügen," beharrte der Beamte.

„Ja, aber sagen Sie mir doch: wie wollen Sie denn den Ausfall begründen?" rief ich.

„Weiß ich nicht, mein Herr! Es ist nicht unsere Sache, uns mit wissenschaftlichen Fragen oder Forschungen zu beschäftigen. Unsere Richtschnur ist der Gasometer — nichts Anderes. Wenn an ihm angezeigt ist, daß Sie sechs Millionen Fuß Gas verbrannt haben, so müssen Sie sie eben verbrannt haben, selbst wenn wir keinen einzigen Cubik-Fuß aus der Anstalt gelassen hätten."

„Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen," wandte ich mich zu dem Beamten, „mein Gasometer war eingefroren, und um ihn aufzueisen, hab' ich mit einem Schür-

haken in ihm herumgestochert, so daß er in Einem fort geschnurrt und gesurrt hat."

„Der Betrag der Rechnung bleibt der gleiche," antwortete der Beamte. „Wir rechnen Schürhaken gerade so hoch wie Gas."

„Sie werden doch nicht in Wirklichkeit die Frechheit besitzen und von mir Bezahlung der dreimalhundertundfünfzigtausend Dollar verlangen?" fragte ich.

„Und wären es siebenmalhunderttausend Dollar, so würde ich sie mit einer Ruhe in Empfang nehmen, die Sie in Erstaunen setzen sollte," entgegnete der Gasbeamte. „Bezahlen Sie nur ohne Zögern; sonst drehen wir Ihnen das Gas ab."

„Drehen Sie es ab und laufen Sie zum Henker mit Ihrer ganzen Gasanstalt!" rief ich und riß meine Rechnung in kleine Fetzen. Darauf ging ich heim, ergriff den segenwirkenden Schürhaken und trat zu dem Gasometer heran. Dieser hatte seit Ausstellung der Rechnung schon wieder eine Million Cubikfuß registrirt; in jeder Minute vermehrte sich die registrirte Zahl um mindestens hundert weitere Fuß, und in vier Wochen hätte ich der Gasfabrik von Blechlingen mehr geschuldet, als die Vereinigten Staaten allen ihren Gläubigern zusammengenommen. Kein Wunder, daß der Zorn mich packte, daß ich den Meter zu einer formlosen Masse zerschlug und die einzelnen Stücke auf die Straße hinaus feuerte. Ein Glück, daß ich Besinnung genug noch behielt, um das Abdrehen des Gashahnes nicht zu vergessen.

Darauf begab ich mich nach dem Redactions-Büreau unseres „Hochwächter," um Herrn Typophil Griesgram zur öffentlichen Bloßstellung des von der Blechlinger Gasfabrik-Gesellschaft in Scene gesetzten Schwindelver-

fahrens zu überreden. Währenddem ich mich in dem Redactionszimmer befand, traten einige Besucher ein. Der erste derselben benahm sich in einer erregten und sonderbar mysteriösen Weise. Er begrüßte den Redacteur damit, daß er einen Stuhl nach ihm warf; dann packte er ihn am Schopfe, stieß ihn mit der Nase drei- bis viermal auf den vor ihm stehenden Tisch und versetzte ihm mehrfach Püffe in die Rippen. Nachdem diese stärkende Motion vorüber war, schüttelte der Besucher seine Faust dicht unter Griesgram's Nase und rief:

„Sie Esel und Schubiack! wenn Sie die Notiz nicht morgen im Hochwächter bringen, so komme ich hierher und bringe Sie um! Verstehen Sie mich?"

Darauf applicirte er Griesgram noch ein paar derbe Rippenstöße, zerrte ihn am Ohrläppchen, schüttete ihm das Tintenfaß über den Kopf, streute den Sand aus der Büchse auf die nämliche Stelle, warf den Tisch um und ging von dannen. Während des ganzen Vorganges blieb Typophil Griesgram ruhig und gleichmüthig, kein Wort trat auf seine Lippen, nur ein abgespanntes Lächeln umspielte dieselben. Sobald der sonderbare Eindringling die Thüre hinter sich geschlossen hatte, hob Typophil Griesgram den Tisch auf, wischte sich den Sand und die Tinte aus dem Gesichte und sagte, indem er sich zu mir wandte:

„Der Hansnarr thut's schon nicht anders, er muß eben immer seine kleinen Späße treiben!"

„Hm! hm! Scheint mir aber ein etwas überquellender Humorist, dieser Hansnarr," versetzte ich. „Was war denn die Ursache zu diesem Spaße?"

„Ach! der Mann will sein Mobiliar im Auctionswege verkaufen. Ich hatte ihm versprochen, in der heutigen Nummer des Hochwächter auf die Sache

hinzuweisen, habe es aber ganz vergessen, und so kam er denn, um mich daran zu erinnern."

„Frischen denn alle Ihre Bekannten Ihr Gedächtniß in so lebhafter Weise auf? Wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre, Herr Griesgram, ich hätte kein Glied an diesem Patron ganz gelassen."

„Nein! Das hätten Sie nicht gethan! Ganz gewiß nicht!" antwortete Typophil. „Herr Knödler hat in seiner Stellung als Magistrats-Rath die Vergebung der städtischen Anzeigen und Bekanntmachungen zu besorgen, und diese repräsentiren im Jahre eine Summe von circa zweitausend Dollar. Ich sage Ihnen unverhohlen, mein Herr! weit lieber ließe ich mich durch Magistrats-Rath Knödler von Blechlingen bis Bessarabien und wieder zurück mit Fußtritten spediren, als daß ich durch falsch angebrachten Stolz dem Hochwächter jene Annoncen entzöge. Was macht denn das, wenn ich hie und da im Jahr ein paar Püffe erhalte, oder wenn mir wirklich einmal die Schienbeine wund geschlagen werden? Was ist das im Vergleich zu jenem Nutzen? Nein, nein, mein Herr! Unser verehrter Herr Magistrats-Rath Knödler kann sich soviel Spaß mit mir erlauben, als er nur immer Lust hat!" —

Der zweite Besucher, der bei Typophil Griesgram vorsprach, war weniger demonstrativ in seinem Auftreten. Er war ein langer, hagerer Mann und trug Trauerkleidung. Gemessenen Schrittes trat er in's Bureau und setzte sich auf einen Stuhl. Dann nahm er seinen Hut ab, wischte sich die Thränen aus den Augen, rieb sich einen Moment lang nachdenklich die Nase, legte dann sein Taschentuch in den Hut, stellte den Hut auf die Diele und richtete die folgende Frage an Herrn Redacteur Griesgram:

„Sie haben Frau Brinz nicht gekannt?"

„Nein, ich hatte nicht das Vergnügen!" antwortete Typophil. „Was war sie?"

„Meine Gattin, Herr Redacteur! Lange, lange Wochen ist sie krank gewesen. Vorgestern jedoch verschlimmerte sich ihr Zustand ernstlich, sie wurde schwächer und schwächer, und das dauerte ungefähr bis zum Abend. Als die Nacht ihre Fittiche über unser irdisches Jammerthal hienieden gebreitet hatte, da zuckte sie noch einige Male hintereinander heftig zusammen und dann entfloh ihr Geist, um fortan in schöneren Regionen zu wandeln. Sie ist nicht mehr."

„Thut mir herzlich leid, Herr Brinz," sagte Griesgram.

„O! auch mir!" sprach Brinz weich. „Und ich komme nun aus dem Grunde zu Ihnen, Herr Griesgram, um mich zu unterrichten, ob ich nicht einen von Euch Herren von der Feder bewegen kann, ein Gedicht abzufassen, welches die Eigenschaften ihres Charakters und ihres Herzens in würdiger Weise besingt, und das ich dann in die Zeitung einrücken lassen könnte."

„Hm! weiß nicht," entgegnete der Redacteur. „Vielleicht ließe sich's machen."

„Sie meinten vorhin, Herr Redacteur," sprach Brinz weiter, „Sie hätten sie nicht gekannt. O! so lassen Sie mich sie Ihnen schildern. Sie war eine sonderbare, sehr sonderbare Frau. Sie hieß Aurora und war eine geborene Gans. Sie hatte scharf ausgeprägte charakteristische Merkmale. Ihre Nase war die krümmste weit und breit im Lande — ganz seitwärts herumgebogen. Die alte Seeratte, der Nelson Kidd, pflegte immer von ihr zu sagen, sie sähe aus wie das Klüversegel einer Austern-Schaluppe an der Luvseite. Das war nur im Spaß gemeint — Sie verstehen doch! Aurora aber kehrte sich niemals

daran. Sie sagte oft selbst, daß ihre Nase so scharf um die Ecke ziele, daß sie sich jedesmal, wenn sie kräftig niese, den Chignon vom Kopfe herunterblase. O, Herr Redacteur! in dem Herzen jener Frau lag ein unendlich tiefer Humor verborgen. Ich habe gar nichts dagegen, wenn Sie in dem Gedicht irgend eine pittoreske Anspielung auf den Stand ihrer Nase machen, so daß ihre Freunde sie zu erkennen vermögen. Auch könnten Sie fernerhin ein oder zwei Strophen auf ihr schadhaftes Auge verwenden."

„Was war denn los mit ihrem Auge?" fragte Griesgram.

„Ausgelaufen, Herr — rein ausgelaufen! Mit einem Spahn herausgeschlagen, noch als sie Kind war, beim Kleinspalten von Brennholz. Sie richtete sich, so gut es eben ging, mit einem gläsernen Auge ein, und das gab ihrem Antlitz das wunderlichste Gepräge, das Sie jemals gesehen. Das falsche Auge stand ganz still und starr, während das andere geflissentlich umherrollte, so daß man die meiste Zeit nicht wußte, ob sie astronomische Betrachtungen anstellte oder das Küchenmädchen beim Kartoffelschälen beaufsichtigte. Zur Nacht lag sie da, mit dem weit offen stehenden Glasauge mich unverwandt anstarrend, während das andere gesunde festgeschlossen war, so daß ich manchmal von Entsetzen gepackt wurde, sie rüttelte und schüttelte und mit allen möglichen Mitteln zum Aufstehen und Schließen des künstlichen Auges zu veranlassen suchte. Einmal hab' ich ihr das Augenlid mit Gummi arabicum festgeklebt; aber davon wollte sie nichts wieder hören, weil sie — Sie verstehen, mein Herr? — ihr Auge lange Zeit in warmes Wasser hat tauchen müssen. Nun meine ich, Herr Redacteur! Sie könnten in dem Gedichte mit ein paar

Worten auch der Excentricität ihrer Seh-Organe gedenken — nicht? Es mir gleichgültig, wie Sie dies thun — wenn nur die Hauptpunkte berührt sind."

„War Ihre verstorbene Frau in sonst noch einer Weise absonderlich?" fragte Griesgram.

„Hm — ja! Ein Bein fehlte ihr — als Aurora noch ein kleines Kind war, da ist sie einmal von einem Wagen überfahren worden, und das linke Bein hat ihr in Folge dessen amputirt werden müssen. Sie trug aber ein Patent-Bein, welches ihr ganz gute Dienste leistete. Es war ihr zwar manchmal unbequem; im Ganzen genommen fühlte sie sich jedoch damit äußerst behaglich. Sie hatte eine Vorliebe für Maschinerieen. Sie war dem Himmel für die seltenen kunstreichen Vorrichtungen, die er ihr eingeräumt, im Allgemeinen zwar sehr dankbar; manchmal wurde sie aber doch auch recht niedergeschlagen, wenn etwas daran nicht ganz in Ordnung war. So versahen z. B. die Federn der Beinmaschine den Dienst nicht richtig und liefen in der verkehrten Richtung, wo es dann hin und wieder in der Kirche vorkam, daß ihr Bein einen heftigen Ruck that und gegen die Scheidewand im Kirchenstuhle laut zu hämmern und zu poltern anfing. 's war zeitweise ärger wie in einer Kesselschmiede. Mir will scheinen, Herr Redacteur, als läge in dem, was ich Ihnen gesagt, herrliches Material für ein Trauer-Gedicht! — Oder nicht? O! meine Aurora war eine sehr eigenwillige Frau. Zum Oeftern, wenn sie zu einem Näh-Kränzchen gehen oder sonstwo herumstreichen wollte, hab' ich ihre Bein-Maschine im Kamin oder Holzstoß versteckt. Aber Aurora wußte sich zu helfen. Wie aber? Wissen Sie, was sie gemacht hat?"

„Nun, was denn?" fragte Herr Typophil.

„Sie schnallte sich einen Regenschirm an den Beinstumpen an und lief die Straße hinunter so munter, als ob der Schirm dort angewachsen wäre. Aurora war ungemein erfinderisch. — Und nun habe ich mir gedacht, Herr Redacteur, Sie könnten die Ihnen mitgetheilten Einzelheiten zusammenwürfeln und in Reime bringen. Ich komme an einem der nächsten Tage wieder mit heran und hole mir das Gedicht ab gegen Erlegung des dafür schuldigen Betrages. An welchem Tage? Am Dienstag? Ganz recht. Ich komme also am Dienstag und will dann sehen, wie Sie das Ding zurechtgestutzt haben."

Nach diesen Worten glättete Herr Brinz seinen Hut mit dem Taschentuche, wischte sich den angesammelten Schmerz aus den Augen, stülpte den Hut auf den Kopf und ging gemessenen Schrittes, so wie er gekommen war, zur Thüre des Redactionszimmers hinaus.

Dann erst wurde es mir möglich, Herrn Redacteur Griesgram mein Anliegen auseinander zu setzen. Er hörte mir scheinbar mit warmem Interesse zu, meinte aber, nachdem ich meinen Bericht geendigt, daß es ihm doch nicht gerathen erscheine, in einer die Gasanstalt bloßstellenden Weise vorzugehen: die Revenuen, welche der „Hochwächter für Intelligenz und Handel" durch dieses Institut der Oeffentlichkeit genieße, machten ihm dies zur Unmöglichkeit. Alles Reden half nichts. Das einzige Zugeständniß, welches Herr Typophil Griesgram mir machte, war: ein von mir unterzeichnetes, in nicht zu scharfem Tone gehaltenes Inserat unter der Bedingung aufzunehmen, daß auch die anderen, im Orte erscheinenden, resp. gelesen werdenden Blätter das Inserat zur gleichen Zeit bringen würden. Das geht aber einfach nicht, weil dieselben theils aus Concurrenz-

theils aus localen oder anderen Rücksichten zu ganz verschiedenen Tagen erscheinen. So mußte ich denn, ob ich wollte oder nicht, meinen Aerger über die Blechlinger Gas-Anstalt hinunterschlucken und hatte in Folge dessen mehrere Tage hindurch an acuter Indigestion zu leiden.

Zwanzigstes Capitel,

erzählt vom König Johann Butterweck und wie es dem armen Trompeter Säuseler ergangen, sowie des ehrsamen Habakuk Purzpichler grausiges Mißgeschick beim Zahn-Ausziehen.

Vor wenigen Monaten hatte in unserem, trotz des realistischen Grundzugs seiner Bewohnerschaft der Kunst nicht abholden Blechlingen Wolf's „Künstler-Theater" für längere Zeit Fuß gefaßt. Die Vorstellungen dieser wandernden Thespisjünger waren ziemlich befriedigender Natur, und erfreuten sich daher eines, in Anbetracht der schlechten Zeitverhältnisse recht günstigen Besuches.

In der Mitte der Saison wurde Shakespeare's „König Johann," in welchem Stücke der „berühmte Tragöde Herr Butterweck" auftreten sollte, mit großem Pomp angekündigt. Die Annahme ist berechtigt, daß die Vorstellung als eine durchaus gelungene hätte bezeichnet werden dürfen, wenn nicht ein unglückseliges Mißverständniß stattgefunden hätte. In dem Stücke erschallen bekanntlich viele Trompeten-Fanfaren, und der Regisseur sah sich genöthigt, da die Truppe keinen eignen Trompeter bei sich führte, einen deutschen Musiker Namens

Säuseler für diesen Abend zum Blasen der verschiedenen Signale, Fanfaren ꝛc. zu engagiren. Säuseler ist der englischen Sprache noch nicht recht mächtig; und der Regisseur, der ihn hinter den Coulissen auf der linken Seite der Bühne postirt hatte, während er selbst ihm gegenüber auf der rechten Seite Platz nahm, instruirte Säuseler dahin, jedesmal sobald er mit der Hand das Zeichen geben würde, seine Trompete erschallen zu lassen.

Alles ging vortrefflich von Statten, bis König Johann (Herr Butterweck) zu dem Passus kam: „Weh' mir! dies böse Fieber zehrt mich auf!" Gerade als König Johann im Begriffe war, diese Worte auszusprechen, sah sich der Regisseur genöthigt, eine Fliege von der Nase wegzuscheuchen. Und Herr Säuseler, der diese Handbewegung des Regisseurs für das verabredete Signal angesehen hatte, ließ ein mächtiges Geschmetter aus seiner Trompete erschallen. König Johann war wüthend; der Regisseur gesticulirte aus allen Kräften, um Säuseler zum Innehalten zu veranlassen; der würdige Germane aber vermeinte hierin eine Aufforderung zu noch lauterem Trompeten zu erblicken, und bei jedesmaliger neuer Handbewegung des Regisseurs ertönte ein mächtigeres Geschmetter aus Säuseler's Blasinstrument. Die Scene, die sich infolge dieses Mißverständnisses entwickelte, spielte sich ungefähr wie folgt ab:

König Johann: „Weh mir, dies böse —"

Säuseler (mit aufgeblasenen Backen und mit durch die Brille funkelnden Augen): „Ta-ta-ra-ta, ta-ta-ta-ta ta-ta-ra-ta ta-ta-ta-ta, ta-ta-ra-ta ti-ra-ta!"

König: „ — — — Fieber zehrt —"

Säuseler: „Ra-ta-ta-ta, ra-ta-ti-ra-ta-ti, ti-di-ra-ta, pu-u-u-u-di-ra-ta, ta-ta-ri-ta pu-da-ti-ta, ti-ta-ta-ta, ti-

ta-ti-ta, da-ri-ta-ta ti-ta-ti-ta, pu-u-di-ra di-ra di-ra, ti-ta-ta-ta-ti-ta-ta!"

König: „Weh' mir, dies —"

Säuseler (einen wahren Orkan aus seinen Lungen stoßend): „Ra-ta-ta-ta-ta-ti-ta-ti, ra-ta-ta-ta-ti-ta-ti-ta-ti-ta-pu-u! ra-ta-ta-ta-ra-ta-ta-ta-pu-a-pu-a-pu-u-u! ra-ta-ta-ta, ti-ra-ta-ta, ti-a-ri-ta, ti-a-ri-ta, pu-pu-pu-u-u!"

König (hastig): „ — — böse Fieber zehrt mich auf!"

Säuseler (dem der Schweiß auf der Stirne steht): „Ti-ra ti-ra, pu-ta pu-ta, ra-ta-ti ra-ta-ti, pu-ta-pu-ta-pu-ta-pu-u-ti—ta-ti-ta-ti! ra-ta-ta-ta, ra-ta-ti ra-ta-ti! ra-te-ra-ta, ra-te-ra-ta, ra-ta-ta-ta-ta—pu-u-u-u-u-u-h!"

König (zum Publicum gewendet): „Meine Herren und Damen —"

Säuseler: „Ra-ti-ti ra-ti-ti, u-u-p'n-ta-ta, pu-u-p'n-ta-ta, ra-ta-ta-ta-ra-ta-ti, ra-ta-ti! ri-ta-ti-ta-ti-ta-pu-ta-pu-ta-puh-ta—pu-u-uh!"

König (schnell fortsprechend): „Wir haben hier hinter den Coulissen einen deutschen Tollhäusler, welcher—"

Säuseler: „Ti-a-ta, ri-ta ti-ta, puh-ta puh-ta, ri-ta-ti-ta-ti-ta-ti-ta pu-u-u-uh!

König: „ — — unmenschlich auf einem Horn bläst, und —"

Säuseler: „Ti-a-ta puh-ta puh-ta!"

König: „Wenn Sie mich einen Augenblick entschuldigen wol—"

Säuseler: „Ra-ta-ta-ta!"

König: „So will ich hinter die Coulissen gehen und seinem unvernünftigen Treiben Einhalt thun."

Säuseler: „Pu-ta-ti, pu-u-u-ti-ta-ti-ta, ri-ta-ta-ta, ra-ta-ta!"

Darauf verschwand König Johann hinter den Cou-

lissen, und eine nicht eben sanfte Scene spielte sich nun hinter diesen ab. Zehn Minuten später hätte man den wackeren Säuseler mit blutender Nase vor dem Theater auf dem Trottoir stehen sehen können, wie er sich vor Verwunderung die Stirne rieb und zu den Sternen hinaufschaute, als wolle er dort oben Aufklärung suchen für alle die Räthsel hier unten auf der Erde.

Inzwischen war König Johann (Herr Butterweck) auf die Bretter zurückgekehrt, und die Vorstellung ward ohne Trompeten-Geschmetter zu Ende geführt.

* * *

Herr Habakuk Purzpichler — dessen sich der freundliche Leser gewiß noch aus dem Capitel über Verbesserung der Schifffahrtsverhältnisse auf Blechlingen's Binnen-Canal zu Anfang dieses Buches erinnern wird — war Wochen hindurch von Zahnschmerzen der heftigsten Art geplagt gewesen. Mehr als einmal schon hatte er den Entschluß gefaßt, die Hilfe des in Blechlingen seßhaften Zahnarztes Dr. Quirl in Anspruch zu nehmen und sich den schadhaften Zahn ausziehen zu lassen; aber — Herr Habakuk Purzpichler war ein geiziger Patron und ein furchtsamer Hasenfuß: das ansehnliche Honorar, das Dr. Quirl für Ausreißung eines Zahnes sich bezahlen ließ, bedauerte er in dem gleichen Maße, wie die Angst vor dem gewaltigen Schmerze, der dabei auszustehen war, ihn zurückschreckte.

Am Sonnabend der letztvergangenen Woche aber hatte der Schmerz einen so intensiven Grad angenommen, daß Herr Habakuk Purzpichler buchstäblich „an den Wänden hinauf rannte." Mit jeder Stunde verschlimmerte sich sein Zustand, so daß er gegen elf Uhr sich

den Hut auf den Kopf stülpte und ohne weiteres Zaudern nach Dr. Quirl's Wohnung, die sich am andern Ende des Städtchens befand, raste. Was vielfach der Fall zu sein pflegt, daß angesichts der Hausthüre von des Zahnarzts Wohnung die Schmerzen nachzulassen oder gar aufzuhören pflegen, traf bei Purzpichler nicht ein; die heftige Aufregung und das rasche Laufen hatten bei ihm vielmehr das gerade Gegentheil bewirkt, so daß der Anblick der zahlreichen Marterwerkzeuge in Dr. Quirl's Klinik ohne jeden Eindruck auf sein furchtsamen Regungen sonst überaus zugängliches Gemüth blieb.

Herr Zahnarzt Quirl hat sich einer ausgedehnten Kundschaft zu erfreuen. Um nun einerseits allen Zahnziehungs-Anforderungen gerecht werden zu können und um andererseits seine Kräfte möglichst zu schonen, hat Herr Quirl jüngst eine Maschine zum Zahn-Ausreißen ersonnen und construiren lassen: sie besteht aus einem ziemlich complicirten Mechanismus von Kurbeln und Hebeln, die an einem beweglichen Krahn befestigt werden und vermittelst eines Lederriemens, der durch die Transmission einer Maschinen-Werkstätte im hintern Theil des Gebäudes in Bewegung gesetzt wird, auf eine Zange einwirken. Der erfinderische Quirl hatte verschiedene Versuche an Nägeln, die tief in ein Brett geschlagen waren, gemacht und dabei gefunden, daß seine Maschinerie sich ausgezeichnet bewährte. Der erste Patient nun, an dem er sie zur praktischen Verwendung brachte, war der geplagte Habakuk. Quirl setzte also die Zange an Habakuk's Zahn an, und nachdem diese fest gepackt hatte, wurden die Transmissionsriemen zurecht geschoben und das Dampfventil geöffnet. Es ist niemals mit Genauigkeit festgestellt worden, ob Dr. Quirl das Ventil zu weit geöffnet hat, oder ob die Dampfmaschine in

jenem Augenblick gerade unter ausnahmsweise starkem Drucke gelaufen ist: das Eine jedoch steht fest, daß Habakuk Purzpichler, kaum daß die Transmissionsräder zu laufen begonnen hatten, mit einem gewaltigen Ruck aus dem Stuhle nach oben gerissen wurde, während die bewegliche Krahn-Vorrichtung die erstaunlichsten Bewegungen durch das ganze Zimmer hindurch machte. Einmal riß sie Purzpichler in die Höhe und zerrte ihn an der Zimmerdecke entlang, dann ließ sie ihn plötzlich unsanft wieder zu Boden nieder, so daß der an ihr Hängende mit dem einen Bein in seines Peinigers Marterwerkzeuge, mit dem andern in den Spucknapf gerieth und diesen zertrümmerte. Dann schnellte sie ihn mit jähem Rucke drei-, viermal gegen den Kronleuchter, um ihn hierauf in schräger Richtung gegen die Zimmerwände zu jagen, wobei Habakuk's Hinterkopf in höchst unehrerbietiger Weise auf das über dem Kamin hängende Oel-Porträt von Dr. Quirl's Vater stieß. Nachdem der Krahn den unglücklichen Purzpichler zu verschiedenen Malen noch über dem Ofen hatte auf- und niederzappeln lassen, gab der festsitzende Backenzahn endlich nach, und Purzpichler stürzte, mit dem rechten Ellbogen den Wandspiegel durchstoßend, zur Erde nieder. Die Maschine, die nun, befreit von der an ihr hängenden Last, wild im Zimmer auf- und niederjagte, schlug zu öfteren Malen nach Dr. Quirl herum und versuchte dessen Bein mit der Zange zu erhaschen. Dr. Quirl aber retirirte schleunigst aus dem Zimmer und sandte den Barbiergehilfen hinein, welcher das Dampfventil schließen und den unglücklichen Purzpichler, der besinnungslos am Boden lag, in das Vorderzimmer zerren mußte. Nachdem Quirl, aber ohne Erfolg, alle möglichen Wiederbelebungsversuche bei seinem Patienten in Anwendung

gebracht hatte, ließ er ihn nach Hause tragen und überwies ihn der Behandlung des Doctor Braun. Vier Stunden lang dauerte Purzpichler's ohnmächtiger Zustand, und als der Arme dann sein Bewußtsein wieder erlangt hatte und des entsetzlichen Vorganges sich zu erinnern vermochte, da mußte er zu seinem Entsetzen gewahr werden, daß ihm Dr. Quirl, statt des schadhaften, den kerngesundesten Zahn herausgerissen hatte, der noch in seinem Munde saß.

Dr. Quirl hat dem geplagten Purzpichler auch niemals eine Rechnung für jene Cur gesandt; den Contract aber, den er mit der Maschinenwerkstätte im Hintergebäude wegen In-Betriebsetzung seines neuen Zahnausreißungs-Krahnhebels abgeschlossen hatte, hat er schleunig wieder rückgängig gemacht, und fängt nun wieder an, die Zähne nach alter Weise mit der Hand aus dem Munde der Leidenden zu entfernen.

Ein paar Tage nach diesem Ereigniß stellten sich bei Purzpichler die Zahnschmerzen in ihrer früheren Heftigkeit wieder ein. Er beschloß nun, den schadhaften Zahn selbst herauszuziehen. Vor Zeiten hatte er einmal gelesen, daß man einen Zahn rasch und ohne allen Schmerz entfernen könne, wenn man eine Schnur fest um ihn herum schlinge, deren Ende an eine Kugel befestige und diese dann aus einer Flinte schieße. Er nahm also einen Faden Hanfzwirn von entsprechender Länge, befestigte dessen eines Ende an seinen schadhaften Zahn, schlang das andere Ende fest um eine zu diesem Behuf eingekerbte Kugel, lud letztere in eine Flinte und zielte zum Fenster hinaus. In diesem Augenblick ergriff ihn ein seltsames nervöses Zittern; er spannte die Flinte, ließ aber den Hahn wieder herunter und wiederholte dies Experiment unwillkürlich wohl zwanzigmal, je nachdem

sein Muth zum Abfeuern des Schusses wuchs oder nachließ. Zuletzt gewann die Furcht doch die Oberhand in Habakuk's Gemüth; und in der Absicht, den Zahn nicht auf diese Weise zu entfernen, ließ er den Hahn langsam wieder in Ruhe sinken. In diesem Moment aber entglitt der Hahn seinem Daumen, und in der nächsten Minute — flog der Zahn des Herrn Purzpichler mit einer Schnelligkeit von zwanzig Meilen in der Minute durch die Luft, während Purzpichler selbst heulend und Blut spuckend sich auf dem Boden herumwälzte. Seine Frau, ein resolutes Weib, hob ihn auf und reichte ihm Wasser, damit er sich den Mund ausspüle. Und als er seine Ruhe wieder gefunden hatte, ging er hinunter in das Parterrezimmer und setzte sich an das nach der Straße hinaus mündende Fenster. Während er dort über den Vorgang nachdachte und eben die Meinung zu gewinnen im Begriff war, daß es am Ende doch das Beste gewesen sei, was er hätte thun können, kamen einige Männer vorübergeschritten, die auf einer aus einem Fensterladen improvisirten Bahre einen scheinbar todten Menschen trugen. Er fragte zum Fenster hinaus, was denn geschehen sei, und erhielt zur Antwort, daß vor kaum einer Viertelstunde Martin Specht von einem Unbekannten auf mysteriöse Weise geschossen worden sei.

Herr Purzpichler beschloß, sich den Hut aufzusetzen und nach dem Spital, wohin der Verwundete oder Todte gebracht werden mußte, hinunterzugehen, um in Erfahrung zu bringen, welchen Verlauf dieses unheimliche Ereigniß gehabt habe. Als er im Spital ankam, war Specht wieder zu sich gekommen und erzählte dem ihn untersuchenden Arzte den Hergang: er sei in Bohnenstengel's Garten mit dem Ausjäten der in üppigem Wachs-

thum stehenden Kermesbeer-Pflanzen beschäftigt gewesen, als er plötzlich den Knall einer Flinte gehört und im nächsten Augenblick schon eine Kugel in der Hüfte zu sitzen gehabt habe, worauf er bewußtlos zusammengebrochen sei; wer ihm das anzuthun Veranlassung gehabt, darüber vermöge er nicht die leiseste Vermuthung auszusprechen. Der Arzt untersuchte sodann die Wunde und fand einen Faden Hanfzwirn mit einer daran befestigten großen Kugel in derselben sitzen. Als er die Schnur anzog, gab sie nach keiner Richtung hin nach. Hieraus folgerte er, daß die Schnur an ein zweites, im Fleische sitzendes Geschoß befestigt sein müßte. Er meinte, daß dies der eigenthümlichste Fall sei, der ihm noch je in seiner Praxis vorgekommen oder überhaupt in den Annalen der medicinischen und chirurgischen Wissenschaft verzeichnet stehe.

Der Arzt reichte hierauf dem Martin Specht einen stärkenden Trank, und eine Stunde später ungefähr ließ er ihn Chloroform einsaugen, bis der Verwundete in einem todtenähnlichen Zustande auf sein Lager zurücksank. Dann fing er an, mit einem seiner Secirmesser in die Stelle hineinzuschneiden, an welcher der Hanfzwirnfaden saß. Während dieses Vorganges fühlte Habakuk ein sonderbares Weh in seinem Magen und zog in Erwägung, ob er nicht besser daran thue, wieder nach Hause zu gehen. Da hatte der Doctor endlich tief genug geschnitten, und als er jetzt der Schnur einen kräftigen Ruck gab, flog ein Backenzahn heraus, der ganz darnach aussah, als ob er Zahnschmerzen verursacht haben könne. Darauf meinte der Arzt, der Fall sei noch weit eigenthümlicherer Natur, als er zuerst angenommen hätte; der Zahn hätte aus einer Flinte nicht abgeschossen werden können, weil derselbe dann hätte

zerbersten müssen; wie er aber in Specht's Hüfte habe dringen können, sei in keiner Weise zu erklären.

„Ich weiß nicht, was ich von dieser Sache denken soll," erklärte der Doctor, „daran geht all' mein Wissen zu Grunde. Daß Zahn und Kugel als Meteorsteine niedergesaust und in Specht's Hüfte gedrungen seien, läßt sich nicht annehmen, denn der Hanfzwirn ist augenfällig ein irdisches Product. Es könnte höchstens sein, daß — Sapperment! was ist Ihnen denn, Purzpichler? Ihr Mund blutet ja, und Ihr Hemd ist ganz mit Blut befleckt!"

„O nichts! nichts!" rief Purzpichler, sich vergessend. „Ich habe vor einigen Augenblicken einen Zahn verloren, und —"

„Sie haben einen Zahn verloren? — Wer hat ihn denn herausgezogen?" fragte der Arzt.

„Ach! wissen Sie, Herr Doctor!" stotterte Purzpichler, „ich habe ihn — ich habe ihn — mit einer Flinte 'rausgeschossen!"

Daraufhin wurde Herr Habakuk Purzpichler wegen versuchten Meuchelmordes unter Polizei-Aufsicht gestellt, und Martin Specht soll geäußert haben, daß er, sobald er wieder auf seinen Beinen stehen könne, dem Habakuk Purzpichler, so wahr er Specht heiße, die Zähne einzeln aus dem Munde schlagen wolle.

Habakuk aber hat schon am dritten Tage nach diesem Vorfall Reißaus genommen. Seine Frau ist bis auf Weiteres nach Eberfurt übergesiedelt.

Einundzwanzigstes Capitel.

Eine Gespenster-Geschichte.

Das Bodenterrain um Blechlingen gehört der Kalkstein-Formation an. Das Städtchen selbst steht, wie früher schon gesagt worden, auf einem hohen Berge, an dessen Fuße sich eine wunderbare Quelle befindet. Seit Menschengedenken nun steht der Glaube bei den Bewohnern von Blechlingen fest, daß der Berg voller Höhlen und Risse sei, durch welche das die Quelle speisende Wasser hindurchsickere.

Vor wenigen Jahren nun bildete sich in Blechlingen eine Friedhof-Gesellschaft, und eine kurze Strecke von dem letzten Hause des Städtchens bergaufwärts wurde ein Gottesacker angelegt. Als bereits einige Leichen auf demselben beerdigt waren, starb plötzlich Herr Fritz Wunderlich, der im Städtchen seit jeher für einen Sonderling gegolten hatte. Auch dieses Todten irdische Hülle wurde auf dem neuen Gottesacker bestattet. Drei Tage ungefähr nach der Beerdigung sah plötzlich Lilienstengel, als er den untern Theil seines Farm-Grundstücks pflügte, einen Sarg auf dem Flusse angetrieben kommen. Er fischte mit Hülfe von ein paar Knechten den Sarg heraus und erkannte bei Oeffnung desselben die leiblichen Ueberreste des ihm wohlbekannten Herrn Fritz Wunderlich. Die Polizeibehörden wurden in Kenntniß gesetzt, der Thatbestand constatirt und der Todtengräber des neuen Friedhofs angewiesen, den Sarg der Erde wieder zu übergeben.

Das geschah denn auch; am nächsten Morgen aber wurde Herr Wunderlich in seinem Sarge wiederum aus

dem Flusse herausgefischt — diesmal am Landungsplatze bei der Gasanstalt. Die biederen Blechlinger fühlten mit Sachtem eine furchtsame Regung in ihrem Herzen aufsteigen, man fing an, zu munkeln, daß Herr Wunderlich wahrscheinlich ermordet worden sei und nun im Grabe keine Ruhe finden könne. Die Polizei Blechlingen's aber — an ihrer Spitze Herr Stadtdirector Pfeffer und Polizeimeister Schafskopf — ließ sich nicht irre machen, sondern befahl die neuerliche Bestattung des Sarges. Der Todtengräber, dem noch niemals so reichliche Sporteln bei Beerdigung eines und desselben Todten geflossen waren, rieb sich vergnüglich schmunzelnd die Hände. Zwei Tage darauf fanden Knaben beim Baden im Flusse unterhalb der Sägemühle einen Sarg im Ufergestrüpp festhängen — und wiederum hatte sich Herr Fritz Wunderlich auf die Oberfläche der Erde gedrängt. Nun wurde es denn doch nachgerade auch der Polizei unheimlich. Die Geistlichkeit fing sogar an, den Fall Wunderlich auf gespenstische Umtriebe zurückzuführen, und kein Mensch wagte sich mehr bei nächtlicher Weile allein auf die Straßen. Herr Pfeffer sowohl wie Herr Schafskopf wußten jedoch, auch nachdem sie die Ansicht des Magistratsrath Knödler eingeholt und schließlich Herrn Senft ersucht hatten, seinen Rath dazu zu geben, keine andere Auskunft, als den Sarg zum vierten Male zu bestatten. Und so geschah es auch.

Am Morgen des hierauffolgenden Tages nun gewahrte Gracchus Zwiebel, während er aus der segenspendenden Quelle Wasser schlürfte, wie sich ein unbestimmtes Etwas von dem Schlamm auf dem Grunde des Teiches loslöste und langsam zur Oberfläche hinaufstieg. Gracchus wurde weiß wie der Kalk an der Wand, als er den Gegenstand erkannte und inne wurde, daß es ein Sarg

war, der den Quellbach hinunter nach dem Flußbette zutrieb. Zwiebel setzte schleunigst den Magistratsrath Knödler in Kenntniß, dieser ertheilte dem Polizeimeister Schafskopf die betreffende Ordre, und beide kamen mit Blechlingen's Sicherheitsmannschaften herbeigestürzt. Der Sarg wurde geöffnet — und wiederum stierte Herrn Fritz Wunderlich's fahles Todtengesicht den Umstehenden entgegen.

Nun aber legten sich die Anverwandten des Verstorbenen in's Mittel und verlangten die Bestattung der Leiche an einem andern Orte, da durch das fortwährende Zutagetreten des Sarges zur Evidenz nachgewiesen sei, daß von der dermaligen Begräbnißstätte ein unterirdischer Kanal zur Quelle hinleite. Weder Herr Stadtdirector Pfeffer, noch Herr Polizeimeister Schafskopf wagten Einspruch gegen das Begehren der Wunderlich'schen Verwandten zu erheben, nur die Actionäre der „Blechlinger Friedhofsgesellschaft" kratzten sich bedenklich hinter den Ohren.

Eine Zeitlang hindurch hatte es jedoch den Anschein, als sollten die anläßlich des Falles Wunderlich aufgestiegenen Befürchtungen, daß das ganze, unter so günstigen Auspicien entrirte Unternehmen zu Wasser werden möchte, sich nicht bestätigen.

Da geschah es, daß der alte Lucas, der bei Lebzeiten das Fischerhaus auf der andern Seite des Flusses drüben bewohnt hatte, das Zeitliche segnete. Das Begräbniß des alten Mannes fand am Donnerstag Abend unter sehr lebhafter Theilnahme der Bevölkerung statt. Den folgenden Tag sah Fräulein Lilienstengel am frühen Morgen einen Mann in einer Art von Canoe auf ihre Farm zusteuern. Von der Furcht übermannt, daß vielleicht Indianer oder anderes Raubgesindel ihres Vaters

Farm zu überfallen im Begriffe stünden, schrie sie Zeter und Mordio; worauf denn Nehemias Lilienstengel, mit Säbel und Revolver bewaffnet und gefolgt von allen Knechten und Mägden der Farm, in eiligem Laufe zum Flußufer herab gerannt kam. Nehemias, von seiner Tochter in Kenntniß gesetzt, lugte den Fluß entlang und hatte bald den im Canoe treibenden Mann bemerkt, sah jedoch zu gleicher Zeit, daß derselbe ein unschädlicher Kamerad war, der sich mit Angeln die Zeit vertrieb. Wenige Augenblicke später schaute der Angler auf und zu der am Ufer stehenden Gruppe hinüber. Plötzlich rief er mit laut vernehmlicher Stimme:

„Ei sieh da! Nehemias!“

„Wer seid Ihr?“ fragte Lilienstengel zurück.

„Wer ich bin? Na, der Lucas! wer denn sonst?“ fragte der Angler.

„Ach! redet keinen Unsinn!“ rief Nehemias. „Der Lucas ist ja todt, den haben wir ja erst gestern Abend um fünf Uhr begraben.“

„Begraben?“ rief der Angler, an's Land tretend. „Hm! hm! Heiliges Kanonenrohr! Das löst mir am Ende das Räthsel! Ich hab' mir schon in Einem fort den Kopf zerbrochen, um die Erklärung für einen sonderbaren Umstand, der mir passirt ist, zu finden. Wissen Sie, Lilienstengel! ich entsinne mich, daß ich zu Hause im Bette gelegen, und daß mich ein langer, tiefer Schlaf überkommen hat. Als ich endlich wieder aus demselben erwachte, da war es pechfinster um mich her. Ich strecke mich aus, ich richte mich in die Höhe und stoße dabei den Deckel von dem Ding herunter. Ich war der Meinung, es sei ein Canoe, und als ich mich umsah, wurde ich gewahr, daß ich mich auf dem Flusse befand. Ich nahm nun den Deckel und spaltete ihn mitten ent-

zwei, um ein paar Ruder daraus zu machen. Da sah ich eine Platte darauf, und auf ihr konnte ich die Worte ‚Lucas Kraut, 64 Jahr alt' lesen. Ich hab' mir nicht enträthseln können, wie diese Worte auf den Deckel hinauf gekommen sind. Dann bin ich aber, ohne mich lange zu bedenken, zu meinem Fischkasten hinüber gefahren, hab' mir Angeln und Fischköder geholt und bin wieder auf den Fluß hinausgefahren. Ich dachte, es könnte nichts schaden, wenn ich bei der Gelegenheit ein paar Fische zum Frühstück mit nach Haus brächte.

„Also ein Sarg ist das Ding da? und begraben hat man mich gestern? Das heißt doch dem Teufel ein Schnippchen schlagen — nicht wahr? Jetzt will ich aber nach Hause rudern. Na, der Schreck, der meiner Alten in die Beine fahren wird, wenn sie mich wieder ankommen sieht, so munter und gesund wie vordem. Da sollten Sie dabei sein, Nehemias!"

Und darauf ruderte der alte Lucas nach Hause. Die Actionäre der Blechlinger Friedhofs-Gesellschaft aber sollen ihre Actien jetzt, wie man im Städtchen erzählt, zu Fidibussen verwenden.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Eine Scene im Schwurgerichts-Saal und allerlei Enthüllungen eines privatisirenden Zuchthäuslers.

Die Rechtsverwaltung im District Blechlingen liegt zum größten Theil in den Händen des Herrn Gerichtsrath Amadeus Watschler. Während im Allgemeinen die richterlichen Entscheidungen dieses Herrn trefflich und

weise sind, so unterläuft ihm doch mitunter manches recht unangenehme Versehen. So auch bei der letzten Schwurgerichts-Session, zu welcher Herr Harsch, der seit Kurzem an Kahlköpfigkeit leidet und alle möglichen „Haarbeförderungs-Mittel" auf seine Glatze schmiert, als Geschworener berufen war.

Am Tage der Verhandlung, kurz vor Beginn der Sitzung, fiel es Herrn Harsch, der schon vollständig zum Weggehen gerüstet war, noch ein, daß er an diesem Morgen seine Glatze noch nicht mit „Sozocom" eingeschmiert habe. Es war schon die höchste Zeit, nach dem Gerichtsgebäude zu gehen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, zu spät zu kommen; dennoch aber eilte er die Stufen der nach dem Schlafzimmer führenden Treppe hinauf. Da die Vorhänge noch nicht in die Höhe gezogen waren, herrschte in demselben ein ziemlich beträchtlicher Grad von Dunkelheit, so daß er die Flaschen in dem Wandschrank, welchen er hastig aufriß, nicht deutlich zu unterscheiden vermochte. Rasch goß er aus der Flasche, die er für den „Sozocom"-Flacon hielt, eine entsprechende Menge Flüssigkeit auf einen Schwamm und rieb sich die Kopfhaut tüchtig damit ein.

Ein unglücklicher Zufall nun hatte dem berufseifrigen Herrn die Lackflasche, welche die zum Putzen von Frau Harsch's Lack-Stiefeletten nothwendige Flüssigkeit enthielt, in die Hand gedrückt. Anstatt also mit „Sozocom," hatte er sich die Kopfhaut mit schwarzem Lack bestrichen, ohne seines Fehlgriffs inne zu werden. Hastig — um ja nicht zu spät zu kommen, — hatte er den Hut auf den Kopf gestülpt und war die Treppe hinunter und dann aus der Hausthür hinausgestürzt, um nach dem Schwurgerichtssaal zu eilen. Es war ein eisig kalter Morgen, und ehe Harsch an Ort und Stelle angelangt

war, war der Lack so steif wie Stein gefroren. Er fühlte, daß es ihm nicht recht behaglich am Kopfe war, und versuchte nun, den Hut abzunehmen. Zu seiner namenlosen Bestürzung aber gelang ihm dies nicht. Der Hut war fest an die Kopfhaut angepappt, und jeder Versuch, ihn von da zu entfernen, bereitete ihm gräßliche Schmerzen.

In diesem Augenblick hörte er auch bereits seinen Namen vom Assessor ausrufen, und mußte also in den Saal treten, um sich als gegenwärtig zu melden. Er war in heftiger Aufregung; die Ahnung eines bevorstehenden Unheils stieg in ihm auf. Nichtsdestoweniger aber nahm er seinen Platz auf der Geschworenen-Bank ein, mit dem Entschlusse, dem Gerichtshofe bei der ersten passenden Gelegenheit die nothwendige Aufklärung zu geben. Während er so mit schuldbeladener Seele auf seinem Platze in der Bank saß, kam es ihm vor, als werde sein Hut mit jeder Minute größer und größer, bis er ihm beinahe so groß zu sein dünkte, wie ein Pulverthurm. Und jetzt kam auch das Bewußtsein über ihn, daß die Advocaten ihn mit starren Blicken in's Auge faßten. Der Gerichtsschreiber wandte jetzt ebenfalls sein drohendes Gesicht nach ihm um und schrie: „Hut ab im Gerichtssaal!“ — worauf Herr Harsch zinnoberroth wurde. „Hut ab im Gerichtssaal!“ ertönte es wieder mit Stentorstimme vom Tische des Gerichtsschreibers her, und Harsch wollte eben eine Erklärung geben, als Herr Gerichtsrath Amadeus Watschler eintrat und, seine Augen auf den Mann mit dem Hute richtend, rief:

„Im Gerichtssaal müssen die Hüte vom Kopfe genommen werden!“

„Euer Ehren werden entschuldigen, aber ich hab' meinen Hut aufbehalten, weil —“

„Gleichviel," warf Watschler dazwischen, „jetzt müssen Sie ihn abnehmen."

„Ich sage Ihnen aber, daß ich ihn aufbehalten muß, weil —"

„Es ist nicht nothwendig, den Gegenstand zu argumentiren, mein Herr! Nehmen Sie sofort den Hut vom Kopfe!" rief Watschler.

„Sie lassen mich ja aber gar nicht zu —"

„Entfernen Sie sofort den Hut, Herr!" rief Watschler mit Zornesstimme. „Wollen Sie mir vielleicht widersprechen, Herr? Entblößen Sie sogleich Ihr Haupt!"

„Herr Richter! wenn Sie mir nur einen kurzen Augenblick Gehör —"

„Das ist nicht länger mehr auszuhalten!" rief Watschler, dessen Zorn keine Grenzen mehr kannte. „Wollen Sie das Gericht beleidigen? Herr! wollen Sie diesen heiligen Tempel der Gerechtigkeit mit unzeitgemäßem Witz entweihen? Den Hut vom Kopfe, Herr! sonst lass' ich Sie wegen Mißachtung des Gerichtshofes strafen. Verstehen Sie mich?"

„Das ist doch aber recht hart, daß ich nicht ein einziges Wort zu meiner Entschuldigung hervor—"

„Jetzt ist's zu viel!" rief Watschler. „Herr Gerichtsschreiber! dictiren Sie dem Manne 50 Dollar Strafe! Und jetzt, Herr Harsch! den Hut vom Kopfe!"

„Herr Gerichtsrath! Das ist ungerecht! Ich —"

„Sie wollen noch immer nicht?" fragte der Richter wüthend. „Sie frecher Wicht, ich hätte große Lust, Sie zu — Herr Gerichtsschreiber! noch weitere 100 Dollar Strafe für dieses Menschen Frechheit! — Und Sie, Herr Linde, gehen Sie an die Geschworenenbank und entfernen Sie den Hut mit Gewalt vom Kopfe dieses Mannes!"

Hierauf nahte sich Gerichtsdiener Linde dem Herrn Harsch, dessen Zorn im Verlaufe der Scene fast bis zur Raserei gestiegen war, und schlug mit seinem Stabe nach dem Hute. Dieser aber wankte nicht von seinem Platze. Darauf schlug Gerichtsdiener Linde zum zweiten Male mit kräftigerem Hiebe nach dem Hute, so daß derselbe eingedrückt wurde; aber noch immer blieb er fest auf Harschens Kopfe sitzen. Beim dritten Schlage gelang es ihm, den Hut vollständig breit zu drücken, und eben wollte er zum vierten Male ausholen, als Harsch plötzlich von seinem Sitze auf und über die Geschworenenbank hinüber in den Saal hinab sprang, auf Linde zulief, ihm die Faust unter die Nase hielt und zornentbrannt ausrief:

„Du heillose Canaille! ich hätte große Lust, dich niederzuschlagen! Wenn jener Esel dort oben" — dabei deutete er auf Gerichtsrath Watschler — „nur ein wenig Grütze im Schädel hätte, so müßte er sehen, daß der Hut festgeklebt ist. Ich kann ihn nicht vom Kopfe herunternehmen, wenn ich's auch wollte, und würde ihn jetzt nicht herunter nehmen, wenn ich's auch könnte!"

Darauf hob der Richter die dem pp. Harsch dictirte Strafe wieder auf und entschuldigte sich, während letzterer heimwärts pilgerte. Eine ganze Woche lang hat er sich mit dem Hute auf dem Kopfe schlafen legen müssen, und als derselbe endlich abgelöst werden konnte, da sah die Kopfhaut so schwarz aus wie schlecht gewichstes Schuhsohlen-Leder. —

Was indessen Gerichtsrath Watschler zu streng ist, das ist die Gefängniß-Verwaltung von Blechlingen zu milde. Davon habe ich selbst Beispiele erlebt, wovon ich eines in Kürze erzählen will.

Eines Tages wollte ich einen Mann dingen, um

mir etwa ein Dutzend Schubkarren voll Schutt aus dem Garten zu fahren; und nachdem ich mich eine Zeitlang umgesehen hatte, fand ich einen zerlumpten Menschen unten am Ende der Landungsbrücke sitzen und angeln. Als ich ihn fragte, ob er die Arbeit für mich verrichten wollte, antwortete er mir folgendermaßen:

„Ich kann wirklich nicht; 's thut mir leid, aber ich bin gerade auf sechs Monate im Gefängniß wegen Diebstahl — bin im letzten December erst verurtheilt worden. Ich mache mir zwar nicht viel d'raus, aber das Eine muß ich sagen, im Zuchthaus drüben handeln sie nicht recht an mir. In der ersten Woche meines Dortseins wollte Frau Schwadekrach, das ist des Gefängnißwärters Frau, putzen und aufräumen, und in Folge dessen haben sie mich an die Luft gesetzt, und mehr als eine Woche lang hab' ich mich heimathlos herumschlagen müssen. Kurz darauf, als ich mich grade behaglich eingerichtet hatte, trat Mangel an Mundvorräthen ein, und Schwadekrach versuchte es nun, von mir Geld zu pumpen, um die Gefangenen füttern zu können; und da ich keins zu verborgen hatte, mußte ich wieder hinaus auf die Straße. Nach zwei Wochen stellte ich mich wieder ein, und Alles war gemüthlich und freundlich eingerichtet, als Schwadekrach's Tante das Zeitliche segnete. Und was thut der Esel darauf? Er setzt mich wieder an die Luft, schließt das Zuchthaus zu, hängt Flor an die Thürklinke und geht fort zum Begräbniß.

„So mußte ich natürlich draußen herum vegetiren und mir Mahlzeiten suchen, wo ich gerade welche finden konnte; manchmal habe ich eine Kleinigkeit im Wirthshause verzehrt, zuweilen bei einem Freunde zu Nacht gespeist. Nun, das ging übrigens auch vorbei. Kaum aber war das alte Weib eingescharrt und ich wieder in

meiner Zelle mit dem behaglichen Gedanken, nun wieder 'mal eine Heimath zu haben, so sagt der Schwadekrach, er und seine Frau müßten nach der Stadt hinunter reisen, um ein Dienstmädchen zu miethen; und als ich mich weigerte, fortzugehen, packt er mich beim Kragen, setzt mich auf die Straße, und ruft mir zu, er würde den Hund auf mich hetzen, wenn ich noch lange Scandal machen wollte. Ich trieb mich nun ein paar Tage lang obdachlos herum, und als ich mich wieder im Zuchthaus einstellte, da sagte mir ein Junge, daß Schwadekrach noch nicht zurück sei, und daß ich noch einmal vorsprechen sollte. Als ich in Folge dessen später wieder kam, schrie mir der Junge vom Fenster aus zu, daß er beschäftigt sei und jetzt nicht mit mir sprechen könne. Schwadekrach ist also, scheint es, noch immer auf der Jagd nach einem Dienstmädchen. Achtmal bin ich hingelaufen, und immer hatte man irgend eine niederträchtige Ausrede, mich nicht hereinzulassen; ich weiß nicht, ob es mir je wieder gelingen wird, hineinzukommen. Vorgestern Abend warf ich mit einem Ziegelstein ein Fenster ein und versuchte, durch das Loch hineinzuschlüpfen, aber der Junge schoß mit einer Flinte nach mir und sagte, daß, wenn ich nicht warten wollte, bis Herr Schwadekrach zurück käme, er mich wegen Einbruchs arretiren lassen würde.

„Meiner Ansicht nach ist mir recht erbärmlich mitgespielt worden. Ich habe das Recht dazu, im Zuchthause zu sein, und es ist sehr schofel von einem Menschen, wie dieser Schwadekrach, mich in solchem Wetter hinauszustoßen. Ich bin entschlossen, meine sechs Monate jetzt oder später in jenem Zuchthause zu wohnen, ob es Schwadekrach gefällt oder nicht. Es kommt mir nicht drauf an, einmal ein paar Unannehmlichkeiten auf

mich zu nehmen, wenn ich einem Freunde dadurch gefällig sein kann, aber niederträchtig beschummeln lasse ich mich nicht, das ist aus und vorbei.

„Es will mir scheinen, als ob das überhaupt keine Art und Weise wäre, ein ordentliches Zuchthaus zu leiten. Da ist zum Beispiel Fritz Schrick, der hat neun Jahre Zuchthaus wegen Meineid abzusitzen, und Schwadekrach hat — Sie können mir's glauben — diesen Gefangenen so oft an die Luft gesetzt und ihn gezwungen, seinen Lebensunterhalt sich selbst zu erwerben, daß Schrick schließlich den Muth verloren, und eine Stelle als fliegender Agent einer Lebensversicherungs-Gesellschaft angenommen hat, — und jetzt streift er durch das ganze Land herum und sucht wenigstens so viel zu verdienen, daß er Kleider auf dem Leibe hat, während er doch heiter und vergnügt im Zuchthause sitzen sollte. Aber auf so etwas lasse i ch mich nicht ein! Wenn das Gesetz mich gefangen hält, so muß es mich auch e r n ä h r e n; das sagt der Fritsche auch. Den soll man 'mal dabei ertappen, daß er arbeitet! Der hat vier Jahr bekommen wegen Körperverletzung, und wenn sie den aus dem Zuchthause hinaussetzen, so geht er in das erste beste Hotel und läßt dann die Rechnung für Alles, was er dort verzehrt und gebraucht hat, an Schwadekrach schicken.

„Schwadekrach nimmt überhaupt auf seine Gefangenen gar keine Rücksicht. Sie müssen wissen, im Zuchthaushofe treibt er Hühnerzucht. Kurz nach Weihnachten nun waren ihm eine Menge Truthühner übrig geblieben, und — würden Sie's glauben, Herr! — dieser Mensch hat uns wahrhaftig länger als einen Monat mit nichts als mit Truthühnern gefüttert; hat sich geweigert, irgend etwas Anderes früher herzugeben, als bis sie

aufgegessen waren. Ich hatte halb und halb im Sinne, ganz aus dem Zuchthause fort zu bleiben. Ich war empört. Und Fritsche sagte: wenn das die Art und Weise sei, wie man Gefangene behandeln wollte, dann sei Civilisation eine hohle Phrase. Während der ganzen Fastenzeit hat er uns auch nicht eine einzige Auster zukommen lassen, hat uns mit Rindfleisch und derartigem Schund gestopft, obgleich Schrick sagte, er hätte sich ein derartiges Vergehen gegen den religiösen Brauch noch nie vorher zu Schulden kommen lassen, da seine Eltern sehr streng gewesen seien. Dieser gottlose Mensch hat uns sogar nicht zweimal in der Woche Fisch-Pasteten geben wollen! Aber was macht sich Schwadekrach daraus? Der ist ganz hingerissen, wenn er einem anständigen Menschen auf die Zehen treten und ihm alles moralische Gefühl auspressen kann.

„Und Frau Schwadekrach ist um kein Haar besser. Jeden Tag, wenn sie zu Hause ist, ladet sie mir ihr kleines Kind auf den Arm, zwingt mich, den Zeterbengel in seinem Wägelchen spazieren zu fahren, und wird rasend vor Zorn, sobald er einmal herausfällt, während ich mich auf ein paar Minuten mit einem meiner vielen Bekannten und Freunde unterhalte. Ich hätte den Balg schon längst in den Fluß hineingefahren; aber ich weiß, daß sie mich dann auf Lebenszeit verurtheilen würden; und dann müßte ich am Ende die Verfolgungen von Herrn und Frau Schwadekrach noch vierzig Jahre hindurch aushalten, und das — fürchte ich — würde mich frühzeitig unter die Erde bringen. Auf Ehre! dieser Mensch ist allzu gefühl- und rücksichtslos.

„Es war seine Gewohnheit, mir den Zuchthausschlüssel zu geben, wenn er einmal zu Madritzki's hinüberging, um einem Hahnenkampfe beizuwohnen, oder Kegel

zu schieben. Eines Tages aber verlor ich diesen Schlüssel; darob fing nun Herr Schwadekrach einen fürchterlichen Spectakel an, und sogar Schrick hatte mich deshalb auf den Strich bekommen, weil wir die Gassenjungen nicht mehr draußen halten konnten, die nun schaarenweis hereinkamen und Schrick mit Strohhalmen kitzelten, wenn er in seiner Zelle ruhig schlief.

„Ich glaube, man erwartet Schwadekrach übermorgen zurück; aber ich weiß schon, daß ich nicht viel Muße bekommen werde, wenn er zurückkehrt. Er wird schon wieder irgend eine Ausrede finden, mich auf's Neue hinauszustoßen, sobald ich mich in meinem alten Quartier wohnlich eingerichtet haben werde. Wenn er das wieder thun sollte, so hätte ich große Lust, ihn zur Nachtzeit einmal auszusperren, und das Zuchthaus einige Zeit lang selbst in Verwaltung zu nehmen, damit ich endlich doch auf eine kurze Zeit Ruhe kriege. Man kann das Cujoniren nachgerade zu weit treiben!

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, mein Herr! Ich glaube, es hat ein Fisch angebissen."

Darauf wandte ich dem privatisirenden Zuchthäusler den Rücken und sah mich nach einem Manne um, der mir die nothwendige kleine Handarbeit verrichten sollte. Ich merke recht wohl, daß die in Blechlingen bestehende „Gesellschaft zur Hebung der Leiden von Gefangenen und Sträflingen" noch eine große Arbeit zu verrichten haben wird.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Ein Hunde-Capitel.

In jedes Menschen Brust liegt eine gewisse Theilnahme für das Thier, — so auch in der Brust des Herrn Baldamus Bohnenstengel, dem die wohlgeneigten Leser dieser Blätter des Oefteren schon begegnet sind. Bisher ist ihnen dieser biedere Bewohner Blechlingen's vornehmlich nur in seiner Eigenschaft als Pferde-Liebhaber vor Augen getreten. In diesem Capitel nun soll ein Histörchen erzählt werden, das seinen Ursprung der nicht weniger lebhaften Neigung dieses Herrn für Hunde verdankt.

Es war an einem Mittwoch Abend, als ich Freund Bohnenstengel auf der Straße begegnete. Er führte einen mächtigen Bullenbeißer an der Kette bei sich und sagte mir, daß es ein sehr werthvolles Thier sei und daß ihm sehr viel daran liege, dasselbe wohlbehalten zu sich nach Hause zu führen. Da er aber noch den im nächsten Augenblick abfahrenden Zug nach Eberfurt einholen wolle, weil er dort ein günstiges Geschäft, das sich ihm unterwegs geboten habe, abschließen könne, zu dem es aber am folgenden Tage zu spät sein würde, so bat er mich, ihm den großen Gefallen zu erweisen und den Bullenbeißer mit zu mir nach Hause zu nehmen. Wenn er von Eberfurt zurückkehre, was in wenigen Stunden der Fall sein würde, so wolle er sich den Hund dann von mir abholen. Ich war nicht sonderlich erfreut über diese Zumuthung; da ich aber Bohnenstengel für verschiedene Dienste zu Dank verpflichtet war, so willigte

ich ein. Bohnenstengel gab mir also das Ende der Kette in die Hand, worauf ich mich, den Bullenbeißer hinter mir herziehend, raschen Schrittes entfernte.

Zu Hause angelangt, sperrte ich den riesigen Hund mit größter Mühe in den Keller ein. Etwa eine halbe Stunde später erhielt ich ein Telegramm von Bohnenstengel, in welchem er mir mittheilte, daß ihn die Verhältnisse genöthigt hätten, nach Louisiana zu reisen, und daß er vor Ablauf einer Woche nicht würde zurückkehren können.

Dies geschah am zwölften Juni, und bis dahin hatten nur zwei Personen meinen Keller betreten: das Dienstmädchen, um den kalten Braten zu holen, und, als dasselbe blutend und mit zerfetzten Kleidern heraufkam, ich selbst, um das wüthende Thier zu bändigen. Dies gelang mir jedoch so wenig, daß ich mich entschließen mußte, mich während der Dauer von Bohnenstengel's Abwesenheit ohne Keller zu behelfen.

Bohnenstengel aber schrieb mir, daß er vorerst noch an seiner Heimreise behindert sei. Nachdem der Hund nun alles Eßbare im Keller gefressen und in jeder Nacht entsetzlich geheult und gebellt hatte, stürzte er endlich am zweiten Juli die Treppe herauf nach der Küche und nahm vom Hinterhofe Besitz. Wir konnten von nun an nur noch durch die Vorderthüre in unser Haus gelangen. Der Bullenbeißer bekam in regelmäßigen Zwischenräumen Krampf-Anfälle und heulte und winselte dann, daß uns Allen die Haare zu Berge standen.

Bohnenstengel kam noch immer nicht zurück, und unsere Lage wurde immer bedenklicher. Denn eines Morgens, als das Dienstmädchen auf einen kurzen Augenblick die Läden des Hinterfensters zur guten Stube geöffnet hatte, sprang der Hund, der im Hofe umhergestrichen

war, plötzlich durch die Scheiben hindurch und vertrieb uns nun auch aus diesem Raume. Alle Versuche, das Thier auf den Hof zurückzujagen, blieben erfolglos; nur wilder und wüthender hatten wir die Bestie dadurch gemacht.

Auch meine weiteren Versuche, den Hund durch vergiftetes Fleisch um's Leben zu bringen, schlugen fehl. Er fraß das Fleisch entweder gar nicht, oder fraß vorsichtig um das Gift herum, und fühlte sich nach solchem Mahle behaglicher als früher. Als ich ihn dann erschießen wollte, duckte er sich stets im kritischen Augenblick, so daß ich allerhand werthvolle Gegenstände zertrümmerte, aber niemals die Bestie traf.

Endlich kehrte Bohnenstengel wieder nach Hause, und sein erster Ausgang war zu mir, um sich seinen Bullenbeißer zu holen. Er trat kecklich in die Stube und versuchte den Hund zu packen, aber dieser sprang wüthend auf ihn los und biß nach ihm. In meinem ganzen Leben habe ich mich nie über eines Mitmenschen Mißgeschick gefreut, da aber zuckte plötzlich eine freudige Regung durch mein Inneres. Baldamus aber wurde wüthend, packte den Hund mit Riesenkraft, hob ihn vom Boden auf und warf ihn durch die Spiegelscheiben des Vorderfensters hindurch auf die Straße hinaus; das kühlte meine Freude bedeutend.

Gendarm Gimpel hat Bohnenstengel's Bullenbeißer dann für toll befunden und ihm mit einer wohlgezielten Kugel den Garaus gemacht.

* * *

Der geneigte Leser wird es der zur Zeit überall vorherrschenden Tendenz, „auf den Hund zu kommen,"

zu gute halten, wenn ich in Nachstehendem noch einige weitere interessante Episoden, die sich in Blechlingen mit Bezug auf besagte Thiere zugetragen, zum Besten gebe.

Ein Mann, auf dessen Gesichtszügen der Ausdruck tiefer Nachdenklichkeit lag, sprach eines Tages in des Doctor Klauber's Kanzlei vor und begann, nachdem er von Klauber zum Sitzen eingeladen worden war, wie folgt:

„Herr Doctor, mein Name ist Ziegele. Ich bin gekommen, Sie in einer Angelegenheit zu Rathe zu ziehen, die mir den Kopf verwirrt macht. Vielleicht können Sie etwas Licht darauf werfen. Sie werden ja aus den einschlägigen Gesetzes-Paragraphen zu entnehmen vermögen, ob es sich der Mühe verlohnt, dieserhalb klagbar zu werden oder nicht.

„Sehen Sie, Herr Doctor! Der Abele und ich, wir haben uns miteinander einen Hund gekauft, einen Vorstehhund, und Abele und ich theilten uns in denselben und zwar so, daß wir abwechselnd mit ihm auf die Jagd gingen. Es war genau zwischen uns festgestellt worden, welche Hälfte ihm und welche mir gehören sollte. Aber es wollte mir in meinem Sinne bedünken, als ob das hintere Theil dem Ziegele — also mir — und das vordere dem Abele gehörte. Die Folge davon war, daß, wenn der Hund bellte, ich immer sagte: ‚Da macht sich Abele's Ende einen Spaß!' — und wenn der Hund mit dem Schwanze wedelte: ‚Da macht sich Ziegele's Ende ein Vergnügen!' So war es denn natürlich, daß, wenn eines der mir gehörenden Hinterbeine eines der dem Abele zugewiesenen Ohren kratzte, ich ganz zufrieden war, — erstens, weil diese Procedur dem ganzen Hunde zu gute kam, und zweitens, weil es sich dadurch wieder ausglich, wenn Abele's Kopf herumlangte und

einen Floh an meinem Hinterbeine zerbiß oder nach einer dort stechenden Fliege schnappte.

„Die Sache ging in dieser Weise ganz ruhig eine Zeit lang ihren Gang, bis eines Tages der Hund anfing, nach seinem Schwanze zu haschen. Es war der verrückteste Hund, Doctor, den ich jemals gesehen habe. Der Köter jagte sich mit seinem Schweif herum und herum, bis er so schwindlig wurde, daß er nicht mehr bellen konnte. Ich fürchtete nun, daß dies Gebahren der Gesundheit des Hundes nachtheilig werden möchte; und da Abele nicht gewillt zu sein schien, seine Hälfte davon abzuhalten, daß sie in der Verfolgung nach der meinen in Einem fort sich abhetzte, so entschloß ich mich kurz und bündig, dem Hunde den Schweif abzuhacken, weil ich die Hoffnung hatte, daß dann der Köter sich bessern und anständiger aufführen würde. Am letztvergangenen Sonnabend also nahm ich den Hund mit auf Lilienstengel's Farm, da dieser immer die schärfsten Instrumente hat, und Gracchus Zwiebel, der eben anwesend und, wie es schien, in sehr erregter Stimmung war, erbot sich, da ich selbst dergleichen nicht thun kann, mit Lilienstengel's Hülfe die Amputation vorzunehmen. Dieselbe hatte Statt, und im nächsten Augenblick rannte die Bestie, wie eine ganze Schiffsladung von Wildkatzen heulend, im Hofe umher. Gerade da kam Abele, der auf einem Spaziergang begriffen war, hinzu und fing alsbald an zu schimpfen, wieso ich dazu käme, dem Hunde den Schweif abzuhacken. Ein Wort gab das andere, und nach kurzer Zeit hetzte Abele den Hund auf mich — meine eigene Hälfte ebenfalls mit, merken Sie wohl, Doctor! — hetzte die Bestie so lange, bis der Hund mich in's Bein biß. Sehen Sie her, Herr Doctor! Sehen Sie sich einmal das Bein an! Etwa ein halbes

Pfund Fleisch minus — und das hat unser Hund verspeist.

„Was ich nun von Ihnen zu wissen wünschte, wäre: Kann ich von Abele Schadenersatz wegen thätlichen Angriffes verlangen? Was ich abgehackt habe, gehörte mir zu eigen — das ist doch klar. Mir gehörte eine ungetheilte Hälfte besagten Vorstehhundes, von der Spitze seines Schweifes an bis hinauf zu seiner dritten Rippe; mir stand das Recht zu, so viel davon abzuhacken, als mir beliebte, — während Abele als alleiniger Eigenthümer des Kopfes dafür verantwortlich ist, wenn die Bestie Jemand beißt oder in der Nacht bellt oder heult."

„Hm! ich weiß nicht ganz genau, ob ich Ihnen da Recht geben kann oder nicht," entgegnete Notar Klauber. „Es ist bisher noch nicht in einer völlig analogen Streitsache ein Urtheil gefällt worden, die Präcedenz fehlt also. Was sagt denn Ihr Partner, Herr Kosmos Abele, dazu?"

„Abele meint," fuhr Ziegele fort, „daß ich den Hund in der falschen Richtung getheilt hätte; er behauptet, die ganze Querhälfte des Hundes, von der Mitte seiner Nase an den ganzen Rücken entlang bis hinab zur Schweifspitze, gehöre ihm, so daß also mir ein Vorder- und ein Hinterbein zufielen wie ihm, und er dagegen Mitbesitzer des Schweifes gewesen wäre. Er sagt auch, daß, wenn ich *meine* Schweifspitzen-Hälfte abgehackt hätte, er dagegen nichts einzuwenden gehabt haben würde; was ihn aber so sehr in Harnisch gejagt hätte, sei, daß ich mit seinem Eigenthume rücksichtslos, ohne ihn zu fragen, verfahren wäre. Diese Theorie aber erscheint mir ein wenig sehr weit hergeholt. Und wenn Abele dieselbe gesetzlich durchzuführen im Stande sein sollte, so will ich weit lieber meinen Antheil mit Verlust verkaufen, ehe ich unter

solchen Umständen Theilhaber desselben sein will. Was denken Sie über diese Sache, Herr Notar?"

„Es ist mir nicht möglich," entgegnete Klauber, „so ohne Weiteres eine dermaßen gewichtige Frage zu beantworten. Auf den ersten Blick jedoch scheint mir der richtige Rechtsstandpunkt der zu sein, daß Sie sowohl wie Abele den ganzen Hund besitzen. Wenn der Hund also Sie beißt, Herr Ziegele, so ist Herr Abele nicht dafür haftbar. Das Einzige, was Sie thun können, um zu Ihrem Rechte zu kommen, ist, den Hund nun Ihrerseits auf Abele zu hetzen. Was den Schweif anbelangt, so gehört er dem Hunde nicht mehr zu eigen, sobald er von ihm losgetrennt ist. Es lohnt sich also nicht, darüber noch zu streiten."

„Sie meinen also," fragte Ziegele, „daß ich den Abele nicht verklagen kann?"

„Ich glaube kaum," antwortete Klauber.

„Und ich soll keinen Schadenersatz dafür beanspruchen können, daß der Hund in Folge von Abele's Hetzen ein Stück Fleisch aus meinem Bein gebissen hat?" fragte Ziegele weiter.

„Scheint mir nicht thunlich," antwortete Klauber.

„Verfluchte Geschichte," wetterte Ziegele. „Und da will man von amerikanischer Civilisation sprechen, von Tempeln der Gerechtigkeit und dergleichen Schund mehr! Na, mir auch recht! Lassen wir's also! Aber mir soll nur Jemand kommen und behaupten wollen, daß das Gesetz den Menschen in seinem Rechte schütze! Guten Morgen, Herr Doctor Klauber!"

„Einen Augenblick noch, Herr Ziegele!" rief dieser dem auf die Thüre Zuschreitenden nach. „Sie haben vergessen, die mir für Consultation schuldige Gebühr zu entrichten."

„Ge—bühr!?“ fragte Ziegele verdutzt. „Sie werden doch nicht etwa Honorar begehren, wenn ich nicht klagbar werde — oder doch?“

„Ei gewiß! Für den Rath, den ich Ihnen gegeben. Die Gebühren betragen zehn Dollar.“

„Zehn Dollar! — zehn Dollar!“ rief Ziegele, wie versteinert. „Aber, Herr Notar! Das ist ja gerade, was ich für meine Hundehälfte bezahlt habe. Ich habe kaum fünfzig Cents, und wenn Sie mich auf den Kopf stellen. Aber wissen Sie, was ich thun will? Mein Anrecht auf jenen Vorstehhund will ich an Sie übertragen, dann können Sie zu Kosmos Abele gehen und mit diesem die Sache ausfechten. Und wenn der Hund mich dann wieder beißen sollte, so verklage ich Sie und Abele zusammen, — so wahr ich Ziegele heiße!“

* * *

Ein weiterer Fall war ernsterer Natur. Eines Nachmittags kam ein Mann auf Krücken in Klauber's Notariats-Kanzlei gehumpelt. Er trat auf einen leeren Stuhl zu, und nachdem er aus verschiedenen, zerstreut umherliegenden Zeitungsblättern sich eine Art Kissen zurechtgemacht hatte, setzte er sich überaus behutsam nieder, legte sein mit Bandagen umwickeltes linkes Bein auf einen zweiten Stuhl und sagte:

„Herr Notar Klauber! mein Name ist Pfummel. Ich möchte Ihre Ansicht über einen Rechtsfall hören. Angenommen, Herr Doctor! Sie wohnten etwa eine halbe Meile von hier an der Chaussee draußen neben einem Manne Namens Rummel. Ferner nun angenommen: Sie — Pfummel — ließen sich mit ihm — Rummel — in einen Disput ein über den menschlichen

Verstand, und Sie — Pfummel — würden zu ihm — Rummel — sagen, daß eine hohe Ueberlegenheit des menschlichen Geistes sich in dem Umstande bekunde, daß das Menschenauge die Macht besitze, die Wuth eines reißenden Thiers zu bändigen. Angenommen weiter: er — Rummel — würde Ihnen — Pfummel — entgegnen, das sei einfach leeres Gerede, weil in Wirklichkeit kein Mensch im Stande sei, ein wildes Thier mit seinem Auge im Banne zu halten, und Sie — Pfummel — würden dem entgegen behaupten, daß Sie das wildeste Thier, welches jemals geboren worden sei, zu bändigen vermöchten, sobald Sie ihm nur mit dem Blicke begegnen könnten.

„Angenommen nun, Rummel würde Ihnen eine Wette anbieten von hundert Dollar, daß er ein zahmes Thier zur Stelle bringen wolle, welches Sie — Pfummel — nicht mit Ihrem Auge im Banne zu halten vermöchten; und Sie würden die Wette annehmen, worauf Rummel die Aufforderung an Sie richten würde, behufs Entscheidung der Wette mit ihm nach seiner Wohnung zu gehen. Angenommen nun, Sie fügten sich diesem seinem Willen, und sobald Sie also mit Rummel vor dessen Hause angelangt wären, würde Rummel hinter sein Haus herumgehen und nach kurzer Zeit mit einem Hunde zum Vorschein kommen, der viermal so groß wäre, wie sonst gewöhnliche Hunde sind. Und angenommen nun, Rummel ließe den Hund laufen und hetzte ihn, so daß die Bestie wüthend auf Sie — Pfummel — losspringt, wie etwa eine sechzehnzöllige Bombe aus einer Haubitze. Sie — Pfummel — aber bekämen Angst und versuchten nun wohl, den Hund mit den Augen zu bannen, vermöchten es indessen nicht und zögen es vor, in Rücksicht darauf, daß gerade Ihr Auge vielleicht nicht

angethan sein könnte zur Bändigung gerade eines derartigen Hundes, sich nach einem nahestehenden Pflaumenbaum hin zu begeben — Sie verstehen, nicht wahr?

„Gut also! Angenommen nun, Sie — Pfummel — wendeten bei Gelegenheit dieses Bemühens einen Moment lang Ihren Blick von dieser Bestie ab, während Jener — Rummel — merken Sie wohl! sie fortwährend hetzt und dabei über die Maßen lacht, so daß Ihnen schließlich nichts übrig bleibt als Kehrt zu machen, auf den Baum loszurennen und mit der denkbar möglichsten Schnelligkeit an ihm entlang zu klettern. Und nun angenommen, Rummel's Hund packte Sie — Pfummel — beim Beine, wie Sie gerade drei Fuß vom Erdboden entfernt sind, und hielte Sie fest wie in einem Schraubstocke und schüttelte Sie, so daß Sie fast Ihren Halt verlören. Und angenommen, Rummel stünde dabei und riefe Ihnen höhnisch zu: ‚Na, Pfummel, verstehst du jetzt den Rummel? nun banne doch den Köter mit deinem Auge! Warum bringst du denn nicht „die Macht des menschlichen Geistes“ in Anwendung?‘ Und angenommen, er — Rummel — ließe die Bestie so lange an Ihnen 'rumbeißen, bis Sie geschworen hätten, die Wette bezahlen zu wollen, und müßte dann zu guter Letzt das Vieh mit einem glühenden Schürhaken von Ihrem Beine losdrängen, wobei er gleichzeitig etwas von Ihrem Fleische mit wegrisse, so zwar daß Sie auf einer Bahre nach Hause getragen und ein paar Aerzte gerufen werden müßten, um Sie vom Sterben an der Maulsperre zu erretten: Alles dieses angenommen, Herr Notar, möchte ich nun wissen, ob Sie — Pfummel — unter sothanen Umständen ihn — Rummel — auf Schmerzensgeld, Erstattung der Curkosten u. s. w. u. s. w. verklagen könnten? Das möchte ich gern wissen.“

Herr Notar Dr. Klauber überlegte einen Augenblick und sagte hierauf:

„Ganz offen gesagt, mein lieber Herr Pfummel! Es wird sich nicht viel gegen diesen Rummel machen lassen. Wenn ich — Pfummel — mich bereit erklärt hätte, daß er — Rummel — den Hund auf mich hetzen darf, so bin ich — Pfummel — ein an der Handlung Betheiligter und kann gegen ihn — Rummel — nicht klagbar auftreten."

„Und damit wollen Sie also sagen, daß das Gesetz diesen elenden Patron von Rummel nicht dafür in Strafe nehmen wird, daß er seinem Hunde gestattet hat, mich beinahe zur Hälfte aufzufressen?"

„Ich glaube kaum — vorausgesetzt, daß Ihre Darstellung des Falls richtig ist."

„Also keine Strafe — was?" rief unter krampfhaftem Gelächter Herr Pfummel. „O sehr gut! sehr gut! Ich glaube, daß wenn dieser Hund mich ganz zerkaut und dann ausgespuckt hätte, so wäre das dieser constitutionellen Republik ganz gleichgültig gewesen. Aber hängen will ich mich lassen, Doctor Klauber! hängen, verstehen Sie wohl? — wenn ich nicht Genugthuung bekomme. Ich — Pfummel — werde diesen Kerl, diesen Rummel, todtschlagen, seine Hunde-Bestie vergiften und dann nach einem Lande auswandern, in welchem die Rechte der Bürger besser bewahrt und geschützt sind. Das geschieht, oder ich müßte nicht Pfummel sein!"

Hierauf hat Herr Pfummel seine Krücken ergriffen und ist zur Thüre hinausgehumpelt. Er aber, wie sein Gegner Rummel, sind heute noch würdige Stützen des Blechlinger Gemeinwesens.

* * *

Eines Tages vor wenigen Wochen sprach ein verkommen aussehender Bummler in meinem Hause vor, während ein schwächlicher Köter zweideutiger Race hinter ihm herlief. Ich trat auf die Veranda heraus, um ihn am Eintreten in das Innere des Hauses zu verhindern, und er rief mir entgegen:

„He! Sie da, Kamerad, ich habe gehört, daß Sie einen Hofhund kaufen wollen, und da hab' ich hier einen hergebracht. Was Wachsamkeit anbelangt, so ist Ihnen noch nie ein Hund, wie dieser, vor Augen gekommen. Sie können dem Hund irgend welches x-beliebige Ding zur Bewachung anvertrauen und können Ihr Leben darauf wetten, daß er sich hinsetzen und es im Auge behalten und hüten wird, bis er stockblind ist. Ich will Ihnen jetzt also sagen, um welchen Preis —"

Ich schnitt seine Beredsamkeit mit dem Bemerken ab, daß ich keinen Hund zu kaufen wünsche, und daß, wenn ich wirklich einen Hund brauchte, nichts auf der Welt mich dazu bewegen könnte, den sonderbaren Köter, den der Mann bei sich führte, zu kaufen.

Der Vagabund drehte mir daraufhin den Rücken und trollte sich die Straße hinunter. Wahrscheinlich nun mußte er sich in der Thür geirrt haben, und in der Meinung, in ein anderes Haus zu treten, zum Hofthore wieder in das meinige gekommen sein, denn nach einigen Minuten kam die Köchin zu mir auf die Veranda hinaus und sagte, daß in der Küche ein Mann sei, welcher mich zu sprechen wünsche. Als ich in den Flur trat, sah ich denselben Mann mit demselben Hunde wieder, dem ich erst vorhin den Laufpaß gegeben hatte. Der Vagabund erkannte mich nicht oder wollte mich nicht erkennen, und sobald ich näher getreten war, rief er mir zu:

„Hören Sie, Herr! 's hat mir Jemand gesagt, daß

Sie einen Hofhund kaufen wollen. Hier bring' ich Ihnen nun einen Wächterhund, der lieber wacht als frißt. Geben Sie diesem Hunde irgend etwas, worauf er seinen Blick richten kann, — ganz gleichgiltig, was es ist: von 'nem Cylinderhut an bis zu 'ner Schlittschuh-Bahn — und Sie werden sehen, daß seine Augen so unverwandt darauf gerichtet bleiben, als ob sie mit einer Zugkette daran festgebunden wären. Nun will ich Ihnen sagen, was ich —"

Darauf gab ich dem Bummler kurz angebunden und in sehr deutlichen derben Worten zu wissen, daß mich nichts dazu bewegen könne, in diesem Augenblick einen Hund zu kaufen, schob den Kerl zur Thüre hinaus und schloß dieselbe hinter ihm.

Dann ging ich zu Baldamus Bohnenstengel hinüber, um diesen bekannten Agronomen Blechlingen's wegen des Abgrasens meiner Rasenfläche zu Rathe zu ziehen. Er war gerade ausgegangen, und so setzte ich mich auf einen an der Veranda seines Hauses stehenden Stuhl, um auf ihn zu warten. Einen Augenblick darauf kam der Hunde-Vagabund zum Gartenthor hereingeschlürft, der Hund dicht hinter ihm her. Als er bei der Veranda angelangt war, begann er wieder, ohne mich zu erkennen:

„Hören Sie, mein Lieber, der Mann in dem Hause dort über der Straße drüben" — (auf das meinige deutend) — „hat mir gesagt, daß Sie einen guten Wächterhund kaufen wollten, und so bin ich denn gleich mit diesem prächtigen Thier da herüber zu Ihnen gekommen. Schauen Sie sich nur dieses Pracht-Exemplar an! Noch niemals haben Sie ein solches Auge an einem Hunde gesehen! Nicht wahr? Wenn dieser Hund einmal etwas in's Auge gefaßt hat, so verliert

er's nicht wieder daraus. Er wendet den Blick nicht einen einzigen kurzen Moment ab. Weder Erdbeben, noch Feuer, noch Fackelzüge, weder Fleisch, noch Knochen, noch sonst 'was können ihn bewegen, seine Augen von dem ihm zur Bewachung angewiesenen Gegenstande wegzuwenden. — Und nun will ich Ihnen sagen, zu welchem Spottpreise ich Ihnen diesen Hund —"

Da stand ich auf, ohne ein Wort zu sagen, ging langsamen Schrittes auf die Straße hinaus und ließ den Vagabunden stehen. Als ich das Trottoir erreichte, sah ich, daß Baldamus Bohnenstengel in Dr. Klauber's Notariats-Kanzlei hineinging, die sich am andern Ende der Ochsengasse befindet. Ich eilte ihm nach, während der Vagabund mit dem Hunde in der entgegengesetzten Richtung davontrollte.

Bohnenstengel war bei dem im Hinterzimmer amtirenden Klauber, und da das Vorderzimmer leer war, so setzte ich mich auf einen Stuhl, um zu warten, bis Bohnenstengel seine Geschäfte mit dem Herrn Notar in Ordnung gebracht haben und herauskommen würde.

Nach einigen Minuten klopfte es an der Thüre. Ich rief: „Herein!" Die Thüre öffnete sich langsam, und ein Hund kroch in das Zimmer. Hinter ihm erschien zum vierten Male der unverdrossene Vagabunde.

„Sie, alter Kamerad — Ihren rechten Namen weiß ich nicht — ich möchte einen Wachthund verkaufen, — diesen hier; — und da ich dachte, daß es Ihnen vielleicht darum zu thun wäre, ein werthvolles, wirklich wachsames Thier in Ihren Besitz zu bringen, so entschloß ich mich, herüberzukommen und Ihnen den Hund da, von dem ich mich freilich nicht gerne trenne, um den Spottpreis von —"

„Ich will das Vieh um keinen Preis!" rief ich ärgerlich.

„Was! Nicht wollen?“ fragte der Vagabund. „Sie wollen keinen Hund, der ein Auge hat so groß und scharf wie ein zweizölliger Bohrer? der vierzig Jahre lang auf einem Flecke sitzen bleiben und einen und denselben Gegenstand bewachen würde, so man es ihn hieße? Sie wollen keinen derartigen Hund?“

„Nein! ganz gewiß nicht!“ antwortete ich.

„Na, hören Sie, das ist sonderbar!“ meinte kopfschüttelnd der Vagabunde. „'s scheint in diesem Neste keine sonderliche Nachfrage nach guten Wachthunden zu sein, nicht wahr? Sie sind jetzt schon der vierte Mann, dem ich diesen kräftigen Hund da zum Kauf antrage. — Wollen Sie das Thier wirklich nicht?“

„Nein! ich hab's Euch ja schon gesagt!“ rief ich.

„Sie wollen gar keinen Hund — auch nicht einen guten Wurf junger Leonberger, oder einen weißen — schneeweißen Pudel?“ fragte der nicht loszuwerdende Vagabund wieder, indem er sich einen Stuhl suchte.

„Nein,“ rief ich. „Nein!“

„Nun,“ sagte jetzt der Vagabund, seine Hand ausstreckend, „dann haben Sie vielleicht die Güte, mir fünf Dollar auf diesen Hund zu leihen? Ich gebe sie Ihnen morgen zurück.“

„Kann ich nicht!“ antwortete ich.

„Wollen Sie ihn auch nicht als Geschenk annehmen? Ich schenk' Ihnen die Bestie, wenn Sie mir dafür ein Päckchen guten Kautabak geben!“ sagte der Strolch, näher tretend.

„Ich kaue nicht Tabak!“ rief ich.

„Sonderbar,“ brummte der Vagabund nachdenklich; „'s ist auch gar kein Zurechtkommen in dieser Welt für einen ehrsamen, fleißigen Menschen! Ist's also ganz sicher, daß Sie den Hund nicht haben wollen? Es

wird Ihnen vielleicht leid thun, daß Sie mich abgewiesen haben, wenn ich zur Thüre hinausgetreten bin." Und wieder trat er einen Schritt näher zu mir heran.

„Ach! hol' Sie der Geier! Ich mag Ihren Hund unter keiner Bedingung!" rief ich und drehte dem Manne den Rücken.

„Dann mach', daß du hinaus kommst, du höllische vermaledeite Bestie! — Marsch! troll dich!"

Und der Vagabund versetzte dem armen Hunde einen so heftigen Tritt, daß derselbe unter kläglichem Gewinsel bis in die Mitte der Straße hinüberflog, und zog sich dann ebenfalls zurück.

Mir ist weder Vagabund noch Hund je wieder vor's Gesicht gekommen; aber ich hörte später, daß Leberecht Schmalz den Hund gekauft hat und mit sich auf die Jagd nimmt.

Vierundzwanzigstes Capitel,

in welchem Griesgram's Leiden zum andern Mal Erwähnung finden.

Daß jedweder Zeitungs-Redacteur von Reimschmieden und Dichterlingen heimgesucht wird, ist eine zweifellose Thatsache; und die am schwersten heimgesuchten aus dieser Berufsklasse dürften vielleicht berechtigt sein, zum Schutze vor derartiger Gewaltthat aller nur erdenklichen Mittel sich zu bedienen. Daß es aber jemals dem Redacteur des „Hochwächter für Intelligenz und Handel", Herrn Typophil Griesgram, in den Sinn kommen könne, einem Dichterling im Drange der Selbst-

vertheidigung das Hirn auszublasen, wage ich nicht zu vermuthen. Der Redacteur der „Elektrischen Abendpost" hat zwar zu unterschiedlichen Malen schon die Behauptung aufgestellt, daß Typophil Griesgram „ein blutdürstiger Wütherich" sei; ich war jedoch immer der Ansicht, daß dies mehr auf Concurrenz-Neid zurückzuführen ist.

In dieser Meinung wurde ich dieser Tage auf das Entschiedenste bestärkt durch eine Mittheilung, welche mir besagter Widerpart Griesgram's bei einer Tasse Caffee machte und welche offenbar den Zweck hatte, letzteren in meinen Augen herabzusetzen. Ich that als ob ich diesen Verleumdungen ein williges Ohr schenkte, nahm mir aber vor, Griesgram Kenntniß davon zu geben, mit welchen Mitteln man ihm zu schaden versuche. Folgendes ist, was mir der Redacteur der „Elektrischen Abendpost" erzählte:

„Eines schönen Wochentages sandte Herr Typophil Griesgram seinen ersten Reporter Giftmichel zum Districts-Polizeimeister Herrn Pythagoras Schafskopf mit dem Ersuchen, ihm auf ein paar Stunden einen Polizisten zur Verfügung zu stellen. Herr Schafskopf beorderte den Gendarmen Gimpel; und als dieser bei Herrn Griesgram eintrat, schloß der letztere die Thüre seines Sanctuariums ab und lud ihn ein, Platz zu nehmen.

„‚Herr Gimpel', begann er, ‚Ihr Beruf bringt Sie nothwendigerweise mit Verbrechern aller möglichen Klassen zusammen und macht Sie mit denselben vertraut. — Darum habe ich nach Ihnen gesandt. Mein Geschäft mit Ihnen ist durchaus privater Natur, und ich vertraue auf Ihre Ehre, daß Sie dasselbe als ein Ihnen anvertrautes Geheimniß wahren werden. Sehen Sie, mein lieber Herr Gimpel, ich möchte nämlich wissen, ob Sie unter den Ihnen bekannten Verbrechern mir einen professionellen Meuchelmörder nennen können, einen

solchen nämlich, der sich an irgend Jemand dazu verdingt, einen ihm bezeichneten Nebenmenschen unschädlich zu machen. Kennen Sie eine solche Person?'

„‚Ich weiß wirklich nicht,' antwortete Herr Gimpel, indem er sich bedächtig am Kinn kratzte, ‚es herrscht gegenwärtig nicht viel Nachfrage nach Mördern.'

„‚Nun,' sagte hierauf Redacteur Griesgram, ‚es wäre mir lieb, wenn Sie die Augen offen hielten und zusähen, ob Sie einen solchen Mann finden und ihn bewegen könnten, ein kleines Geschäft für mich zu besorgen. Ich muß einen solchen Schlächter haben, der mir eine gewisse Person, die ich ihm bezeichnen werde, aus dem Wege schafft. Auf welche Weise er dies thut, ist mir völlig gleichgültig: er mag ihn erstechen oder ersäufen, erschlagen oder erschießen — ganz wie er will. Ich zahle ihm das Gleiche für jede Todesart, wenn sie nur wirksam ist. Können Sie mir einen solchen Mann verschaffen?'

„‚Es wäre wohl möglich. Ich will mich wenigstens darum bemühen,' antwortete Gimpel.

„‚Unter uns gesagt,' fuhr der Redacteur fort, ‚der Bursche, welchen ich meuchelmorden lassen will, ist ein Dichter — ein Kerl, der noch dazu einen Doppel-Namen hat und sich Wurster-Höllenstein schreibt. Seine Frau ist nämlich eine geborene Höllenstein. Seit acht Monaten sendet mir dieses Subject Tag auf Tag für den ‚Hochwächter' Gedichte ein. Ich habe nie bisher eine Zeile von ihm abgedruckt, aber er schickt in Einem fort seine Reimergüsse, ganz als ob er der Meinung ist, ich legte das Zeug auf der Bank an und hätte Zinsgenuß daraus. In der letzten Zeit nun ist die Geschichte so arg geworden, daß ich sie nicht mehr zu ertragen vermag. Ich kann des Nachts kein Auge mehr zuthun, kann bei

Tage keinen ruhigen Gedanken fassen, derart summt mir des Menschen Unsinn im Kopfe herum. Mit jedem Tage werde ich magerer, werde trübsinnig und abgespannt. Und alles dies in Folge der Poëtastereien, die mir dieser Einfaltspinsel schickt. Lange kann ich das nicht mehr aushalten, lieber Gimpel, denn schon jetzt fängt mein Verstand an zu wanken. Erst heute Morgen wieder erhalte ich ein Gedicht von dem Menschen, betitelt: „Meiner Hanne diese Zeilen!" Sind Sie ein Freund von Gedichten, Herr Gimpel?'

„‚Hm, ich wüßte nicht, daß ich mich viel um dergleichen Zeug scherte.'

„‚Nun, damit Sie sehen, was es für ein Schund ist, will ich Ihnen eine Strophe von diesem Gereimsel „An Hanne" vorlesen.

„Wurster spricht also zu seiner Hanne: —

„Im Schatten der Trauerweiden
Singt Vöglein süß und lieblich,
Die Mägdelein rings sich kleiden
So hold: — warum nur grübl' ich?"

„‚Sehen Sie, Gimpel, das ist's, was ich nicht verdauen kann. Was, zum Henker! frägt denn das Publicum darnach, ob Herr Wurster-Höllenstein grübelt oder ob er besoffen ist? Was frägt Hanne, „seines Sanges süße Fee," wie er sie nennt, darnach? Es giebt kein Mensch einen rothen Heller darum. Denken Sie nicht auch so?'

„‚Nicht einen rothen Heller, Sie haben ganz Recht!' antwortete Gimpel.

„‚Und dennoch schickt mir besagter Wurster ein weiteres Gedicht, betitelt „Verzweiflung," in welchem er fleht:

„O, bettet mich tief in dem Ocean blau,
Wo die rauschenden Wellen grimm lachen;
O, werft mich hinaus in die tobende See,
Wo Delphine Ragout aus mir machen!"

„‚Ich bitte Sie, Herr Gimpel, wenn Sie einen zuverlässigen Meuchelmörder finden können, so würde ich an Ihrer Stelle es mir zur Aufgabe machen, besagten Herrn Wurster diesem zur gütigen Abfertigung zu überweisen. Ich möchte den Dichter nicht in der tobenden See begraben wissen. Sie könnte ihn am Ende wieder ausspeien, da seine specifische Schwere, seinen Gedichten nach zu schließen, entschieden leichter als Wasser ist. Anstatt der rauschenden Welle thut's auch ein Bach, wenn nur dafür gesorgt wird, daß die „Quelle seiner Lieder“ verstopft wird. Auch wird es wohl keinen großen Unterschied machen, ob ihn Delphine verspeisen, oder Aale und Hechte. Ich meine, Herr Gimpel, es bleibt sich das am Ende doch ganz gleich. Wollen Sie das Ihrem Mörder gefälligst sagen, wenn Sie mit ihm reden? Jetzt will ich Ihnen auch zeigen, Gimpel, warum ich über diese Reim-Geschichte so ganz und gar den Kopf verloren habe. In einem seiner Gedichte, welches dieser Wurster „Sehnsucht“ betitelt hat, bedient er sich der folgenden Sprache:

„O Liebste mein! sing' mir ein Lied heut' Abend,
Das süßeste von allen Erdenliedern,
Das wunde Herz mit sanften Klängen labend,
Die kranke Seele neu mir zu befiedern.

„Dieweil du singst, bad' ich im Zauberschimmer
Der Augen dein, und geb' dir Mund an Munde
Und Lipp' an Lipp' im schweigsam dunklen Zimmer
Vom Schmerz des Abschieds bange Flüsterkunde.“

„‚Sie sehen's jetzt selbst, Gimpel! Nicht wahr? Wie kann denn das Frauenzimmer singen, dieweil er sie küßt, und wie kann denn er gleichzeitig küssen und eine Flüsterkunde geben? Ist das nicht ein gräßlicher Unsinn? Sagen Sie selbst! Und dann, wenn das Zimmer dunkel

ist, möchte ich wissen, wie dieser Wurster im „Zauberschimmer ihrer Augen baden" will, abgesehen davon, daß dies eine ganz absonderliche Art von Bade-Anstalt ist! Mein lieber Gimpel! so viel ist mir ganz klar, entweder ist dieser Wurster-Höllenstein ein Narr, oder ich, Typophil Griesgram, bin einer. Und wenn der Meuchelmörder, den Sie mir besorgen sollen, diesen Wurster erstechen will, so würden Sie mich zu Dank verpflichten, wenn Sie ihn dahin anzuweisen die Güte hätten, daß er ihn ja recht tief schlitzen und ihm vielleicht noch etwas Gift in die Wunde träufeln möchte, damit er auch ganz gewiß todt ist, denn was er für Gedichte machen würde, wenn er vollends noch große Gefahren bestanden hätte, ist gar nicht abzusehen.

„‚Als er mir das Gedicht über „Den Unbekannten" schickte, da kann ich mich erinnern, daß ich es zergliederte, mikroskopisch untersuchte, und sodann einem Chemiker überschickte mit der Bitte, es analysiren zu wollen; aber — ich lasse mich hängen, wenn ich bis jetzt noch herausgefunden habe, worauf er eigentlich abzielt, wenn er sagt:

„Die gespensterhaften Blitze von den wildgetrag'nen Klängen
Kamen rauschend ob dem Rande düst'rer Sümpfe, die dort hängen
Gleich betintenfärbten Schleiern, wo der Rabe Rundschau hält
Und der starkbetrunk'ne Hindu so lang stolpert, bis er fällt."

„‚Ist das nicht — sagen Sie selbst! — ist das nicht das greulichste Wirrsal von Gedanken, das je in einem Irrenhause zur Welt gekommen ist?'

„‚Es ist das Gräßlichste, was ich noch gehört habe,'

sagte Gimpel, der jedoch an dieser ganzen Unterhaltung kein sonderliches Gefallen zu finden schien.

„‚Nun, und von poetischen Producten dieser Sorte bekomme ich achtzehn Stück in jeder einzelnen Woche des Jahres! — Da soll Einer nicht närrisch werden! Dies Zeug hält mein Gehirn in einem beständigen Strudel. — Gimpel! Gimpel! dieser Mensch muß sterben. Selbsterhaltung ist das erste Naturgesetz. Ich habe Frau und Kinder; ich gebe eine große Zeitung heraus; ich veredle die öffentliche Meinung. Mein Leben ist dem Vaterlande unersetzlich. Beseitigen Sie diesen Dichterling, und zukünftige Geschlechter werden Ihren Namen preisen. Er muß ausgewischt, ausgerottet, von der Erdoberfläche vertilgt werden! Tödten Sie ihn, todt — mausetodt muß er sein — und begraben Sie ihn tief, tief unter der Erde, so daß er nicht wieder auferstehen kann. Dann bringen Sie mir die Rechnung für Ihre Bemühungen inclusive Leichenstein. Sie brauchen mir nicht zu sagen, daß Sie die That vollbracht haben. Sobald die Gedichte aufhören, an mich zu gelangen, werde ich wissen, daß er todt ist. Das genügt mir. Und nun — guten Morgen, mein lieber Herr Gimpel — guten Morgen! Bringen Sie mir bald gute Nachricht!‘“

Man nimmt in Blechlingen an, daß Herr Ambrosius Wurster-Höllenstein vom Gendarm Gimpel verwarnt worden ist; denn die Zufuhr von Wurster'schen Gedichten an die Redaction des „Hochwächter“ hörte plötzlich auf. Es würde jedoch eine mangelhafte Kenntniß dichterischer Charaktere verrathen, wollte der geneigte Leser hieraus den Schluß ziehen, daß Herrn Wurster's Effusionen damit überhaupt aufgehört hätten. Nur scheint er einen anderen Canal aufgesucht zu haben, um den Waldbach

seiner Gefühle dem Stillen Ocean des öffentlichen Bewußtseins zuzuführen.

* * *

Der Bevölkerung der Vereinigten Staaten wohnt ein ganz wunderbarer Erfindungsdrang inne. Alle Welt will dort etwas erfinden, von der riesigsten Dampfhebel-Presse an bis hinunter zum winzigsten Schreibfeder-Stahlgestell — alle Welt will patentirt sein, und alle Welt bestürmt die Zeitungs-Redactionen nach Reclamen, empfehlenden Notizen, u. s. w. u. s. w. Der freundliche Leser dieser Blätter wird es daher nicht verwunderlich finden, wenn Herr Typophil Griesgram mehr als ihm lieb sein mag, von derlei Erfinder-Besuchen geplagt ist. Da zudem, wie männiglich bekannt, die Hüter der öffentlichen Meinung in der Zeitströmung der Gegenwart eine hervorragende Rolle spielen, so entspricht es vollständig der sonstigen Wahrhaftigkeit dieser Aufzeichnungen, daß die wesentlichsten Ereignisse, die auf Blechlingen im Besonderen und auf die Menschheit im Allgemeinen einen Einfluß zu üben berufen sind, sich vor Allem in der Seele des getreuen Redacteurs des „Hochwächter für Intelligenz und Handel" wiederspiegeln.

Es war an einem entsetzlich heißen Juni-Tag. Herr Typophil Griesgram saß vor seinem Schreibpult und schrieb — schrieb, daß ihm die Schweißtropfen in zahlloser Menge von Stirn und Glatze niederrannen — an dem Schlusse des Leit-Artikels „Ueber das System der Ausgaben-Versicherung," der in der nächst erscheinenden Nummer des „Hochwächter" Abdruck finden sollte und den die Setzer seiner Druckerei bereits ungestüm begehrten. Da wurde plötzlich laut und kräftig an die

Thüre geklopft, und herein trat ein Mann mit einem mächtig großen Cylinder auf dem Kopfe, der ohne Zögern nach einem Stuhle griff und sich dicht neben dem Schreibpulte des emsig weiter arbeitenden Redacteurs niedersetzte. Hierauf begann er mit kreischender Stimme:

„Mein Name ist Machilo. Ich bin gekommen, mein Herr, um Sie mit einer kleinen Erfindung, die mir gelungen ist, bekannt zu machen."

„Hab' keine Zeit, sie anzusehen. Bin beschäftigt," rief Griesgram und schrieb weiter, ohne den Besucher nur eines Blickes zu würdigen.

„Das merke ich," erwiderte Machilo. „Nur eine einzige Minute werde ich Ihre sicherlich kostbare Zeit in Anspruch nehmen." Nach diesen Worten nahm er seinen Hut vom Kopfe und fuhr dann fort:

„Schauen Sie sich diesen Hut an, mein Herr, und sagen Sie mir, was Sie davon halten."

„Ach, lassen Sie mich ungeschoren! Ich habe für den Augenblick durchaus kein Interesse an Hüten," schrie Typophil.

„Das merk' ich wohl, aber was ich Ihnen hier zeige, ist auch kein Hut. Dieses hutartige Möbel ist vielmehr Machilo's ‚Sommersonnenhitzeverminderungsapparat.' Er ist eine ganz eigenartige Vorrichtung, sieht äußerlich genau so aus wie ein Cylinderhut, — nicht wahr? Was muß der Mensch nun bei so heißem Wetter am frühesten haben?"

„Ich für meinen Theil," rief Griesgram, „möchte am frühesten haben, daß Sie sich hinauspacken!"

„Was Jedermann braucht und wünscht, ist Kühlung, Erfrischung — natürlich! Und wie fängt man es an, um diese zwei Factoren zu finden? Wenn Sie wissen wollen, was Behaglichkeit ist, so können Sie es durch

dieses hutartige Möbel erfahren. Wie aber? Ich will's Ihnen erklären. Wenn man Luft so lange zusammenpreßt, bis ein namhafter Druck erzeugt ist, und sie dann plötzlich freigiebt, so verursacht die schnelle Ausdehnung, daß die Luft Hitze aufnimmt und daß somit ein merklicher Grad von Kälte erzeugt wird. Das wissen Sie aber selbst — natürlich."

„Ich wünsche, daß Sie Ihre Luft comprimiren und dann in anderer Leute Ohren, nicht in den meinigen, ausdehnen möchten," ertönte es von Griesgram's Pult herüber.

„Bei dieser meiner Erfindung des ‚Sommersonnenhitzeverminderungsapparates' habe ich mir dieses herrliche Naturgesetz in einer Weise nutzbar gemacht, welche bestimmt ist, eine unermeßliche Wohlthat für das Menschengeschlecht zu werden. Dieser Hut ist in Wirklichkeit aus dünnem Kesselblech gemacht und mit Seide überzogen. Die comprimirte Luft ist im Innern desselben enthalten. Im gegenwärtigen Augenblicke ist er einem Drucke von achtundsiebzig Pfund auf den Quadratzoll ausgesetzt. Wenn dieser Hut explodiren sollte, während ich hier sitze, so würde er das Dach vom Hause sprengen."

„Wenn Sie dabei umkämen, so würde ich das nicht im Entferntesten bedauern," rief Griesgram.

„Nun also, diese wundervolle Vorrichtung wird in der folgenden Weise gehandhabt: Die Luftpumpe ist auf meinem Rücken unter meinem Rock verborgen. Eine Röhre verbindet sie mit dem Reservoir in meinem Hut, während eine Art von Hebel in meinem rechten Hosenbein hinabläuft und an meinem Stiefel befestigt ist, so daß die bloße Bewegung des Laufens Luft in das Reservoir pumpt. Wie aber stelle ich das Kühlungsverfahren her? Hören Sie: Eine weitere Röhre leitet aus

dem Reservoir heraus und mündet in eine Art eisenblechernen Unterhemdes, das durchlöchert ist und das ich unter einem Oberhemde trage —“

„Wenn Sie etwas über diesem Hemde tragen würden, um den Schmutz desselben zu verdecken, so würden Sie um vieles appetitlicher erscheinen,“ warf der wüthende Redacteur dazwischen.

„Angenommen also, wir haben einen heißen Tag. Ich gehe mit dem in Bewegung gesetzten Hebel die Straße entlang. Das Reservoir ist voll Luft gepumpt. Ich will mich abkühlen. Ich ziehe also die Schnur, welche durch meinen linken Aermel läuft; die Luft strömt aus dem Reservoir, dehnt sich plötzlich um meinen Körper herum aus und führt mir kalte Luft in so reichem Maße zu, daß ich wünschte, ich hätte meinen Ueberzieher mitgenommen.“

„Ich wünsche, Herr, daß Sie heimgingen und sich ihn holten!“ ließ sich Griesgram's Stimme wieder hören.

„Sie sehen also, daß diese Erfindung von äußerstem Werth und von hoher Wichtigkeit ist. Die Absicht meines Besuches war, Ihnen Gelegenheit zur Namhaftmachung und Beschreibung desselben in Ihrer Zeitung zu geben. Sie sind der einzige Redacteur, dem ich bisher das wichtige Geheimniß anvertraut habe. Ich dachte bei mir, ich will Ihnen die erste Gelegenheit geben, ein Wohlthäter der Menschheit zu werden.“

„Ich bin einer jener Wohlthäter, mein Herr,“ rief Griesgram, „die einen Dollar pro Zeile für derartige Philanthropie berechnen.“

„Um sich nun zu versichern, Herr Redacteur, daß die Maschine perfect ist, müssen Sie dieselbe vorher einmal selbst versuchen. Stehen Sie einmal auf und ziehen Sie den Rock aus. Dann will ich Ihnen den Hut auf-

setzen, Ihnen die Pumpe am Rücken festschrauben und den übrigen Mechanismus an Ihrem Bein entlang in Ordnung bringen.“

„Da würde ich Sie früher hängen sehen, Sie unverschämter Flegel!“ wetterte Typophil, welcher nun die Geduld verlor.

„Nun denn, so will ich selbst sie anlegen und Ihnen meine Erfindung ad oculos demonstriren. Sie sehen diesen Stab hier in meinem Hosenbein? Dies, Herr, ist die Luftpumpe, gerade oberhalb meiner Hosenträger-Knöpfe. Der Hut enthält jetzt etwa sechs Druck-Atmosphären. Jetzt bin ich bereit, zu gehen. Sehen Sie? Bemerken Sie, wie das Ding arbeitet? Das einzig hörbare Geräusch ist ein leises Klappen des Pumpen-Ventils. Noch ein paar Stöße, dann halten Sie Ihre Hand an meinen Hemdkragen und überzeugen sich, wie nahe dem Gefrierpunkte derselbe ist. Ich will den Druck auf hundert Pfund steigern, bevor —“

„Bu-u-uu-m! bum! bum!“ donnerte es plötzlich durch das Zimmer — dann ein entsetzliches Gepolter und Geprassel — ein Aufschrei — und dann war Alles still.

Sobald Herr Typophil die Eigenthümlichkeit der Situation, in die er urplötzlich gerathen war, sich klar zu legen vermochte, kroch er mühsam unter seinem umgeworfenen Schreibpult hervor, wischte sich den Inhalt des Tintenfasses mit Hilfe des unbeendigten Manuscripts zu dem Leitartikel „Ueber das System der Ausgaben-Versicherung“ von Kopf und Gesicht und blickte sodann um sich. Herr Machilo lag, einen zerschmetterten Tisch über den Beinen, mit dem Kopfe im Spucknapfe, während Bruchstücke seines geplatzten „Sommersonnenhitze-Verminderungs-Apparates“ aus mächtigen Rissen in Hosen und Rock hervorschauten, dicht an der Wand in

der entgegengesetzten Ecke des Zimmers. Sein eisenblechernes Unterhemd stak in zerrissenen Spitzen durch ein Dutzend Löcher seiner Weste heraus.

Als Griesgram Machilo am Beine packte, um ihn unter den Trümmern hervorzuziehen, schlug der verunglückte Erfinder mühsam die Augen auf und ächzte:

„Fürchterlicher Schlag das! — nicht wahr? Sie sollten einen Blitzableiter auf dem Dache haben. Ich bin vom Blitze getroffen worden — nicht wahr?"

„Sie unverbesserlicher Esel Sie!" rief Griesgram, während Secretär und Reporter herbeigestürzt kamen und Machilo wieder auf die Beine halfen. „Das war kein Blitzschlag. Jene Höllenmaschine war es, die Sie mir auf den Kopf setzen wollten. Wenn die Explosion Sie vierzig Klafter tief unter die Erde geschleudert hätte, so hätt' ich mich gefreut, selbst wenn das Gebäude dabei zu Schaden gekommen wäre."

„Was? Das Reservoir ist geplatzt!? Ei, ei, ei! Das ist wirklich Schade! Donnerwetter, ich dachte, es wäre stark genug, um den doppelten Druck auszuhalten. Da muß ich mich in meinen Berechnungen getäuscht haben," sagte Machilo, indem er seine Kleider nothdürftig zusammenflickte und sein Taschentuch an seine blutende Nase drückte, „ich werde ein anderes machen lassen und dann wieder herkommen, um Ihnen den Mechanismus, wie er richtig functionirt, zu zeigen."

„Wenn Sie sich bei mir noch einmal sehen lassen, so schlage ich Ihnen mit meinem Tintenfaß den Schädel ein," rief Herr Typophil Griesgram, worauf Machilo langsam zur Thüre hinausschritt.

Griesgram ließ den Leitartikel „Ueber das System der Ausgaben-Versicherung" fallen und wählte dafür das

Thema „Die Nothwendigkeit vergrößerter Narrenhäuser,“ ein Artikel, der viel böses Blut in Blechlingen gemacht hat.

* * *

Der „Hochwächter für Intelligenz und Handel“ hat in jüngster Zeit eine bedeutende Thätigkeit entfaltet, um eine Zusammenkunft mit dem „Ewigen Juden“ zu erlangen. Der geneigte Leser kann seinen eigenen Maßstab an die Wahrheit oder Unwahrheit des Berichtes anlegen, welcher im „Hochwächter“ vor einigen Wochen über diese Angelegenheit veröffentlicht worden ist:

„Gestern verbreitete sich,“ meldet also der ‚Hochwächter‘ „das Gerücht in Blechlingen, daß der ‚Ewige Jude‘ drüben in Eberfurt gesehen worden sei. Ein Berichterstatter wurde sofort von uns dorthin abgesandt, um ihn aufzusuchen und zu „interviewen“, sobald er ihn gefunden haben würde. Nach langwierigem Suchen sah unser Berichterstatter eine Person auf dem obersten Riegel eines Zaunes dicht vor dem letzten Hause in Eberfurt sitzen, deren Anblick ihm das Gelingen seiner Mission zu versprechen schien, und die damit beschäftigt war, Zwieback und Käse zu verspeisen. Der Berichterstatter trat auf ihn zu und redete ihn auf's Geradewohl mit den folgenden Worten an:

„‚Prächtiger Tag, Ahasvere!‘ [Diese Familiarität erschien nothwendig, denn wenn der „Ewige Jude“ auch einen Geschlechtsnamen haben sollte, so ist dieser, wie bekannt, doch noch nie in die Oeffentlichkeit gedrungen.]

„‚Glücklicher Sterblicher! Woher kennst du mich?‘ rief der Jude.

„‚O, ich weiß nicht; etwas in Eurem Aeußeren ließ mich errathen, wer Ihr seid. Es freut mich übrigens ungemein, Euch zu treffen. Wann seid Ihr hier angekommen?‘

„‚Gestern, wißbegieriger glücklicher Sterblicher. Ich war in Coronado,*) da hörte ich von Eurer hundertjährigen Jubel-

*) Das große, ursprünglich zu Kansas gehörende Territorium führte Jahrhunderte lang seit seiner Entdeckung durch die Spanier unter Capitän Coronado den Namen seines Entdeckers Coronado. Erst die in den Goldfieber-Jahren 1858—59 aus dem Osten kommenden Pioniere tauften den Staat in „Colorado,“ zu deutsch „das Hochrothe.“ H.-A.

feier hier zu Lande, und da entschloß ich mich, hierher zu kommen und mir das Ding auch anzusehen. Ich habe immer noch die geheime Hoffnung, daß Ihr es noch dahin bringen werdet, durch Eure Cultur-Fortschritte sogar mir das Leben unmöglich zu machen. Und doch, indem ich dich betrachte, Glücklicher, der du sterben darfst . . . welches Handwerk betreibst denn du?'

„Ich bin Journalist,' versetzte Giftmichel.

„O du Beneidenswerther, da hast du herrliche Aussichten, bald zu sterben,' erwiderte Ahasverus mit tiefer Melancholie. „Apropos, junger Mann, wer hat deine Stiefel gemacht?'

„Giftmichel blickte verwundert auf; erst allmählig erinnerte er sich, als der Alte mit großem Eifer Giftmichel's Fußbekleidung einer sehr geringschätzigen Kritik unterzog, daß der Alte einstens Schuster gewesen. Schier zwanzig Jahrhunderte hatten die geringschätzige Ansicht des Mannes von der Arbeit anderer Schuster nicht zu verwischen vermocht.

„Ahasver hatte sich jetzt wieder auf den Zaun gesetzt: seine Füße, die in großen Gummischuhen staken, ruhten auf dem dritten Riegel von unten. Seinen Schirm hielt er unter dem Arm, tiefe Furchen durchzogen sein Gesicht und sein langer weißer Bart tanzte auf und nieder, während er gierig seinen Imbiß verschlang und hin und wieder nach weiterem Eßbaren in seinem Quersack suchte. Der Berichterstatter sagte, daß er befürchte, ein so reichhaltiges Mahl von Käse möchte dem nicht sehr kräftig aussehenden Mann am Ende nicht bekommen; aber der Alte erwiderte:

„Ei warum denn nicht, mein Söhnchen? Siebenzehn Jahrhunderte lang schon durchwandere ich die Erde, um etwas zu finden, das mir nicht bekäme. Das ist's ja gerade, wonach ich mich sehne. Wenn ich mir nur einmal den Magen verderben könnte, so dürfte ich doch hoffen, daß es mir schließlich gelingen würde mich zu ruiniren. Aber es hilft mir Alles nichts. Ich könnte ein Pfund Nägel verzehren, und mir wäre so wohl dabei wie einem Säugling nach einer Flasche Milch. Das ist so eine meiner Eigenheiten. Wissen Sie, Söhnchen, nichts belästigt, nichts beschwert mich. Ich bin schon aus Vulcanen — hinausgeschleudert worden, Dutzende von Malen schon — und nicht ein einziges Mal ist es mir gelungen, dabei versengt zu werden. Fast jedes Jahr, wenn die kühle Witterung kommt, gehe ich nach Italien hinüber und treibe mich innen im Vesuv herum. Dann kommt vielleicht wohl einmal ein Ausbruch,

bei dem ich einige hundert Meilen weit geschleudert werde; aber immer ohne Erfolg. Seit der Verschüttung von Pompeji habe ich noch jede Mobilmachung im Vesuv als Freiwilliger mitgemacht. Ich habe mit dem verstorbenen Admiral Fitzgerald, der die Stürme auf dem Meer hat vorhersagen können, in Privat-Correspondenz gestanden und unterhalte seit dessen Tode einen Briefwechsel per Correspondenz-Karte mit Professor Dove in Berlin.

„‚Ich habe, seit das barometrische Minimum aufgetaucht ist, mich diesem auf's Intimste angeschlossen; allein es nützt alles nichts. Ich habe mich von den berühmtesten Aerzten behandeln lassen, hab' die fortgeschrittensten Resultate der Hygienik verwerthet, — Alles ohne Erfolg. So muß ich denn leider meine Reisen fortsetzen.'

„‚Wie reiset Ihr denn gewöhnlich, Ahasvere?' fragte unser Reporter.

„‚O, auf verschiedene Weise. Ich bin schon auf den gefährlichsten Bahnen gefahren und war fast bei jedem Zusammenstoß von Bedeutung, welcher vorgekommen ist; im Allgemeinen ziehe ich aber das Laufen vor. Ich habe nie Eile, und halte gerne meinen eigenen Weg ein.'

„‚Wie werdet Ihr denn von den Leuten im Allgemeinen behandelt?'

„‚Nun, ich kann nicht klagen. Manchmal werde ich wohl als ein Landstreicher angefahren, oder höre ich, daß unliebsame Bemerkungen über mich fallen; im Ganzen komme ich aber recht gut durch. Die Leichenbesorger machen mir am Meisten zu schaffen. Diese Herren sagen, ich übte einen deprimirenden Einfluß aus auf ihr Geschäft, indem ich den Leuten mit schlechtem Beispiel voranginge; und erst vor fünfzig Jahren sagte mir einer von dieser Zunft drüben in Constantinopel, daß ein Mensch, der etwa vierhundert Generationen von Leichenbesorgern defraudirt habe, sich in sein Gesicht hinein schämen und gebildeter Gesellschaft fern bleiben sollte. Aber, mein lieber Giftmischer — o welch' süßer Name!'

„‚Giftmichel: ‚Giftmichel, Ahasvere!'"

„‚Ahasver: ‚Giftmichel meinetwegen, wenn nur Gift dabei ist. . . Ja, mein lieber Giftmichel, es ist ganz natürlich, daß diese Leute so denken, ist es doch ihr Geschäft!'

„‚Darf ich Euch eine Cigarre anbieten, wenn Ihr gespeist habt?' fragte ihn unser Berichterstatter.

„‚Nein, danke bestens. Der Benjamin Franklin hat gewünscht, daß ich das Rauchen lernen sollte, als ich in Virginien mit ihm zusammentraf; aber ich habe kein Vergnügen daran gefunden. Du erinnerst dich natürlich seiner! Doch nein; ich vergesse ganz, wie jung du bist, glücklicher Sterblicher! Benjamin ist ein ganz lieber Mann gewesen, nur ein wenig zu sanguinisch. Columbus war mir lieber, viel lieber. Und vollends Nero, schade daß du den nicht gekannt hast, Jüngling! Das war ein Mann, der für Euch Zeitungsmenschen gepaßt hätte. Unter ihm ist fast jeden Tag ein Mord vorgekommen. Und dann das Feuer in Rom, das er mit eigener Hand angezündet hat! Das hätte einen schönen Zeitungsbericht für Euch abgegeben, nicht wahr? Aber zu bedauern ist er doch gewesen, der Nero. Ich hab' ihm zugesehen, wie er seine Mutter ertränkt hat; er hat die alte Frau über Bord geworfen und hat sie förttreiben lassen, als ob sie ein Stück Holz wäre.‘

„‚Da wir gerade von Zeitungen reden,‘ warf unser Berichterstatter ein, ‚wäret Ihr nicht geneigt, als reisender Correspondent für den Hochwächter thätig zu sein?‘

„‚Nun, es würde mir nicht darauf ankommen, Ihnen hie und da eine Correspondenz zu schicken, aber ein festes Engagement würde ich nicht eingehen mögen. Sehen Sie, ich habe seit achtzehnhundert Jahren eigentlich wenig geschrieben, und in einer so großen Zeit verliert man die Uebung etwas. Ich schreibe überdieß auch eine sehr schlechte Handschrift. Nein, ich glaube nicht, regelmäßige Beiträge liefern zu können. Ich habe schon gedacht, daß ich ein wenig als Colporteur für eine Buchhandlung thätig sein könnte, vielleicht daß mir die Grobheiten, die man dabei bekommt, ein Gallenfieber zuziehen könnten. Aus dem gleichen Grunde dachte ich schon daran, Minister zu werden, allein ich habe jeden solchen Gedanken immer wieder aufgegeben.‘

„‚Waret Ihr einmal verheirathet? Habt Ihr je eine Frau gehabt?‘ fragte ihn unser Reporter, der entschlossen war, aus dieser Unterredung möglichst viel Capital zu schlagen.

„‚Mann mit dem süßen Namen! ich habe dir doch nie ein Leids gethan, warum weckst du so trübe Erinnerungen in meinem achtzehnhundertjährigen Busen? Meine Alte starb Anno 73 in Aegypten, und mein einziger Trost auf dieser weiten mühseligen Wanderung besteht darin, daß sie nicht bei mir ist. Sie wurde als Mumie einbalsamirt, und ich setzte es durch, daß eine Pyra-

mide über sie gebaut wurde, um sie festzuhalten. Das genügte mir. Es ist dies der einzige befriedigende Gedanke, den die Vergangenheit für mich hat.'

„‚Ist Euer Gedächtniß im Allgemeinen gut?'

„‚Nun, so mittelmäßig. Ich erinnere mich, daß ich vielfach Petrarca mit St.-Peter verwechselt und daß ich einige Male Plutarch's als des Gottes der Hölle erwähnt habe. Personen verwechsle ich leicht. Ganz merkwürdig! Wissen Sie auch, daß ich einmal im Gespräch mit Benjamin Franklin den Marcus Antonius mit dem heiligen Antonius verwechselt und wahrhaftig des Heiligen Rede an der Leiche Cäsar's citirt habe? Wirklich wahr! Ich will Ihnen sagen, wie ich manchmal die Sachen von einander unterscheide. Ich sage z. B. von einem bestimmten Vorfalle: „Das ist in dem Jahrhundert geschehen, wo ich milzsüchtig war," oder „Jenes hat sich in dem Jahrhundert zugetragen, wo ich Gelenk-Rheumatismus hatte." In dieser Weise stelle ich die Zeit fest. Im Jahre 134 habe ich einmal ein Tagebuch zu führen angefangen, aber nachdem ich einen vierhundert Fuß hohen Stoß von Manuscripten angehäuft hatte, hab' ich's wieder aufgegeben, denn ich konnte den ganzen Stoß nicht mit mir herumschleppen, und Verleger gab's damals noch nicht so viel wie heute.'

„‚Ich vermuthe, daß Ihr eine Menge gefeierter Persönlichkeiten kennen gelernt habt?'

„‚Gerade genug — gerade genug. Warte einmal, Jüngling mit dem süßen Namen, hat dir schon einmal Jemand gesagt, daß du dem Muhamed ähnlich siehst? Ja wohl, dem siehst du ähnlich! Merkwürdige Aehnlichkeit sogar! Ich sage dir, das war ein alter Gauner, der vollkommenste „Gründer," den die Welt getragen. Im Jahre 598 hab' ich diesem Menschen ein Paar Stiefeln geliehen, die er nie zurückgegeben hat. Die Stiefeln haben mir leid gethan zwölfhundert Jahre lang.'

„‚Ist es Euch noch nicht eingefallen, Vorlesungen zu halten?' fragte ihn unser Reporter.

„‚O ja, das hab' ich mir auch schon überlegt. Aber ich glaube kaum, daß ich's thun werde. Siehst du, glücklicher Sterblicher, ich bin mit Kenntnissen so sehr vollgepfropft, daß ich einen Vortrag, den ich begänne, kaum früher als in zwei, drei Jahren zu Ende bringen könnte, und das ist doch zu lang für eine Vorlesung — nicht wahr? Da könnte ich — da capo gerufen werden, was nicht eben angenehm ist, wenn man fort

will, und so denke ich, laß ich's lieber bleiben. Nein, ich werde weiter machen im alten Geleise.'

„Und während der Alte noch weiter schwatzte, stieg er vom Zaune herunter, schulterte seinen Schirm, und zusammen gingen die beiden seltsamen Gestalten — unser Berichterstatter und Ahasver — der Fähre zu. Ahasver sagte, er wolle sich einen neuen Anzug kaufen; den, welchen er trage, habe er im Jahre 1807 in Deutschland gekauft, und jetzt fange derselbe denn doch an, etwas fadenscheinig zu werden. Unser Berichterstatter geleitete den alten Israeliten über einen Fluß, brachte ihn in einen Pferdebahn-Wagen, bat ihn, seine Adresse in's Redactions-Büreau zu schicken; und der alte Pilger drückte sich in einen Eckſitz, stellte seinen Quersack auf den Fußboden und war rasch unter dem Widerhalle der vom Kutscher gegen einen irländischen Packträger ausgestoßenen Flüche aus unseres Berichterstatters Gesichtskreis verschwunden.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Wie man in Blechlingen einem Charlatan heimleuchtet.

Es wäre kaum gerecht, wollte man sagen, daß Herr Doctor Ferblantier, ein früherer Bürger unseres Blechlingen's, ein Quacksalber sei. Man könnte ihn vielmehr in gewisser Hinsicht als „wilden Mediciner" oder „Naturarzt" kategorisiren. Denn er gehörte keiner der anerkannten Schulen und deren Richtungen an, sondern behandelte seine Patienten nach gewissen Theorien, wie er sie sich aus sich selbst heraus entwickelt hatte.

Herr Dr. Ferblantier hatte die Gewohnheit, merkwürdige Geschichten über die von ihm erzielten ärztlichen Erfolge zu erzählen, und die wunderbarste dieser Erzählungen behandelt einen Versuch, den er einst an einem

Manne, Namens Kick, gemacht hatte. Zweck dieses Experiments war gewesen, Schwindsucht mittelst Transfusion von Blut zu heilen. Herr Dr. Ferblantier hatte nach seiner eigenen Aussage den Entschluß gefaßt, dem schwindsüchtigen Kick gesundes Blut in die Adern einzuspritzen. Da sich nun kein menschliches Individuum finden ließ, welches sein Blut für Kick vergießen wollte, so zapfte Dr. Ferblantier eine Ziege an; und nachdem er Kick eine Ader geöffnet hatte, spritzte er diesem etwa zwei Quart Ziegenblut ein. Kick's Zustand fing sogleich an, besser zu werden; aber — so sonderbar dies auch klingen mag, kaum hatte er seine Kräfte wieder erlangt, als er auch aus dem Bett aufsprang und seinen Kopf nach der Weise der Ziegen drehte und wendete, und verschiedene wilde Versuche machte, den Doctor Ferblantier zu stoßen. Dieser zog sich, nachdem Kick's Kopf zu verschiedenen Malen in unsanfter Weise mit seiner Magengegend in Berührung gekommen war, schleunigst in ein Nebenzimmer zurück; woraufhin Kick seinen Kopf mit aller Macht gegen die Thür stieß, die er auch voraussichtlich eingedrückt haben würde, wenn nicht in jenem Augenblick gerade seine Schwiegermutter eingetreten wäre, und seine Aufmerksamkeit in hohem Maße in Anspruch genommen hätte. Ein wohlgezielter Stoß Kick's mit seinem Kopfe streckte die alte Frau zu Boden; und während sie dalag und schrie, hüpfte Kick wie ein echter Ziegenbock im Zimmer umher und machte allerhand kühne Versuche, die grünen Blumen aus dem Zimmerteppich herauszufressen. Nachdem man den Knecht hereingerufen und Kick mit dessen Hilfe im Bett festgebunden hatte, versuchte man es, mit ihm zu sprechen; die einzige Antwort aber, die er auf alle an ihn gerichtete Fragen: wie er sich befinde, wenn er seine Medicin

einnehmen wolle u. s. w., gab, war ein dem Ziegenlaute ganz ähnliches „Meck-meck." Zur Abwechslung gab er sich dann wieder die größte Mühe, ein Loch in das Kopfende seiner Bettlade zu stoßen. Der Zustand des Patienten ward so besorgnißerregend, und Frau Kick war so empört, daß Dr. Ferblantier den Entschluß faßte, das Uebel, wenn irgend möglich, wieder gut zu machen. Er ließ deshalb dem Kick tüchtig zur Ader, und nachdem er dem irländischen Knecht seines Patienten ein gutes Trinkgeld in die Hand gedrückt hatte, entzog er diesem frisches Blut und spritzte es Kick zum zweiten Male ein. Der Kranke wurde nun wieder gesund, versetzte aber seine Gesinnungsgenossen durch einen unwiderstehlichen Drang, für den gegnerischen Candidaten zu stimmen, in Bestürzung und ärgerte seine Schwiegermutter fortwährend dadurch, daß er in einem stark irländischen Dialekt sprach.

Dem Dr. Ferblantier wollte es indessen nicht gelingen, sich eine Praxis in Blechlingen zu erwerben; in Folge dessen, und um seiner drückenden Lage abzuhelfen, entschloß er sich eines Tages, eine Patent-Medicin zu erfinden. Nach einigem Hin- und Hersinnen kam er zu der Ueberzeugung, daß die beiden am häufigsten vorkommenden und am wenigsten beliebten Krankheiten „Kahlköpfigkeit" und „gelähmte Leberthätigkeit" seien; er mischte also zwei Mixturen, welche in der Pharmakopöe als Heilmittel empfohlen wurden, um diese dem Publicum zu verkaufen. Die eine derselben nannte er „Dr. Ferblantier's Haar-Beleber," und die andere „Dr. Ferblantier's Leber-Regulator." Nachdem er eine große Anzahl zierlicher Flaschen und bunter Etiketten gekauft hatte, füllte er seine Medicinen in dieselben hinein und erließ Anzeigen en masse, denen Beschei-

nigungen über imaginäre, von ihm bewerkstelligte Curen — die ihm von einem Freunde geschrieben wurden, dessen Leberthätigkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und dessen Haarboden sich völliger Gesundheit erfreute, — in fetten Lettern beigedruckt waren.

Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Dr. Ferblantier mit diesem Unternehmen Erfolge erzielt haben würde, wenn nicht ein fataler Umstand eingetreten wäre. Er war nämlich mit der Wirkung seiner Präparate nur in so weit bekannt, als ihn die Pharmakopöe darüber belehrte. Beim Einfüllen derselben nun in die Flaschen wollte es das Unglück, daß er die Etiketten des „Leber-Regulator" auf die Flaschen des „Haar-Beleber," und die Etiketten des letzteren auf die Flaschen des ersteren klebte. Natürlich waren die Resultate schreckenerregend; und da Dr. Ferblantier die Leidenden aufgefordert hatte, ihn von den, durch Anwendung seiner Mittel erfolgten Curen in Kenntniß zu setzen, so hatte er noch kaum ein paar hundert Flaschen von beiden Medicinen verkauft, als er auch schon von den Käufern derselben die haarsträubendsten Dinge zu hören bekam.

Eines Tages, als er aus seinem Bureau trat, fiel ihm ein Mann in's Auge, der auf der anderen Seite der Straße auf einem Holzklotz saß und eine Schrotflinte in der Hand hielt. Ein Donnerwetter stand dem Manne auf der Stirn geschrieben. Es war ein kahlköpfiges Individuum, und seine Kopfschwarte war mit einer sonderbar glänzenden Masse überzogen. Als der Wartende des Dr. Ferblantier ansichtig wurde, pfefferte er eine Ladung Vogeldunst in des ärztlichen Erfinders Beine, und stand schon im Begriffe, die Ladung des zweiten Laufes gleichfalls auf ihn abzuschießen, als Dr. Ferblantier eiligst in das Bureau zurückhinkte und die

Thüre hinter sich abschloß. Der Mann eilte hinter ihm her und versuchte, die Thür mit dem Flintenkolben einzuschlagen. Es gelang ihm jedoch nicht, und Dr. Ferblantier fragte hinaus, was dieser mörderische Anfall denn eigentlich zu bedeuten habe?

„Kommen Sie nur 'raus, dann will ich Ihnen schon zeigen, was er zu bedeuten hat, Sie — Gauner!" rief der Mann. „Lassen Sie sich nur einen Moment lang blicken, so schieße ich Ihnen den Kopf dafür herunter, daß Sie mir einen Haar-Beleber verkauft haben, der mein Haar so verkleistert hat, daß ich keinen Hut tragen und nicht schlafen kann, ohne am Kissenüberzuge hängen zu bleiben. Das verfluchte Zeug hat meinen Schädel ganz grün und roth gefärbt. Stecken Sie nur Ihren Kopf zu jener Thür heraus, so gebe ich Ihnen mehr Belebungsmittel, als Sie brauchen können, Sie — Narr! Sie verwünschter Narr! Das Zeug wird wohl gar noch in den Kopf steigen und mich umbringen."

Daraufhin setzte sich der Mann wieder auf den Holzklotz, und nachdem er den abgeschossenen Lauf seines Gewehres wieder geladen hatte, legte er ein frisches Zündhütchen auf und lauerte. Dr. Ferblantier blieb im Innern seines Hauses und schickte den Laufburschen zur Hinterpforte hinaus, um die Post für ihn zu holen.

Der erste Brief, welchen er nach Rückkehr des Jungen öffnete, kam von einer Frau Ochs, welche wie folgt schrieb:

„Mein Mann hat eine Dosis Ihres Leber-Regulators genommen und sofort heftige Krämpfe bekommen. Seit vier Tagen hat er jede Stunde Krampfanfälle gehabt. Sobald er gestorben ist, komme ich nach Blechlingen gereist, um das Ungeheuer umzubringen, welches ihn vergiftet hat."

Ein Geistlicher Namens Hadermann schrieb aus einem

weitentfernten Staate und erkundigte sich, was denn eigentlich die Bestandtheile des „Ferblantier'schen Leber-Regulators" seien. Er fürchte, daß in demselben Etwas nicht ganz richtig sein müsse, indem seine Tante die Medicin nur zweimal genommen, dann sich auf dem Boden herum gewälzt und in der bestürzendsten Weise geschrieen habe. Ihr bewußtloser Zustand hätte fünfzehn Stunden lang gedauert.

Ein Mann, Namens Matthiesen, schrieb einige Zeilen an Dr. Ferblantier, um diesem mitzutheilen, er habe, nachdem er den Haar-Beleber aufgetragen, seinen Kopf gegen eine Stuhllehne gestützt und müsse nun schon seit zwei Tagen in jener Stellung verharren, da er nicht mehr loskommen könne. Er fürchte, daß er ewig auf dem Stuhle werde kleben müssen, wenn er denselben nicht zerschlagen und ein Stück davon beständig auf dem Kopfe herum tragen wolle. Er werde sich die Ehre geben, Herrn Dr. Ferblantier ursächlich dieser sonderbaren Angelegenheit zu besuchen, werde sich jedoch gleichzeitig erlauben, den Herrn Doctor mit seiner Bulldogge „Faßan" bekannt zu machen.

Ein Herr Heulmann schrieb, daß sein Sohn sich etwas von dem Haar-Beleber in's Gesicht geschmiert habe, um seinen Schnurrbart zum Wachsen zu bringen, und daß bis zum gegenwärtigen Augenblick des Knaben Lippe an seiner Nasenspitze festgeklebt sitze. Das Gesicht des armen Jungen sähe aus, als ob es mit grünem Lack angestrichen wäre.

Es waren noch etwa vierzig weitere Briefe angekommen, welche sämmtlich die Einzelheiten verschiedener fürchterlicher Leidensfälle, und wüthende Drohungen und Mordpläne gegen Dr. Ferblantier enthielten. Und als Herr Dr. Ferblantier diese Episteln sämmtlich gelesen hatte,

öffnete sich die Hinterpforte, ein Freund kam athemlos zur Hinterthür hereingestürzt und rief aus:

„Beim Styx, Ferblantier, es ist am Besten für dich, wenn du hinten über den Zaun kletterst und die Stadt, so schnell wie du kannst, verlässest. Der Teufel ist wegen deiner Patent-Medicinen los. Die alte Frau Katzenmeier ist deinem Leber-Regulator zum Opfer gefallen, nachdem sie eine Woche lang aus einem Krampfe in den andern gefallen ist. Schlagintweit's Dienstmädchen liegt in den letzten Zügen. Vier von Braun's Familie haben vom Anwenden des Haar-Belebers die gräßlichsten Kröpfe, die du je gesehen hast, und etwa ein Dutzend anderer Leute sind eben im Polizei-Bureau, um Verhaftsbefehle gegen dich zu erwirken. Man spricht davon, dich zu lynchen, oder zu theeren und zu federn; und die Menge läßt einen halb grün-, halb rothköpfigen Mann, der eine riesige Schrotflinte trägt und fortwährend ruft, er werde dir den Kopf herunter schießen, hoch leben. Folge meinem Rath und suche das Weite! Es ist gleichbedeutend mit raschem plötzlichen Tod, noch länger unter diesen Umständen hier zu weilen. Fort! fort! Und schnell! — Das ist deine einzige Rettung!“

Daraufhin kletterte Herr Dr. Ferblantier über den Gartenzaun und lief, was er konnte, um den nächsten Zug nach Eberfurt noch zu erreichen. Eine Stunde später drang der Pöbel in Ferblantier's Wohnung ein und zerschlug dessen ganzen Vorrath von Medicinen. Ferblantier selbst lebt jetzt in Canada, wo er unter seinem richtigen deutschen Namen „Blechschmied“ in einer Sägemühle arbeitet. In Blechlingen hat er sich nie wieder blicken lassen.

Sechsundzwanzigstes Capitel,

worin des Blechlinger Milizen-Generals Löwentritt erstaunliche Kriegsfahrten bei Friedenszeiten vermeldet werden.

Der hervorragendste Kriegsmann in unserem Gemeinwesen ist General*) Löwentritt, der Befehlshaber unserer Districtsmiliz. Der General hat die Feldzüge im Süden und im Westen mitgemacht und ist ein wackerer Soldat. In den dermaligen glücklichen Zeiten des Friedens aber wird ihm nur in seltenen Ausnahmefällen Gelegenheit geboten, sein Feldherrn-Talent

*) In den Vereinigten Staaten läßt sich mit Vorliebe ein Jeder, der einmal einem militärischen Verbande angehört hat, sei es der Regulären- (Regulars), der Freiwilligen- (Volunteers) Armee oder der Miliz (Militia), und einen höhern Offiziersrang (von captain bis zu general) bekleidet hat, bei dem ihm gebührenden militärischen Titel nennen. Die Regulars sind die Linien-Armee, deren Offiziere Berufssoldaten sind und die Kriegsschule zu West-Point absolvirt haben müssen, während das Gros aus Freiwilligen, mit vierjähriger Präsenzzeit im Heere, gebildet wird. Die Volunteers werden nur in Kriegsfällen durch Aufruf und Anwerbung formirt. Offiziere werden entweder aus der Mitte des jeweiligen Corps gewählt, oder ein Privatmann formirt aus eigener Initiative eine Schaar und commandirt dieselbe unter Bekleidung desjenigen Ranges, den die Zahl der zusammengebrachten Köpfe bedingt. Sämmtliche Volunteers-Offiziere müssen vom Präsidenten, welcher der Höchst-Commandirende der Armee und Flotte ex officio ist, patentirt werden. — Die Miliz (Militia) ist nur zum Heimschutz gegründet und braucht nur dem Aufruf des Gouverneurs des jeweiligen Einzel-Staates (welcher stets der Höchst-Commandirende der Miliztruppen desselben ist) Folge zu leisten. Die Miliz-Offiziere werden durchgängig aus der Mitte der einzelnen Corps selbst gewählt, müssen aber vom Gouverneur patentirt werden. H.-A.

leuchten zu lassen. Nichtsdestoweniger ereignet es sich auch jetzt noch gar häufig — vornehmlich wenn er in Harnisch gejagt worden — daß der Mann des Schwertes in Löwentritt sich geltend macht und er blutlechzend und kampfeswüthig in Blechlingen's Marken, oder wo er eben gerade weilt, umherwandert.

Im letztverflossenen Sommer nun hatte General Löwentritt Veranlassung, eine Reise nach einem Seebad zu unternehmen. Am Mittwoch Abend kam er daselbst an und stieg im Hotel „Zur doppelten Kreide" ab. Am Nachmittag desselbigen Tages nun waren zwei junge Handelsreisende, die Herren Hecht und Lachs, wovon der eine in Strumpfwaaren, der andere in Leder machte, im nämlichen Hotel abgestiegen und hatten vom Oberkellner zwei ineinandergehende Zimmer angewiesen bekommen. Hecht war ein lustiger Kumpan, der allerhand Raupen im Kopfe hatte, und der sich keine Gelegenheit zu einem Schabernack entgehen ließ. Gegen sechs Uhr nun, während Lachs die landschaftlichen und anderen Schönheiten der Badestadt in Augenschein nahm, war Hecht nach seinem Zimmer hinaufgegangen, hatte aus seinem Reisekoffer eine lange Schnur genommen, die er unter der nach seines Freundes Zimmer führenden Thüre entlang zog und dann an Lachsens Deckbett festknüpfte.

Der Zweck dieser Procedur war, seinem Freunde Lachs, sobald sich dieser recht wohl und behaglich im Bette fühlen würde, die Decke vom Körper zu ziehen.

Aber — General Löwentritt war dazu ausersehen, dem losen Cujon Hecht einen Querstrich zu machen. Als der Herr Milizen-General nämlich am Abend anlangte, waren alle Zimmer im Hotel bereits besetzt; und um dem Gaste nicht die Thüre zu weisen, ersuchte

der Oberkellner den Herrn Lachs, bei seinem Freunde Hecht Quartier zu nehmen und dem Herrn General das ihm angewiesene Zimmer einzuräumen. Das geschah denn auch.

Hecht hatte entweder keine Zeit mehr gefunden, die Schnur von dem nunmehr zum Schutz der körperlichen Hülle des Herrn Generals bestimmten Deckbett zu lösen, oder er hatte derselben beim Wechsel der Situation nicht weiter mehr gedacht, — kurz, die Schnur blieb an Löwentritt's Deckbett festgeknüpft. Um zehn Uhr begaben sich Hecht und Lachs, und kurz nach ihnen auch Löwentritt zur Ruhe.

Gegen Mitternacht ungefähr kroch aus einer niemals genau festgestellten Ursache Lachsens Hund von der einen Zimmerecke in die andere, verfitzte sich mitten auf seiner Wanderung in die am Boden liegende Schnur und zerrte in seinem Weiterlaufen langsam dem im Zimmer nebenan schlafenden Kriegsmanne die Bettdecke weg. General Löwentritt erwachte, wetterte darüber, daß die Bettdecke heruntergefallen sei, legte dieselbe wieder zurecht und schlief — in Folge der großen Ermüdung, die ihm die weite Reise verursacht hatte, — bald wieder ein.

Wenige Augenblicke später gewahrte Lachsens Hund eine große Ratte und sprang nach ihr. Wieder fiel die Bettdecke des Herrn Generals zu Boden. Da entbrannte der Kriegsmann in heftigem Zorn. Weil er aber noch immer nichts Böses ahnte, so begnügte er sich mit einigen energischen Flüchen, legte die Bettdecke zum andern Male zurecht und versuchte, wieder in Schlaf zu kommen. Aber kaum noch hatte er sich wieder zurechtgelegt, als Lachsens Hund draußen einen Kameraden bellen hörte und hurtig an das Fenster sprang, dabei wieder

die Schnur mit sich fortzerrte und dem General zum dritten Mal die Bettdecke herunterriß.

Jetzt witterte Löwentritt Unrath, untersuchte das Bett sowohl als auch die Decke und hatte bald die verhängnißvolle Schnur entdeckt. Wüthend zog er nun seinen Revolver, schnallte über sein nächtliches Gewand den Säbel, fuhr in die Pantoffeln und forderte mit lauter kräftiger Stimme die Herren Hecht und Lachs auf, die Thüre zu öffnen. Hecht warf einen raschen Blick durch das über der Thür befindliche Querfenster in des Generals Zimmer, und als er diesen also bewaffnet hinter derselben stehen sah, sprang er rasch zur Erde nieder, packte geschwind seinen Koffer und kletterte mit seinem Freunde Lachs die Wasserrinne entlang am Hause hernieder. Beide eilten sodann schleunigst zum Bahnhofe und reisten mit dem um fünf Uhr Morgens abfahrenden Zuge nach Hause.

Die Art und Weise, wie der schlachtennarbige Veteran am folgenden Tage sich im Hotel geberdet hat, soll erschrecklich gewesen sein; und als später sich das Gerücht verbreitete, Hecht und Lachs hielten sich in einer benachbarten Handelsstadt auf, so reiste er flugs dahin ab und soll zwei Tage darauf verwendet haben, sie daselbst ausfindig zu machen, was ihm jedoch nicht gelungen ist. Als dann mit der Zeit sein Zorn sich wieder legte, fing er an, den Vorfall von der lächerlichen Seite anzusehen, und war schließlich froh, daß er die beiden jungen Männer nicht getroffen hatte.

* * *

Vor einigen Jahren befand sich General Löwentritt auf einem Feldzug gegen die Indianer. Einer der seinem

Commando unterſtellten Offiziere war der Major Neſtküken. Das Kriegsgeſchick fügte es, daß beſagter Major in die Hände der Rothhäute fiel. Der General Löwentritt, dem dieſer Unfall ſehr zu Herzen ging, lag es ob, nach Beendigung des Feldzuges dieſe Trauerkunde der Frau Majorin zu überbringen. Während er ſich mit ſeiner Mannſchaft auf dem Rückmarſche befand, muß, wie es ſcheint, die Frau Majorin Neſtküken in ein anderes Haus gezogen ſein. Der General mag von dieſem Wohnungswechſel keine Kunde erhalten haben; er richtete alſo ſeine Schritte nach der alten Wohnung, deren nunmehrige Beſitzerin ein Fräulein Lockenwald war.

Der General Löwentritt beauftragte das auf ſein Läuten den Kopf zur Thüre heraus ſtreckende Dienſtmädchen, ſeiner Herrſchaft ihn anzumelden, nahm hierauf auf dem Sofa Platz und beſann ſich, wie er der unglücklichen Frau die traurige Kunde am Füglichſten und Schonungsvollſten mittheilen könnte. Als Fräulein Lockenwald in's Zimmer trat, begrüßte der General die Dame mit kummervoller Miene, und nachdem dann Beide Platz genommen hatten, entſpann ſich zwiſchen ihnen das folgende Geſpräch:

„Gnädige Frau, ich war mit dem Major befreundet von meinen Kinderjahren an. Wir haben, als wir Knaben waren, faſt beſtändig mit einander geſpielt. Ich reifte mit ihm zum Mannesalter heran, beobachtete mit Stolz ſeine tapfere und erfolgreiche Laufbahn; ich freute mich, als er ſich das liebe Weib heimführte, welches jetzt hier vor mir ſitzt, — und ich marſchirte mit ihm nach dem Weſten. Brauche ich Sie erſt zu verſichern, daß ich ihn liebte? Ich liebte ihn kaum weniger, wie Sie es thun!“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," sagte Fräulein Lockenwald. „Von wem sprechen Sie?"

„Nun, vom Major. Ich gebe zu, daß Ihre Liebe für ihn größer als die meinige gewesen sein mag; ich bin —"

„Ihre Worte sind mir ein räthselhaftes Geheimniß. Ich bin mir keiner derartigen Neigung bewußt."

„Nennen Sie es, wie Sie wollen, Madame. Ich weiß, wie innig das Band zwischen Ihnen und dem Major geschlungen gewesen, wie tief die Liebe war, welche seine und Ihre Seele in völliger Harmonie umfangen hielt. Und da ich dieses weiß, so empfinde ich natürlich um so tiefer die Schwierigkeit der Aufgabe, das eine dieser Herzen durch die Mittheilung des dem andern zugestoßenen Unheils mit Schmerz und Kummer zu erfüllen. Es ist dies eine Aufgabe, vor welchem auch ein Mann meines Schlages wohl zurückschrecken darf. Aber ich habe eine Pflicht zu erfüllen — eine traurige Pflicht. Was würden Sie dazu sagen, meine sehr geschätzte Frau, wenn ich Ihnen mittheilte, daß der Major ein Bein verloren hat? Was würden Sie dazu sagen?"

„Das weiß ich nicht. Wenn ich einen Major kennen würde, der ein Bein verloren hat, so würde ich ihm wahrscheinlich rathen, ein hölzernes zu kaufen," antwortete Fräulein Lockenwald.

„Leichtmüthig wie immer," sagte der General. „Grade so, wie er Sie mir geschildert hat. Arme Frau! Sie werden all' Ihre Kraft des Geistes noch nothwendig haben. Aber, meine verehrte Dame, angenommen, der Major hätte nicht nur ein, sondern beide Beine verloren — beide Beine, verehrte Frau — hätte nicht so viel Bein mehr an sich, wie eines Zeltpflocks Umfang

beträgt, um seinen Körper darauf zu tragen — was würden Sie dann sagen?"

„Wahrlich, mein Herr, dies fängt an, lächerlich zu werden. Ich kümmere mich gar nichts darum, ob Ihr Major so viel Beine wie ein Tausendfuß, oder gar keine hat. Wenn Sie irgend etwas ernsterer Natur mit mir zu reden haben, so muß ich Sie bitten, sich zu beeilen."

„Madame, dies ist ein viel zu ernstes Gespräch, als daß es mir einfallen sollte, zu spaßen. Der Major hat nicht nur seine Beine, sondern auch seine Arme verloren. Er hat absolut keine Gliedmaßen mehr. Das ist so wahr, als ich hier sitze. Ich bitte Sie, bekommen Sie keine hysterischen Zufälle."

„Das habe ich durchaus nicht im Sinn, mein Herr, und sehe auch gar keine Veranlassung dazu."

„Nun, Sie nehmen es recht leicht, das muß ich sagen. Aber noch habe ich Ihnen nicht das Schlimmste gesagt. Alle seine Rippen sind fort, seine Nase ist verschwunden, er hat nur noch ein Auge und nur noch ein halbes Schulterblatt. Ich versichere Sie auf Ehre, daß ich die Wahrheit spreche. Ich glaube kaum, daß er sich wieder erholen wird."

„Wenn er in einem solchen Zustande ist, so dürfte freilich die Wahrscheinlichkeit, daß er wieder gesundet, keine sehr große sein; aber ich vermag mit bestem Willen nicht einzusehen, inwiefern mich dieser Fall interessiren soll."

„Sie nicht interessiren! Nun, das ist erstaunlich! Nicht in— Aber, mein Gott, Weib, das ist noch nicht einmal die Hälfte von dem, was ich Ihnen zu sagen habe. Die Kopfschwarte des Majors ist abgelöst; er hat nicht so viel Flaum mehr auf dem Kopfe, als zu

einem Tuschpinsel nothwendig sein würde. Ein Pfahl ist ihm durch den Leib geschlagen, und so lange ist er an diesem geröstet worden, bis er zu einem harten festen Knoten zusammen geschrumpft war. Meine Privat-Ansicht ist, daß er höchst wahrscheinlich niemals wieder losgemacht und ausgeglättet werden wird. Wenn das Sie nicht rührt, so müssen Sie ein Herz von Stein haben."

„Das thut mir für den armen Menschen sehr leid; aber persönlich berührt mich die Angelegenheit nicht im Geringsten."

„Nun denn, da Sie so gleichgültig sind, so will ich Ihnen in dürren Worten sagen, daß der Major so todt, wie Julius Cäsar ist! Die Indianer haben ihn erschlagen, verbrannt und zerfetzt. Das ist die ungeschminkte Wahrheit, und seine letzten Worte zu mir waren: ‚Theile das Schreckliche meiner Mathilde in schonender Weise mit.' Sie sehen, wie der Mann Sie geliebt hat. Er hat Sie höher geschätzt, als Sie ihn zu schätzen scheinen. Er hätte den Tod mit Freuden begrüßt, wenn er gewußt hätte, daß er Ihrer Liebe verlustig ist."

„Was sagten Sie, daß seine letzten Worte gewesen seien?"

„Gerade, als seine Seele sich zu jenen lichteren Höhen, zum ewigen Leben aufschwang, da lispelte er mir noch etwas in's Ohr. Das flößte mir Kraft ein zu einem gewaltigen Sprung, und ich entfloh den Wilden, um Ihnen seine letzte Botschaft zu bringen. Jene Botschaft lautete: ‚Theile es meiner Mathilde in schonender Weise mit!' Das sagte der Major mit sterbenden Lippen."

„Nun, warum theilen Sie denn dies jener Mathilde nicht in schonender Weise mit?"

„Madame, ein solcher Flattersinn ist in hohem Grade ungeziemend. Ich habe es Ihnen, der Majorin Nestküken, mitgetheilt — in schonendster Weise mitgetheilt — Sie haben Alles gehört."

„Glauben Sie denn, daß ich die Gattin des Major Nestküken bin?"

„Gewiß," rief Löwentritt.

„Nun, so muß ich Ihnen sagen," rief lachend Fräulein Lockenwald, „die Frau Majorin ist am letzten December in die Marktstraße gezogen. Am Ende dürfte es gut sein, wenn Sie die Dame dort aufsuchten."

Der General blickte Fräulein Lockenwald einen Augenblick lang ernst an; dann sagte er, daß er nach ihrem Rathe handeln wollte. Er erhob sich und wünschte Fräulein Lockenwald einen guten Morgen, und ging nach der Marktstraße, um die verwittwete Frau Majorin Nestküken aufzusuchen. Als nun diese die Trauer-Nachricht vernahm, war sie tief bewegt und schluchzte in der herzerschütterndsten Weise. Sie legte Trauerkleider an, und die Lebensversicherungs-Gesellschaft zahlte ihr die auf den Major fällige Prämie aus. Die Freimaurer-Loge, welcher der Major angehörte, beschloß Beileids-Kundgebungen, seine Familie theilte sich in seine Hinterlassenschaft und die Gemeinde gab sich der vollkommenen Ueberzeugung hin, daß der Major für immer und unwiederbringlich todt sei.

Etwa ein Jahr darauf erschien Major Nestküken plötzlich in der Stadt, ohne vorher seine Ankunft angemeldet zu haben. Die Indianer hatten ihn einfach gefangen gehalten, und im Laufe des Herbstes war es ihm gelungen, zu entfliehen.

Als der Major nun nach seinem Hause ging, fand er seine Frau mitten auf der Veranda mit Herrn Sproß-

berg — dem Manne, welchem sie sich neuerdings verlobt hatte — in traulichem Gekose sitzen. Die Scene, welche nunmehr folgte, war noch ergreifender, als sie im gleichen Falle von den zahlreichen Dramatikern und Operntext-Dichtern, welche denselben Gegenstand schon behandelt haben, geschildert worden ist. Der Major ergriff die ungetreue Mathilde noch heftiger als Edgar die treulose Lucia, worauf Sproßberg Mathildens Partei ergriff und dem Major den Sachverhalt klar zu machen versuchte. Darauf ergriff der Major den ihm zunächststehenden Stuhl und zerschmetterte denselben an dem Haupt des demonstrativen Nebenbuhlers, welcher scheinbar entseelt zusammensank. Mathilde ergriff die Gelegenheit, um in eine Ohnmacht zu fallen, und dem Major blieb unter solchen Umständen nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen.

So erzählt wenigstens General Löwentritt, wenn er etwas angeheitert ist, die Geschichte und fügt mit leichtem Blinzeln des linken Auges bei, Major Nestküken sei zwar noch am Leben und betreibe eine Weinhandlung in New-York, habe es aber für gut befunden, den Eintrag in's Blechlinger Todtenregister nicht annulliren zu lassen.

* * *

Die eigenen häuslichen Angelegenheiten des Generals Löwentritt befinden sich in einem verhältnißmäßig recht günstigen Zustande. Wie er selbst des Oefteren betont, ereigneten sich der „Scenen" in seiner Ehe nur sehr wenige, denn seine Gattin Flora sei ein musterhaftes Weib. Nur ein einziges Mal habe sie ihm — freilich ohne ihre Schuld — Ursache zu Angst und

Bestürzung gegeben. Das war, nach Löwentritt's eigener Erzählung, folgendermaßen zugegangen:

Löwentritt hatte in Amtssachen eine Reise nach Quarzstetten antreten müssen. Kurz nach seiner Ankunft daselbst packte ihn eine namenlose Unruhe. Er hatte seine theure Flora „in interessanten Umständen" daheim gelassen, und eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, daß sich ein „freudiges Ereigniß" vorbereite. Kurz entschlossen, wie Herr Löwentritt es immer ist, hatte er sich auf den Schnellzug gesetzt, war nach Blechlingen gedampft und unvermuthet in seinem theuren Heim angelangt.

Inzwischen hatte nun seine Frau Schwiegermama an ihn das folgende Telegramm gesendet:

„Ein weiteres Töchterlein soeben angekommen. Flora nicht ganz wohl. Komme gleich zurück!"

Das Telegramm war in Quarzstetten richtig eingetroffen, war aber, da Löwentritt bereits wieder abgereist war und im Hotel seine Rückkehr auf den folgenden Tag festgesetzt hatte, einfach zurückgehalten worden.

Nachdem der General sich über die glückliche Vermehrung seines Familienhaushaltes Beruhigung verschafft hatte, war er am folgenden Morgen nach Quarzstetten zurückgereist, ohne indessen von seiner Frau Schwiegermutter, die in wichtigen Sachen niemals unnöthige Worte machte, von dem an ihn gesandten Telegramme unterrichtet worden zu sein.

Kaum hatte nun Löwentritt sein Zimmer im Hotel wieder betreten, als der Telegraphen-Beamte mit dem bewußten Telegramm sich einstellte. Löwentritt öffnete dasselbe mit bestürzter Miene und las:

„Ein weiteres Töchterlein soeben angekommen. Flora nicht ganz wohl. Komme gleich zurück!"

Der General wußte sich vor Verwunderung und Bestürzung nicht zu fassen. Die ganze Nacht hindurch marschirte er ruhelos in seinem Zimmer auf und nieder, und je mehr er einen Schlüssel zu dem sonderbaren Vorfall zu finden suchte, desto größer wurde seine Unruhe. Mit dem in der Frühe abgehenden Eilzuge reiste er also zum andern Male nach Blechlingen zurück, und war während der Fahrt in einem Zustand der fieberhaftesten Aufregung. Am Blechlinger Bahnhofe fand er zum Glück den ihm als Milizsoldat bekannten Lohnkutscher Jonas, und dieser fuhr ihn in rasender Eile nach seiner Wohnung. Als seine Schwiegermutter ihn in athemloser Hast die Treppe heraufgestürzt kommen sah, verfiel sie vor Schreck in Krämpfe.

Als Löwentritt in der Kinderstube nur einen einzigen Säugling bemerkte, wurde es ihm leichter um sein geängstigtes Vaterherz; und alle Sorge und Kümmerniß verschwand aus demselben, sobald er erfahren, auf welche Weise das ganze Mißverständniß hervorgerufen worden war. Den Telegraphen-Beamten in Quarzstetten hätte er freilich gern seinen Zorn fühlen lassen dafür, daß derselbe das Datum eigenwillig um einen Tag später auf der Depesche angegeben hatte. Dieser aber hatte, in der Ahnung des sich über seinem Haupte zusammenziehenden Unwetters, einen längeren Urlaub nachgesucht und erhalten, und bis zu seiner Zurückkunft hatte sich des im Grunde doch gutmüthigen Generals Zorneswuth bereits wieder gelegt.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Mancherlei geniale Erfindungen des Hans Linsenmeier.

Hans Linsenmeier ist den verehrlichen Lesern und Leserinnen dieser Blätter nicht unbekannt; seinem Hirn entsproß ja bei Gelegenheit der Blechlinger Canal-Schifffahrts-Enquête der seltsamlich kühne Gedanke, in Taucher-Ausrüstung gekleidete Esel als Schiffs-Zugthiere auf dem Grunde des Wassers entlang traben zu lassen. In diesem Capitel sollen nun einige weitere Erfindungen des nämlichen scharfsinnigen Mannes auf anderen Gebieten registrirt werden.

Seit Langem schon hatte Linsenmeier die Nothwendigkeit erkannt, den vielseitigen Wirrnissen, in welche die Menschheit durch die große Veränderlichkeit der Witterung gebracht wird, ein Ziel zu setzen. Um dieses Vorhaben zu erreichen, hatte er eine Anzahl Barometer, Hygrometer und andere Instrumente dieser Art in seiner Wohnung aufgehäuft und vermeinte nun, durch aufmerksames Notiren von deren Ausweisen, wie durch Beobachtung der Wolken und Winde nach seiner eigenen Theorie den Stand der Witterung drei Tage im Voraus bestimmen zu können. In der Mitte des Wonnemondes hatte Herr Placidus Klopfer im Sinne, mit seiner Knaben-Schulanstalt einen Ausflug nach den nahen Wäldern zu machen; und da nun Linsenmeier nach Maßgabe seines neuen meteorologischen Systems feststellte, daß am dritten Dienstage dieses Monats kein Regen fallen würde, so bestimmte Herr Placidus diesen Tag zu dem projectirten Jugend-Festtage. Beim Ausmarsch sah zwar der Himmel sehr bewölkt und regnerisch aus; da aber Linsenmeier

wiederholt versicherte, daß es an diesem Tage nicht regnen könne, so fühlte man sich beruhigt und zog mit fliegender Schulfahne, ausgerüstet mit Mundvorräthen aller Art, aus dem Städtchen heraus. Zwei Stunden später jedoch, nachdem die Gesellschaft an Ort und Stelle angelangt war, fing es an zu regnen, erst nur schwach und in spärlichen Tropfen, dann aber stärker und stärker, bis endlich ein anhaltender stetiger Landregen niederfiel, der so heftig wurde, daß alle Mundvorräthe verdarben und Jedermann bis auf die Haut durchnäßt wurde.

Wenige Wochen nach diesem Ereigniß sollte die Jahres-Ausstellung des Blechlinger Landwirthschaftlichen Vereines abgehalten werden. Der zweite Mittwoch des Junimonats war dazu bestimmt. Da aber Linsenmeier voraussah, daß an jenem Tage ein schrecklicher Nordost-Sturm sich einstellen würde, so schlug der Präsident der Gesellschaft die Verschiebung der Feierlichkeit auf einen günstiger prognosticirten Tag vor. Man leistete diesem Vorschlage Folge, und — die Ausstellung konnte in diesem Monat gar nicht mehr abgehalten werden, denn jener Mittwoch war der einzig helle Tag im ganzen Monat gewesen.

Am ersten April kündigte Linsenmeier an, daß bis zum fünfzehnten kein Regen fallen würde, — und richtig an jedem Tag, mit Ausnahme des zehnten, der uns leichten Schneefall brachte, regnete es in Strömen.

Am fünfzehnten Juni sah Linsenmeier voraus, daß der übrige Theil des Monats naß sein würde; statt dessen aber hatten wir die größte Hitze und Dürre, deren man sich in Blechlingen entsinnen konnte.

In den ersten Tagen des Juni fing Linsenmeier an, gelinde Zweifel in die Richtigkeit seines verbesserten Wetterprophezeihungs-Systems zu setzen, und gewann

schließlich die Ueberzeugung, daß dasselbe contradictorisch functionire. Als ihn nun der Blechlinger Professor der Pyrotechnik, Herr Brandstetter, fragte: ob es gerathen sei, am fünften eine pyrotechnische Schaustellung zu veranstalten, so consultirte Linsenmeier sein verbessertes System und ersah aus demselben, daß für jenen Abend Regenwetter angekündigt sei. Er hatte nun die Gewißheit, daß es an jenem Tage hell sein würde, und rieth dem Professor Brandstetter zum Abbrennen seines Feuerwerks.

Am Abend des fünften Juli aber, gerade als der Professor seine Raketen und Sonnen sämmtlich in Ordnung gebracht hatte, fing es an zu regnen, und bald darauf trat ein solches Unwetter ein, daß der Fluß beinahe um zehn Fuß stieg. Da nahm Linsenmeier seine sämmtlichen Hydro-, Hygro-, Baro- und Thermometer und warf sie zum Fenster hinaus; die Stange, auf welcher der Wetterhahn saß, zerhackte er, und das angefangene Manuscript zu dem Buche, welches er zur Erklärung seines Systems drucken lassen wollte, überlieferte er den Flammen. Er hält sich von nun an wieder, wie vordem, an die im „Hochwächter" allwöchentlich veröffentlichten „Meteorologischen Beobachtungen."

* * *

Als Linsenmeier's Gattin Natalie ihr erstes Kindlein gebar, war es des zärtlich besorgten Ehemannes und Vaters erste Obsorge, eine selbstschaukelnde Wiege für den jungen Weltbürger zu construiren. Er stellte die Triebkraft zur Ingangsetzung der Maschinerie aus einem alten Uhrwerke her, welches durch eine riesige Stahlbandfeder in Bewegung gesetzt wurde, die stark

genug war, um seinen Pferdebahnwagen eine ganze Woche lang fortzutreiben, ohne daß man sie hätte aufzuziehen brauchen. Sobald der Bau der Wiege vollendet war, legte er den zarten Sprößling auf einem Kissen in dasselbe hinein, und ließ nun die Maschine laufen. Sie arbeitete vortrefflich, und nachdem er eine Zeit lang sein Werk mit Befriedigung betrachtet hatte, legte er sich in einem glückseligen Bewußtsein zu Bette.

Gegen Mitternacht aber hörte er auf einmal, wie etwas „Schnur-r-r-r-r! Sur-r-r-r-r! Bum-m! bum-m!" machte, wie die Spindel oder etwas derartiges im Uhrwerke nachgab; und ehe noch Linsenmeier aus dem Bette springen konnte, machte die Wiege bereits neunzig Umdrehungen in der Minute, sprang im Zimmer herum und rannte gegen die Möbeln an in einer Weise, die gräßlich anzuschauen war.

Der erste und einzige Gedanke des Erfinders war nun, wie er das Kind aus der Wiege herauskriegen sollte. Nach einem momentanen Besinnen tauchte ein glücklicher Gedanke in ihm auf. Er nahm eine Leiste aus der Bettlade und hielt diese unter die Wiege. Bei der nächsten Abwärts-Bewegung hielt dieselbe mit einem Ruck inne — das Kind flog gleich einem, aus einer Wurfmaschine geschleuderten Steine gegen den Waschtisch — die Maschine aber fuhr fort im Zimmer umherzusurren, sobald die Leiste entfernt wurde; und selbst nachdem Linsenmeier, von Wuth gepackt, sie zum Hinterfenster hinaus in den Garten geschleudert hatte, drang dieser schreckliche Laut noch immer zu seinen Ohren. Am folgenden Morgen wurden Beschwerden über den seltsamen Lärm, der in der letzten Nacht von Linsenmeier's Garten her ertönt sei, in der ganzen Nachbarschaft laut, und Linsenmeier sah sich,

um nur Ruhe zu bekommen, schließlich genöthigt, die Maschine zu seiner selbstschaukelnden Kinderwiege in den nahen Fluß zu versenken.

* * *

Auf den Rath seiner Frau Natalie wandte sich Linsenmeier nach diesem verunglückten Wiegen-Experiment wieder demjenigen Fache zu, in welchem er schon mehrfach, und nicht ganz ohne Erfolg, thätig gewesen war, nämlich dem Schifffahrtswesen. Bei Gelegenheit der Construction jener Taucher-Ausrüstung für Esel war ihm bereits der Gedanke gekommen, daß sich eine Vorrichtung erfinden lassen müsse, mittelst deren ein Mensch auf der Oberfläche des Wassers entlang zu laufen vermöchte. Er entschloß sich nun, an die praktische Ausführung dieses Gedankens zu schreiten, und construirte ein Paar leichter, schmaler Boote, die sehr flach und nur vier Fuß lang waren, und die sich derjenige, welcher über das Wasser zu laufen gesonnen wäre, an die Beine festzuschnallen hatte. Er gab seiner Erfindung den Namen „Linsenmeier's Wasser-Perambulator," und stellte die Behauptung auf, daß Jedermann mit Hilfe dieses „Perambulators" ohne erhebliche Vorübung ebenso leicht und schnell über die Fläche eines Teiches oder Flusses dahingleiten könne, wie ein Schlittschuhläufer über das Eis; ja, Linsenmeier ging noch weiter, er sagte, daß diese neueste seiner Erfindungen zweifellos dazu berufen sei, eine Umwälzung in dem gesammten Schifffahrtswesen hervorzurufen: denn wenn die Menschen durch diese seine Erfindung das alte Sprichwort, daß „Wasser keine Balken habe," Lügen zu strafen vermöchten, so sei bis zur gänzlichen Abschaffung von Per-

sonen-Dampf- und Segelschiffen nur noch ein kurzer Schritt. Der Tag, wo ein reiselustiger Wanderer sich „Linsenmeier's Wasser-Perambulator" unter die Füße schnalle und über den Ocean nach Indien seinen Cours nehme, sei jetzt durchaus nicht mehr fern.

Kurze Zeit darauf nun lud Hans Linsenmeier alle seine Freunde und Bekannten —

Extra-Blatt

des

„Hochwächter für Intelligenz und Handel."

Blechlingen, den 25. April 1877, 10 Uhr
25 Minuten Vormittags.

Nach einem soeben aus der Verlagsbuchhandlung des Herrn Aug. Berth. Auerbach in Stuttgart eingetroffenen Kabeljau-Telegramm ist zwischen Rußland und der Türkei der Krieg erklärt worden.

Da hienach zu befürchten steht, daß das europäische Publicum in unmittelbarer Zukunft den Großthaten unserer biederen Blechlinger nicht jene Aufmerksamkeit entgegenbringen könnte, welche allein mit unserer Würde sich verträgt, so theilen wir andurch zur allgemeinen Kenntnißnahme mit, daß nach Rücksprache mit unserem verehrten Mitbürger, Herrn Hans Hieronymus Munchhousen, die Schilderung fernerer fortschrittlicher Errungenschaften unserer Mitbürger bis auf Weiteres ausgesetzt bleiben wird.

Die Redaction
des „Hochwächter für Intelligenz und Handel":
Typophil Griesgram.

Blechlinger Adreßbuch

zu Nutz und Frommen der t. t. Leser.

	Seite
Abele, Kosmos	29
Adur, aus Versehen Gatte der Frau Volta Subito	80
Aghil Aga, der Nachfolger Amyntor's	53
Ahasverus, Schuhmacher und „Ewiger Jude"	312
Ajax, Frau Etschenberger's Hündlein	111
Amyntor, des Baldamus Bohnenstengel unbezahlbares Roß	39
Baumpfahl, Gartenkünstler	95
Beisele, Schlosser	47
Bitterwasser, Leonhard	147
— Magdalena, Frau	143
Blechschmied, siehe Ferblantier.	
Bohnenstengel, Baldamus	35
Bohnenstengel, Eulalia, Frau	40
— Lisette, Fräulein	44
Brandenstein, Kaufmann	165
Brandstetter, Professor der Pyrotechnik	336
Braun, Dr., prakt. Arzt	15
— Fräulein Julia	206
Brinz, ein Muster-Ehemann nach dem Tode	256
— Aurora, geb. Gans	256
Brombeeren-Müller	144
Buddäus, Dr., Schulrector	56
Butterweck, Tragöde	260
Etschenberger, Frau	109
Fein, Kirchenältester und Director der Blechlinger Gasfabrik-Gesellschaft	184
Ferblantier, recte Blechschmied, Charlatan	317
Flederwisch, Dagobert, Thierarzt	46
Fritsche, Wunibald, installirt bei Schwadekrach	281
Ganzhorn & Ganzhorn, Eisenhandlung	168
Giftmichel, Reporter	89
Gimpel, Orts-Gendarm	300
Griesgram, Typophil, Redacteur	77
Haarwachs, Steph., Knecht bei Gerichtsrath Watschler	120
Hadermann, ein geleimter Geistlicher	321

Seite

Hahnenkamm, Nepomuk Cincinnatus 47
Hans-Caspar, ein Opfer seines Berufs als Eseltreiber-Aspirant . . . 23
Harsch, Bildhauer und Grobian 148
—, derselbe, als lackirter Schöffe 278
Hasenkleber, Rufus, der Freund des ‚Armen Rothen Mannes,‘ Erfinder des „Atmosphärischen Scalp-Heber“ . . . 197
Hecht, Ellenritter . . . 325
Heulmann, Vater eines angeschmierten Sohnes 322
Holzbock, Anton, Farmer in Kakschenduhden . . 120
Honigseim, Euphrosyne Melitta, Jungfrau und Verschwörerin . . . 152
Hugendubel, Medardus, Kandelsieder's Großonkel 176
Jokel, Pferdeknecht . . 41
Jonas, Blechlinger Milizsoldat und Lohnkutscher 335
Kandelsieder, Florian 107 (159)
— Leonore . . 108 (165)
— Alfred 161
Käthe, bedienstet bei Kandelsieder's 173
Katzenmeier, Frau, eine an „Leber-Regulator“ zu Grund Gegangene . . 323
Kidd, Nelson, See-Capitän 192
Kiekebusch, Franz . . . 102
Kiesewetter, Florian . . 47

Seite

Kimmich, Kirchen-Aeltester 109
Klauber, Notar, Doctor . 16
— junior 68
— Luischen, Frau . . 131
Klein, Joseph, Prediger . 134
— Joseph, Preiskämpfer 134
Klopfer, Placidus, Schulmeister 62
Knödler, Magistrats-Rath 250
Kurz, Alois, Preiskämpfer 135
Lachs, Reisender . . . 325
Lämmlein, Cyprian . . 190
— Petrus, Kirchendiener 184
Lautenschlager, Eisen- und Kurzwaaren-Handlung. 106
Leckerle, Albert Theodor. 47
Lehmann, Herr und Frau 175
Lilienstengel, Nehemias, Farmer 48
— Artemisia, Frau . 49
Linde, Gerichtsschreiber . 277
Linsenmeier, Hans. . . 28
— Natalie, Frau . . 338
Löwentritt, General der Blechlinger Miliz . . 324
Lüders, „die deutsche Rheinlands-Eiche“ . . 135
Machilo, Erfinder des „Sommersonnenhitzeverminderungsapparat“ . 307
Madritzki, Café-Restaurant 282
Marco, ein armloser Liebhaber 81
Martin, Frau 231
Maßelgruber, Heinrich . 25
Maßlieb, ein Hunde-Gartenkünstler. 90

	Seite
Maultrommel, Commandant der Blechlinger Stadtgarde	232
Meerrettig, recte Typophil Griesgram	78
Meier, Allerwelts-Popanz	3
— Herr und Frau	176
Meisel, Gottfried	144
Meyer, Gebrüder, Gemischtwaarenhandlung	167
Miller, Gotthold Samuel	144
Möller, Gottlob	144
Mücke, Hermann, Spezereiwaarenhandlung	70
Müller, allgemeiner Vertreter dieser internationalen Familie	3
— Frau	106
— Gottlieb	144
—-Miller-Möller-Meisel, Frau	148
Nestküken, Major, Held einer ergreifenden Episode	329
Ochs, Frau	321
Peter, Max, Kaufmann	168
Pfalzburger, Tabakshändler	141
Pfeifer, Fidel, Seifenfabrikant	108
— Anna, Frau	108
Pfizenmaier, Watschler's Adlatus	128
Pfummel, Gegner des Rummel	291
Piepenbrink, Peter	26
— Philomele, Frau	33
Pumper, Florentin, Harmonica-Musicus	47
Purzpichler, Habakuk	26
Quintlein, Tobias, Handelsmann	200
— Apollonia, Frau	202
Quirl, Dr., Zahnarzt	263
Rabe, Herr und Frau	177
Reisewitzens	177
Rohrdommel, Capitän	23
Roth, Dr., prakt. Arzt	13
Rummel, Gegner des Pfummel	291
Rupfer, Advocat	102
Säuseler, der Trompeter von Blechlingen	261
Schafskopf, Pythagoras, Polizeimeister	134
Schilling, Wenzel	230
Schlagintweit	323
Schmachtlappen, ein aufstrebender Novellist	79
Schmalz, Leberecht, Magnetiseur	9
— —, Nimrod	217
— Trine, Frau	14
Schmälzlein	12
Schnabel, Abel, Held einer Parabel	192
Schnakenwurz, Eulalia, Jungfrau	41
Schrick, Fritz, installirt bei Schwadekrach	281
Schreihals, Gallus, Nachtwächter	127
Schulze der bekannte	2
—-Scipio, Paul	66
Schummler, Aristides	29
Schwadekrach, Gefängnißwärter	279
Schwalbe, Apotheker	189
Schwandenberger, Frau	61
Schwänzlein, Hieronymus	29

	Seite
Senft, Dietrich, Stadt-Director	235
Sibbe, Frau, Zwiebel's Tante	206
Specht, Martin	29
Speidel, Barnabas, Prediger	100
Stankewitz, Erfinder von „Stankewitzens desinficirender Carbol-Thürmatte“	85
Stark, Familie	83
Steinborn, Accisor und Steuer-Einnehmer	139
Stötterer, Max Nebenchari	47
Subito, Volta, Frau	80
Traumichel, Gottlieb Anton	47
Trittmüller, Herr und Frau	177
Uglunde, ein Liebchen mit zweierlei Augen	81
Varrentrapp, Zacharias	107
Waizenfelder, Landwirth	99
Wanzer, Gebrüder, Möbelhändler	166
Wasserhose, Herr und Frau	176
Watschler, Amadeus, Gerichtsrath und Obmann des Schul-Comité	57
— Irma, Frau	61
Wehmeier, Hans	47
Weise, Lactantius, Milchlieferant	115
Willing, Zeno	230
Windbeutel, Delegirter der Blechlinger Dorcas-Gesellschaft	112
Wunderlich, Fritz, ein Erfinder	27
— derselbe, ein ruheloser Todter	270
Würgengel, Clotilde	74
Wurster-Höllenstein, Ambrosius, Gelegenheitsdichter	301
Zeisele, Schreiner	47
Ziegele, Hundepartner des Abele	287
Zuckerle, Todtengräber	148
— Phanes Ehrenfried	47
Zwiebel, Gracchus, Ellen-Ritter und Dilettant in diversen schönen Künsten	205

Im gleichen Verlage sind ferner erschienen:

Der Amerikaner oder Marquis u. Yankee.

Roman von Henry James jun.

Frei bearbeitet von **Heichen-Abenheim.**

2 Bde. 8°. 45 Bogen. Preis 6 Mark.

Der geistvolle Verfasser hat in diesem mit großer Spannung erwarteten Romane das hochinteressante Problem zum Vorwurf genommen, den thatkräftigen, in der stürmevollen Schule des „self-made man" gehärteten Sohn des Westens dem stolzen Repräsentanten eines alten europäischen Adelsgeschlechts gegenüberzustellen. Die Schilderung der hieraus resultirenden Contraste ist mit feiner Nüancirung durchgeführt und bietet dem Leser ein pikantes Zeitbild von vorzüglicher Farbenfrische und anmuthender Unmittelbarkeit der Beziehungen.

Thankful Blossom.

Eine Liebesgeschichte aus dem Jahre 1779

von

Bret Harte.

Autorisirte Ausgabe.

9 Bogen in sehr eleg. Ausstattung. Preis 1½ Mark. Fein geb. 2½ Mark.

(Zweite, von **Heichen-Abenheim** besorgte Auflage erscheint binnen Kurzem).

.... Der Amerikaner Bret Harte ist der literarische Modeliebling geworden. ... Thankful Blossom ist eine Uebertragung des modernen amerikanischen Ladythums auf vergangene Zeiten, ein keckes, bewußtes Dämchen der heutigen Yankeeschaft, dennoch in ihrer Ungebundenheit höchst liebenswerth, charaktergroß und herzensedel. .... Hamburger Nachrichten.

.... sehr gut übersetzt und sehr elegant ausgestattet .... Neue Freie Presse.

.... Bret Harte's vorliegende kleinere Erzählung wird sich namentlich das Herz derjenigen Leser gewinnen, welche seinen übrigen Werken keinen unbedingten Beifall zollten. Der Dichter führt uns diesmal in eine durchaus anständige Gesellschaft. Dieselbe gruppirt sich um die ewig denkwürdige Gestalt Washington's ... Bret Harte liefert uns in „Thankful Blossom" eine anmuthige psychologische Studie, deren Motiv die urplötzliche Entfaltung einer Mädchenblüthe unter dem Hauch einer tiefen Liebe bildet. .... Weser-Zeitung.

Der Tisch-Despot

von

Oliver Wendell Holmes.

Deutsch von L. Abenheim.

27½ Bogen. 8°. Preis 3 Mark.

.... Man pflegt allzugerne die Achseln zu zucken, wenn von dem geistigen Leben und den tieferen Geistesproducten der transatlantischen Republik die Rede ist und will es nicht gelten lassen, daß „drüben" neben und trotz allem Jagen nach Erwerb und Gewinn auch das rein geistige Streben nicht vergessen wird und daß dort die duftige Blume der Poesie gedeiht. Ist etwa Bret Harte kein Dichter? Aber, wird man ausrufen, ein Philosoph! Ein Weltweiser mitten im geschäftigen Getriebe der Vereinigten Staaten — das wäre ein weißer Rabe. Wir möchten den Leser mit einem solch' seltenen Wesen in dem Verfasser des obigen Buches bekannt machen. Holmes vereinigt ein mit der subtilsten Feinfühligkeit des Poeten begabtes Gemüth mit einem durchdringenden, die fortgeschrittensten Resultate der Wissenschaft verwerthenden Verstand und ist uns durch diese doppelte Anziehungskraft eine edle Erscheinung, die wir lieb gewinnen und hochachten müssen. Unser amerikanischer Denker ist ein Apostel der Liebe, und zwar der Liebe im allerschönsten, erhabensten Sinne. Er wägt in der einen Hand die gesammelte Wissenschaft der Jahrtausende, in der anderen zeigt er uns ein wahres, echtes, feines Menschengemüth.

Eine Fülle von Gleichnissen, die, zum großen Theil der brausenden Welt des amerikanischen Getriebes entnommen, uns mit einer ungewohnten Unmittelbarkeit berühren, machen rasch den Anschauungskreis des amerikanischen Denkers zu unserm eigenen; wir gewinnen ihn lieb, diesen gutmüthigen Tisch-Despoten, der so scharf zu treffen und doch so innig zu lieben versteht .... Hamburger Nachrichten.

... Die Literatur Nord-Amerika's wächst nicht nur in die Breite und Tiefe, sie wird auch reicher an Arten. Bret Harte u. Henry James jr. sind uns durch ihre Leistungen auf dem Gebiete des Romans bereits bekannte und liebe Namen geworden, und jetzt taucht eine ganze Reihe von Satirikern auf, die im Gewande der Plauderei mit Scorpionen züchtigen... Der Autor hält hier zwanglose Reden an eine Tischgesellschaft, deren Mitglieder ihn unterbrechen, mitsprechen, Einwürfe erheben, wie es sich gerade fügt. Das bringt Leben und Farbe in diese Reden und läßt des Autors echt amerikanischen grotesken Witz, seine sarkastischen Seitensprünge amüsant in allen Farben schillern und gibt ihm Anlaß, feine und geistreiche Porträts aus der Gesellschaft zu ziehen. Das philosophische System dieses „Despoten" ist der Kampf gegen Heuchelei in jeder Form, sein Ideal die gesunde Vernunft. Das Buch ist eine sehr beachtenswerthe Erscheinung....

Ueber Land und Meer.

Illustrirte Geschichte
der
Vereinigten Staaten
von
Amerika.

Text von Benson J. Lossing, Zeichnungen von Felix Darley.

In 8 Halbbänden à 4 Mark.

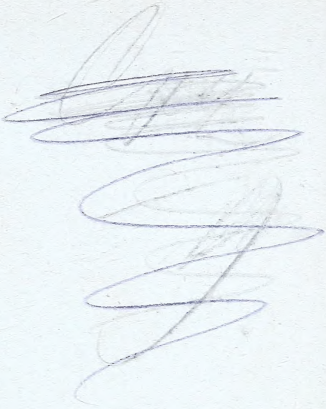
Prospect zum zweiten Halbband.

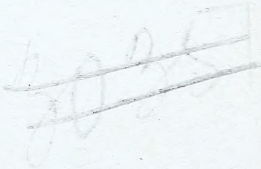
Abermals vollzieht sich in Europa — im Osten, wo der Kampf zwischen dem Osmanenreiche und der treibenden jungen Herschermacht des Nordens in hellen Flammen entbrannt ist — einer jener weltgeschichtlichen Vorgänge, welche dazu berufen sind, die Etappen der fortschreitenden Cultur mit blutigen Marksteinen zu bezeichnen. Leider ist es noch immer die Entscheidung des Schwertes, welche Jahrhunderten ihre Gestaltung aufprägt, und der Machtspruch der Kanonen wird die grimmige Lösung gesellschaftlicher Probleme insolange bleiben, als sich nicht der civilisatorische Gedanke zu der Höhe der Erkenntniß aufgeschwungen haben wird, daß das einzig würdige und zugleich das wirksamste Geschütz der Zukunft die — Buchdruckpresse ist. In dem geduldigen Ringen nach diesem heute noch fernen Ziele bildet die Geschichtschreibung ein mächtiges Hülfsmittel. Ist doch Klio's Griffel zumeist in Blut getaucht, und der Spiegel, welchen die ernste Muse dem Menschengeschlecht darreicht, zeigt uns in erstarrten Zügen die häßliche Verzerrung und die wahngetriebene Entartung jenes im Ebenbilde des ewig Reinen erschaffenen Menschengeistes.

Die in gegenwärtigem Band vorliegenden Abschnitte unserer „Illustrirten Geschichte der Vereinigten Staaten" behandeln hauptsächlich die Entwicklung der verschiedenen transatlantischen Niederlassungen und Kolonien während des siebzehnten Jahrhunderts. Noch sind die jungen Staaten, welche mitten in der Wildniß die heiligen Symbole freier Glaubensübung und politischer Unabhängigkeit aufgerichtet haben, durch den heftigen Wogenprall der staatlichen und religiösen Stürme der Mutterländer in erschütterungsvolle Mitleidenschaft gezogen, allein schon beginnt zugleich mit dem wachsenden Machtgefühl jener Geist bewußter und geschlossener Eigenartigkeit sich auszubilden, welcher in den späteren Zeiten dieses junge Volk zu ruhmreichen Großthaten gegen das ganze Kraftaufgebot seiner Unterdrücker befeuert hat. Die Vertriebenen aller Völker suchen sich eine neue Heimath in den Staaten jenseits des Oceans; an die Stelle beutegieriger Abenteurer, welche nur die Lust nach Gold übers Meer gelockt hat, treten ernste Männer, und das sittigende Band der Familie läßt inmitten aller Gefahren Wohnstätten der Arbeit und gedeihliche Heimwesen da erstehen, wo bisher nur der flüchtige Fuß des Jägers seine Eintags-Spur hinterlassen hatte. Aus dem Rahmen der allgemeinen Zustände treten scharf ausgeprägte Charaktere, Männer von hoher, gesetzgeberischer Begabung und unerschütterlicher Festigkeit des Willens hervor, und wir verlassen die jungen Staaten in dem Anfang jener politischen Gährung, welche nach langjährigem innerem Ringen und Kämpfen zu der gewaltsamen Befreiung der Kolonien von dem Joch des Mutterlandes führte.

Stuttgart, im Mai 1877.

30351





30495